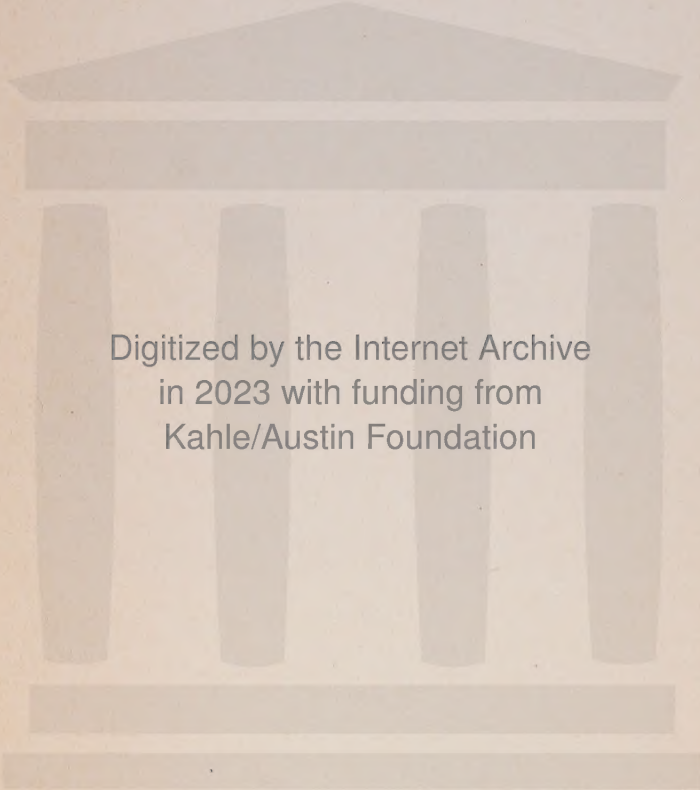


Alfred Hien



# Die Stadt in den Wolken





Digitized by the Internet Archive  
in 2023 with funding from  
Kahle/Austin Foundation







ALFRED WIEN

# Die Stadt in den Wolken

Zur religiösen Kulturkrise der Gegenwart

Zweite, erweiterte Auflage  
(Viertes bis sechstes Tausend)



1929

Hellmuth Wollermann Verlagsbuchhandlung (W. Maus)  
Braunschweig

CB  
83  
W647  
1929

Die erste Auflage, das 1. — 3. Tausend, erschien Ende 1928,  
die zweite, das 4. — 6. Tausend, Mitte 1929.

Copyright 1928 by Hellmuth Wollermann Verlagsbuchhandlung, Braunschweig  
Printed in Germany

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart



## Vorwort

Dieses Buch will versuchen, einen Querschnitt durch die Gegenwart zu vermitteln, deren kulturelle Krise auf allen Gebieten des seelischen und geistigen, des politischen und wirtschaftlichen Lebens darzustellen es unternimmt. Den tiefsten Grund dieser Krise findet es in der allenthalben immer drohender um sich greifenden Entgeistigung und Entseelung, die — unter dem bestimmenden Einfluß des Materialismus und Atheismus als praktischer Weltanschauung — nicht nur in Deutschland oder Europa, sondern in der ganzen zivilisierten Welt für die Völker der Erde eine immer mehr unglückliche und unselige Daseinsführung gezeitigt hat.

Letzten Endes, wenn wir bis ins Innerste, zu den Quellen vordringen, aber ist es der Untergang der Religion, oder — um einen Ausdruck von Spengler zu gebrauchen: das irreligiös gewordene Lebensgefühl, das diese Krise, die im Weltkrieg als einem Zusammenbruch von bislang in der Geschichte unerhörten Ausmaßen sich erstmalig in krasser Realität auswirken konnte, heraufbeschworen hat, sie heraufbeschwören mußte.

Und zwar beruft sich das Buch für diese Tragik einer gebotenen Notwendigkeit auf die, vier Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung geschaffene Staatsphilosophie des größten Weisen im antiken Griechenland, Platons. Zum Ziel der gedanklichen „Einrichtung“ jener Stadt, wie er sie vorbildlich gründet in seinen Schriften vom „Staat“ und von den „Gesetzen“, erfleht er die Hilfe Gottes: „Er aber möge uns erhören und uns seines gnädigen und wohlwollenden Beistandes würdigen bei Feststellung der Staatsordnung und der Gesetze.“ Gerechtigkeit, Tugend, die Idee eines höchsten Guten sollen in diesem Staate regieren, dessen „Urbild im Himmel ist für jeden, der es sehen und nach dieser Schau für sich verwirklichen will“; und ein „göttlicher Hirte“, der „über einen König weit hinausragt“, ist gedacht als sein oberster Lenker. Denn — damit zieht Plato die Folgerung einer, seiner Auffassung nach der Geschichte

entsprechenden „Wahrheit“, die unverändert auch seiner Gegenwart gilt: „Kein Staat, der nicht einen Gott, sondern einen Sterblichen zum Herrscher hat, wird jemals Erlösung finden von Unheil und Elend.“

Diese ewige „Wahrheit“ nun des Platonischen Zeitalters hat sich wiederum in der jüngsten Weltenerise, die wir erlebten, als noch heute zu recht bestehend erwiesen. Und so lautet das Thema des Buches, indem dieses unmittelbar zurückgreift auf die vorchristliche, aber von einer Vorahnung christlichen Geistes schon ganz durchdrungene und beseelte, staatliche und kulturelle Weltanschauung Platons: Man kann eher eine Stadt in die Wolken bauen, als ein Volk ohne Religion regieren.

Der Abstieg, der in unserer Gegenwart die Form einer so grauenhaften Katastrophe annahm, trat keineswegs plötzlich ein. Die „ganze Verzweiflung“, inmitten deren wir uns heute befinden, nahm ihren Beginn bereits in der müde verflingenden „halben Resignation“ der Jahrhundertwende. Ja, weiter gesehen, reicht die Kurve des zunächst allmählich, nach außen hin weniger spürbar sich vollziehenden, dann rapide fortschreitenden Verfalls zurück sogar bis in die Mitte des verflossenen neunzehnten Jahrhunderts, wo mit dem Aufkommen des Industrie-materialismus eines mehr und mehr die Menschheit zur Entwurzelung verurteilenden Maschinenzeitalters jene Tragik einsetzte, der erst jetzt das Gericht über die Erde und ihre Nationen gefolgt ist — „um des Menschen willen.“

Insofern wollen die beiden ersten Kapitel mit einer Synthese der Jahrhundertwende die Voraussetzung klarlegen für das nicht etwa willkürlich verhängte, sondern schuldhaft bedingte Schicksal unserer unter das Gesetz der Mechanisierung geratenen Zeit. Das dritte behandelt — ohne an allgemein bekannte Einzelereignisse anzuknüpfen, gewissermaßen sub specie aeternitatis — Krieg und Revolution. Die drei letzten bemühen sich, einen, den Gesamtausdruck der Epoche zusammenfassenden Überblick der unmittelbaren Gegenwart zu entwerfen — sittlich, geistig, politisch. Und überall ist es das gleiche Ergebnis: eine vom irreligiösen Lebensgefühl ausgehende allgemeine Entzauberung der Erde.

Der Ring ist geschlossen, und die Bewegung greift in ihren Anfang zurück, in einer seltsam heilsüchtigen Prophetie des dänischen



Gottsuchers Sören Kierkegaard, niedergelegt in einer Äußerung über die Ereignisse des Sturmjahres 1848: „Was aussah wie Politik und sich einbildete, es zu sein, wird als religiöse Bewegung sich erweisen.“ Ein Wort, das aber nicht nur für die im engeren Sinne politischen Begebenheiten seine Gültigkeit hat, das vielmehr darüber hinaus anwendbar ist auf das kulturelle Gesamtgeschehen. Wenn Kierkegaard aus der sachlichen Wertung der in seiner Epoche und unter seiner Generation anhebenden Untergangskrise die Summa Summarum zieht: der Augenblick werde kommen, wo man erkennen müsse, daß mit weltlichen Surrogaten weiter nicht regiert werden könne, daß es erforderlich sei, aus weltlicher Frechheit und weltlicher Verwirrung sich zurückzubefinnen auf die Religion, so macht das vorliegende Buch diese Bilanz sich in ganzem Umfang zu eigen.

Seine Absicht ist, die geschlossene Tatsachenlogik einer Entwickelung klar herauszuheben, die immer verhängnisvoller dem Untergange entgegentreibt. Sein Ziel: Warnung und Aufruf zu sein für die Stunde der Entscheidung, die nicht Kultur-, sondern Weltenwende bedeutet.

---

## Zur zweiten Auflage

Wenige Monate nach Erscheinen der ersten geht die zweite Auflage, das 4. bis 6. Tausend hinaus. Verlag und Verfasser haben somit allen Grund, für die Aufnahme des Buches dankbar zu sein. Um so mehr, als es möglich war, die Aufmerksamkeit nicht nur der an der religiösen Problematik im besonderen Sinne interessierten Kreise zu wecken und zu gewinnen; über diese hinaus haben das Thema und seine Gestaltung einen lebendigen Widerhall finden können gerade auch dort, wo eine in engerer Bedeutung religiöse Einstellung von vornherein nicht vorhanden sein dürfte.

Es ist dies mit ein Beweis, wie sehr die rein kulturelle Gesamttendenz auch solchen Schichten im Volke entgegenkommt, die sonst Glaubensfragen gegenüber sich abseitig, wo nicht gar ablehnend zu verhalten pflegen. Manch einer mag die ungeheure Not, die ganze Verzweiflung der Gegenwart, von der das Buch handelt, persönlich nicht am eigenen Leibe verspüren, beziehungsweise sie an sich selbst nicht herankommen lassen. Irigendwie jedoch, wenn nicht äußerlich, an der Oberfläche der eigenen täglichen Daseinsführung und Daseinserfahrung, so in den Tiefenströmungen der Erkenntnis und des Gewissens drängt sie sich jedem auf, der noch einen Zusammenhang mit der Gemeinschaft des Volkes, der Gemeinschaft der Menschen untereinander in sich bewahrte. Weckung solchen Bewußtseins aber sollte die oberste Aufgabe der „Stadt in den Wolken“ sein.

Denn: sind der Einsicht der Not die Tore des Verständnisses und des Begreifens erst einmal geöffnet worden, so ist der zweite Schritt nicht mehr weit, der die Perspektiven erschließt in die Tatsachenlogik einer nicht vom blinden Zufall verhängten, sondern durch Schuld notwendig bedingten tragischen Schicksalsverkettung. In deren Licht stellt als Urgrund der ganzen Verzweiflung die Gottesferne dieser aus der Verbindung mit dem Ewigen losgelösten und darum verfallenden Zeit sich dar. Der dritte — entscheidende Schritt wäre dann der: in



Versöhnung mit Gott die Schuld zu sühnen. Damit würden der Lösung und der Erlösung die rettenden Möglichkeiten und Wege bereitet sein.

Die erste Voraussetzung dieses endlichen Ziels: Weckung zunächst einmal überhaupt des Bewußtseins der Not — scheint in weiteren Kreisen, als man erwarten und hoffen durfte, gegeben zu sein. Sonst hätten Thema und Inhalt des Buches nicht eine derart überraschende Anteilnahme erfahren, wie dies in der kulturell eingestellten Tages- und Zeitschriftenpresse der Fall gewesen, die sich mit Nachdruck und Eindringlichkeit mit dem Werk und den darin aufgerollten Problemen beschäftigt und außerordentlich wirksam dafür eingesetzt hat. Und zwar ist diese sehr fruchtbare Anteilnahme keineswegs auf Blätter beschränkt geblieben, die des Verfassers evangelische Lebens- und Weltanschauung teilen — vielmehr hat außer der Tagespresse verschiedener Art und politischer Richtung gerade auch die katholische dem Buch eine über das Maß sachlicher Anerkennung weit hinausgehende Zustimmung entgegengebracht.

Einer Schrift, die ganz wesentlich auf Kulturkampf ausgeht, hat es selbstverständlich auch nicht an Kritik gefehlt. Mit dieser möchte sich der Verfasser, soweit dies zur Klärung strittiger Fragen beitragen kann, wenigstens kurz auseinandersetzen. So ist etwa das an mehreren Orten angeführte statistische Material vereinzelt in Zweifel gezogen worden; die oder jene Ziffer sollte zu hoch gegriffen sein oder wurde gar als „untragbar“ bezeichnet. — Der Verfasser ist sich durchaus dessen bewußt, daß Statistik ein weites Feld und eine Quelle immer nur annähernd zutreffender Schätzung der Wirklichkeit ist. Welche Statistik wollte denn — um einige wenige Beispiele herauszugreifen — Anspruch darauf erheben, die Geschlechtsfrankenziffer oder die der kriminellen Aborte beziehungsweise der von ihnen verursachten Todesfälle, weiter die der Prostituierten oder der Homosexuellen mit absoluter Sicherheit anzugeben? Wo es sich um Krankheitserscheinungen des Volksorganismus handelt, die aus nahe liegenden Gründen nach Möglichkeit ängstlich geheim gehalten zu werden pflegen. „Hier versagen alle Statistiken, man ist lediglich auf Schätzungen angewiesen, die ganz verschieden ausfallen werden,“ führt eine Autorität wie der Berliner Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Liepmann, der Direktor des

Deutschen Instituts für Frauenkunde, etwa zur Frage der kriminellen Aborte aus. Er fährt fort: „Es ist immer mißlich, wenn eine Einzelzahl aus einem Gesamtwerk herausgenommen wird und die Gründe, wie man zu einer solchen Schätzung gelangte, nicht erwähnt werden.“ Der Verfasser verwandte Zahlen eines von amtlichen oder fachlich berufenen Stellen mitgeteilten statistischen Materials nach gewissenhafter Prüfung überall da, wo seiner Meinung nach Zahlen am eindringlichsten und überzeugendsten reden.

Eine weitere Kritik begnügt sich damit, die Tendenz als nicht originell zu befinden; wieder eine andere vermißt den Hinweis auf Gottes Barmherzigkeit. — Meine Herren Beurteiler, es geht hier und heute nicht um Originalität und nicht um Gottes Barmherzigkeit, sondern um Gottes Gericht, das er über die „Stadt in den Wolken“ verhängte. Die Erkenntnis dessen sollte uns davor bewahren, in allzu sicherem Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit in Schlaf zu verfallen. Und es wäre zu wünschen, daß diese Tendenz in christlichen Kreisen nicht vereinzelt-originell, sondern zum Allgemeinbewußtsein über den furchtbaren Ernst der zeitlichen Lage geworden wäre. Es ist Vogelstraußpolitik, die von Einseitigkeiten und Übertreibungen spricht, weil es ihr unbequem und beunruhigend ist, diesen furchtbaren Ernst anzuerkennen und die Forderung eines bestimmten Handelns daraus zu entnehmen. Es geht auch nicht um ein paar statistische Zahlen — es geht um das Ganze.

Es ist in manchen Landeskirchen Brauch, Jahreslosungen auszugeben. In deren Zeichen soll dann die Arbeit am Bau der Stadt Gottes stehen. In der Kirche der Kurmark ist der Aufruf: „Evangelische Männer an die Front!“ die Parole des letzten Jahres gewesen. Die Losung des nächsten soll sein: „Wir wollen wirklich eine Volkskirche werden.“ Die beiden Losungen bezeugen, daß die Notwendigkeiten der Zeit, soll deren Not gewendet werden, erfaßt worden sind. Ihre praktische Umsetzung in die Tat aber bedingt straffe Organisation, Stützung der in die Kampffront der Volkskirche berufenen Kräfte. Man sollte vom Gegner lernen. In den Reihen des Feindes, der auf die Zersetzung von Sittlichkeit und Religion, auf den Sieg des Materialismus und die Entgottung der Erde ausgeht, weiß man, wofür man fight.



Das eine ist dem Verfasser in diesem Kampfe unendlich wichtig gewesen: daß er die christliche Jugend auf seiner Seite hat. Sie, in der die positiven Kräfte einer Reformation von innen heraus sich verheißungsvoll regen, hat das unausweichliche Entweder-Oder, vor das diese Zeit sie stellt, in seiner ganzen tragischen Größe begriffen. Die Stimmen aus ihrem Lager bezeugen, daß hier vielfach ein Wille sich Bahn bricht, der über unklares Suchen hinaus zu entschiedener Erkenntnis vordringen möchte. Mit einem verschwommenen religiösen Idealismus, wie er heute so oft einer der schlimmsten Feinde des Christentums ist, haben diese Kreise, die sich deutlich abzeichnen innerhalb der gesamten Jugendbewegung, nichts zu schaffen. Sie sehen die Trostlosigkeit der Zeit, aber sie wissen auch, daß es an ihnen ist, diese Zeit — in Gefolgschaft des Aufrufs: „Christen, wo sind die Christen?“ in den das Buch mündet — aus ihrem Abfall und ihrem Verlorensein zurück und empor zu reißen.

Für die Neuauflage ist, was durch den Gang der Ereignisse im Lauf der inzwischen verflossenen Monate überholt erschien, ausgemerzt und durch ein entsprechend vorgeführtes Material ergänzt worden. Dabei hat mancher Abschnitt in wesentlichen Punkten eine nicht unwichtige Erweiterung erfahren, so daß der Umfang des Buches gegenüber der Erstauslage gewachsen ist.

Nur die Gesamttenenz konnte einer irgendwie durchgreifenden Überarbeitung nicht unterzogen werden. Denn die seitherige Entwicklung war keineswegs dazu angetan, den Verfasser dahin zu befehlen, daß seine Perspektive die Gegenwart einseitig und übertrieben hoffnungslos nimmt. Pessimist ist er nicht; wäre er es, er hätte sein Werk nicht geschrieben. Er glaubt an die Wandlungsfähigkeit — auch im Untergang. Er glaubt vor allem daran, daß in dem Untergang Gottes Walten ist. Nach wie vor steht er jedoch zu der Überzeugung, daß die Dinge in einer sich akut zuspizenden Krise der Entscheidung entgegenreiben. Und er hält es für dringend geboten, auf die kommende Auseinandersetzung der „Stadt in den Wolken“ mit dem Reich Gottes gerüstet, in Wille und Kraft für sie reif zu sein.

# Halbe Resignation und ganze Verzweiflung

### 1. Der Untergang der Religion

Kurz nach Beendigung des nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa unglücklichen Weltkriegs erschien ein Buch, das in Stoff wie Darstellung der Stimmung der Zeit in ganz außerordentlicher Weise entgegenkam, indem es Antwort gab auf viele Fragen, die uns in der trübsten Epoche unserer Geschichte besonders beschäftigen mußten. Das Schicksal unseres unerwartet jähen Zusammenbruchs, dieses plötzliche Sinken von der Höhe der Macht und der Weltgeltung hatte notwendig zur Folge eine die weitesten Kreise ergreifende Volksverzweiflung, die das Ende der Dinge nicht allein für Deutschland, sondern für die gesamte zivilisierte Welt gekommen wähnte. In diesen allgemeinen abgründigen Pessimismus hinein warf das Buch, das rasch in Tausenden von Exemplaren Verbreitung fand, das trotz seiner, dem Verständnis des Laien nicht leicht eingehenden wissenschaftlichen Fassung als eines der populärsten Werke der Nachkriegsliteratur angesprochen werden darf, seine berühmte These vom Untergang des Abendlandes. Kein Schlagwort konnte der Zeit gelegener kommen, keines tiefer und Nachhall weckender die Gemüter beschäftigen, als diese wie programmatisch gefasste Erklärung all dessen, was wir erlebten, was wir uns aber nicht einmal vor uns selber, geschweige denn vor anderen einzusetzen wagten. Untergang des Abendlandes: auch denen, die das Werk Spenglers gar nicht selbst kannten, die nur darüber gehört oder davon gelesen hatten, ging die tragische Vorstellung dieses Begriffes prägnant und verständlich ein.

Und so kam es, daß Spengler von vielen mißdeutet wurde. Dieses Buch war nichts weniger als eine geschickt aufgegriffene Aktualität, es war nicht etwa in Anpassung und fertiger Ausnutzung augenblicklicher Zeitumstände geschrieben. Seine Quellen gingen tiefer hinein und reichten weiter zurück; es war in seinen Hauptteilen — und das ist das Wesentliche daran —

bereits vor Ausbruch des Krieges vollendet worden, entnahm somit seine Anregung nicht erst der Katastrophe, die 1914 über Europa hereinbrach; mit der Krise der unmittelbaren Gegenwart hatte es nichts zu tun. Untergang des Abendlandes: das bedeutete Spengler einen Prozeß, der längst schon eingesezt hatte, in einschneidender Auswirkung allerdings erst im 19. Jahrhundert in die Erscheinung getreten war, sich über mehrere Jahrhunderte hin erstrecken und ungefähr — etwas willkürlich angenommen — um das Jahr 2200 abschließen sollte.

Das aufsehenerregende Buch ist nach seinem Erscheinen viel bekämpft und in Für und Wider heftig umstritten worden. Den Gegnern bot die breiteste Angriffsfläche der in ihm unstreitig enthaltene, negativ gewendete Fatalismus, indem Spengler die Anschauung vertrat, die inzwischen eingebrochene Katastrophe sei nicht etwa Schuld, sondern Schicksal, und wir könnten ihm nicht entrinne. Er schließt seine 1270 Seiten umfassenden beiden Bände wörtlich mit dem in der Tat niederschmetternden Ergebnis: wir seien nun einmal in einen Augenblick kulturellen Werdens hineingestellt, der sich dem unabwendbaren Schicksalsvollzug „leise und unaufhaltsam“ nahe, und damit sei unserem Wollen und Müßen die eng umfriedete Richtung gegeben. „Wir haben nicht die Freiheit, dies oder jenes zu erreichen, aber die, das Notwendige zu tun oder nichts.“

Wo wir die Absicht haben, uns mit der Krise der Gegenwart in christlichem Sinne auseinanderzusetzen, kann es nicht unsere Aufgabe sein, auf die vielfältigen kritischen Einwände, die sich, mehr oder weniger begründet, wider Spengler erhoben, des näheren einzugehen. Aber so viel werden wir doch von vornherein feststellen müssen, daß eine derartige Fundamentalbegründung christlichem Geiste, der sich stützt auf die Freiheit des Christenmenschen, ganz und gar widerspricht. Wir kennen und anerkennen nicht diese Art der in ein sogenannt geschichtlich notwendiges Fatum sich kampflös schickenden unpositiven Ergebung. Wir glauben an kein Geschick, sondern einzig an die Macht eines höheren göttlichen Willens, dessen Walten sich allerdings — mit Schiller zu sprechen — kundtut in der Weltgeschichte als einem Weltgericht, wobei jedoch dieses Gericht durchaus abhängig ist von unserer eigenen Entscheidung. Im Gegensatz zu Spenglers Ablehnung jeden Verschuldens sehen wir demnach in der Krise unserer Generation die Folgerung eines Wandels, auf den



unser eigener Wille uns hingedrängt hat. Das uns durch ein erzwungenes Diktat abgenötigte Eingeständnis einseitiger Kriegsschuld lehnen wir ab, nicht aber das Eingeständnis der Schuld vor Gott an der über uns hereingebrochenen Katastrophe. Und so stimmen wir dem Urteil eines namhaften Predigers bei, der Spenglers Werk als Ereignis von weitesttragender Bedeutung begrüßte, es aber zugleich als ein Verhängnis bezeichnet hat, mit der besonders an die Jugend gerichteten Warnung, die Goethe an seinen Werther schloß: Sei ein Mann und folge ihm nicht nach! Für den Christen gibt es kein Schicksal, sondern einzig ein Gottesgericht, und mit dessen die Krise der Gegenwart rechtfertigender Begründung werden wir uns zu beschäftigen haben.

Blicken wir auf die Kulturwende von 1900 zurück, so zeigt sich das Bild einer Epoche, die an Macht und Fülle des Reichtums auf allen Gebieten des wirtschaftlichen, aber auch des geistigen Lebens als die Zeit eines außerordentlichen Aufstiegs, eines schier überschwenglichen Blühens und Gedeihens vor unserer Erinnerung steht. Einem Dichter der jungen Generation, dem Dramatiker Heinrich Eduard Jacob, stellt jenes letzte Jahrzehnt, das der Katastrophe des Weltenbrandes unmittelbar voranging, die Dekade von 1900 bis 1910, sich dar als von einer Kulturhöhe, mit der man keine andere vergleichen könne, ohne um ein Jahrhundert zurückzugehen. Mag dies vielleicht zu weit gegriffen erscheinen — darin stimmen doch wohl auch wir, die wir jene Glanzzeit erlebten, dem Urteil Heinrich Eduard Jacobs bei, wenn er in Wiedergabe eines im großen und ganzen zutreffenden Eindrucks spricht von einem „unvergesslichen Gesamtbild an Ruhe, Stärke, Anmut und Würde“, von einem — allgemein gewertet — jedenfalls keineswegs niedrigen kulturellen Niveau, in dem eine „Mischung von Adel und Sinnlichkeit, von Dithyrambik und Schwere, von Charakter und Leichtmut“ die Daseinsführung des Einzelnen wie die der Gesellschaft harmonisch durchdrungen habe: „Wie schön ist aber auch das Leben! Wie glücklich das Atmen! Die Technik, das dunkle Los noch hinterm Rücken verborgen haltend, scheint einzig geschaffen, die Wünsche einer vergeistigten Sinnlichkeit zu befriedigen. Hunderttausend Jahre nach Daidalos lehrt die Maschine der Brüder Wright die Menschen das Fliegen. Mit Freunden, die in Paris oder Rom Vorlesungen hören, verknüpft uns das Telephon: ein

halbstündiges Warten, und sie sind da. Im Münchener Hauptbahnhof harret der Blitzzug, der auf den Brenner rauscht, aus Warnemünde stampft das Trajekt nach Gjedser. Für ein paar Zehnmarkstücke ist körperhaftes Italien da und das liebliche Schweden. Leichte Welt — reibungslose, welche Illusionen von Kraft gibst du aus deinen so spielend gebrochenen Widerständen! Und bald wird vielleicht der elektrische Fernseher erfunden sein, dieser Traum der Liebe, durch den man eines Morgens aus dem Berliner November die Bläue des Liger Meeres sehen kann oder die Geliebte in einer fernen Stadt!"

War das alles nur äußeres Bild, das der Verinnerlichung und Vertiefung entbehrte, der leuchtende Farbauftrag einer in der Rückschau unendlich fernen, unendlich schönen Vision, einer Vergangenheit, die gegenüber einer schwer und trübe gewordenen Gegenwart im verklärenden Glanz und Schimmer der „guten alten Zeit“ erscheinen mochte, ohne in Wahrheit eine durchaus und in allen Dingen gute gewesen zu sein? — Gewiß nicht. Es wäre ungerecht, eine derartige Schilderung jener, in vielfältigem Sinne glückhaften Epoche, deren wir Älteren wohl alle voller Sehnsucht und Wehmut als einer ganz fraglos besseren gedenken, einfach als Schönmalerei abzutun und in anderseitiger Vorkehrung ihrer Fehlerhaftigkeiten und ihrer Schwächen sie als kulturell minderwertig hinstellen zu wollen. Jene Zeit war gut. „Leichte Welt — reibungslose,“ voller Flugkraft, aber auch tatsächlich aufwärts getrieben von einem beträchtlichen Können, einem ernstesten Streben und einer zäh durchhaltenden Energie. Sie war dazu angetan, zum Besten zu führen, hätte eines ihr nicht gemangelt, was allerdings für die Entwicklung, den Fortschritt des Menschengeschlechts das Wesentliche und ganz unentbehrlich ist: Die Verseelung im Durchwirken des tätigen Lebens mit dem Reich-Gottes-Gedanken.

So gesehen, mag das helle Bild, das soeben ein Dichter entwarf, in der Wertung und Schau eines anderen, der von einem entgegengesetzten Blickpunkte aus ihm gegenübertritt, sich nun freilich doch leicht in das Gegenteil kehren. In ähnlicher Auffassung des augenscheinlichen Weltbildes, wie wir es vorhin in uns aufnahmen, lesen wir bei Bernhard Kellermann in seinem Roman „Der Tor“ von jenen Erfindungen der modernen Technik und wissenschaftlichen Forschung, die auch Heinrich Eduard



Jacob mit so viel überzeugter Begeisterung preist: wie Bahnen und Schnelldampfern, Telephon und Telegraphie, Röntgenstrahlen, Chirurgie und Bakteriologie; und durchweg ist es das gleiche Ergebnis, das sich zusammenfassen läßt in jene freudige, stolze Summa Summarum der „leichten Welt“ ohne Reibung und ohne Widerstände. Und doch ist dieses Ergebnis von jenem sehr weit verschieden. Nicht positiv ist das Fazit, das er aus der Epoche zieht; ein ausgesprochener, unverkennbarer Zug zum Negativen hin hat ihr seiner Ansicht nach das Gepräge eines gefährlichen, dem Abgrunde zutreibenden Niederganges gegeben. Was der Zeit fehlte, ist nach seiner Meinung — und diese ist nicht wie die Betrachtung Jacobs aus der Rückschau heraus, sondern mitten aus unmittelbarer Anschau der damaligen Gegenwart selber geschrieben —: die Seele, das die äußere Ordnung erst zur inneren Vollkommenheit erhöhende und festigende Gefühl. Bei allem Aufstieg in die Sphären einer reibungslos leichten Welt, so klagte derzeit Kellermann an, seien wir in Wirklichkeit ärmer geworden als das finstere Mittelalter. Denn jenem wären Überzeugung und Glaube zu eigen gewesen; beide hätten wir nicht. Was er entbehrte in all dieser Fülle, die als solche beisspiellos dastand, waren: Rausch, Begeisterung, gewaltige Bewegungen, Ideale, die großen Gefühlstimmungen voller Erlösungssehnsucht, seltene Tugenden und außerordentliche Eigenschaften. „Was,“ ruft er aus, „ist Gefühl, was ist Mysticism, Wunder, Tiefe?“ All das mochte als Einzelercheinung wohl noch existieren, nicht aber als Allgemeinempefindung von einer die gesamte Daseinsgestaltung durchdringenden, sie umformenden und führenden Kraft. Irgend ein bestimmender Einfluß war dem allen in keiner Weise gegeben. Wenn somit auch die Zustände gerade Europas reinlicher und besser geordnet waren als sonst überall in der Welt — vielleicht, daß gerade diese reibungslos leichte Unschwere dazu verleitete, das Dasein aus seiner Verankerung in den Grundfundamenten des Ewigen heraus zu lösen, wobei aus der geistigen Leichtigkeit eine auch, und zwar vornehmlich im Geistigen betriebene und, von diesem ausgehend, das ganze Dasein in Lebens- und Weltanschauung entscheidend bestimmende ungeistige Leichtfertigkeit wurde. Darin trifft Bernhard Kellermann zweifellos den Charakter jener, oberflächlicher Betrachtung so herrlich weit vorgeschritten erscheinenden, durch

Macht und Reichtum in bis dahin ungeahntem Ausmaß gekennzeichneten Epoche als den einer steil abwärts gerichteten Dekadenz, wenn er sie brandmarkt als eine Zeit, die jeglicher Religion als Regel und Richtschnur entbehrte: „Wir haben in unserer Zeit eine Art von Bequemlichkeit, die mir bedenklich erscheint. Wenn ich richtig beobachte, so ist man im allgemeinen geneigt, sich ohne jegliches tiefe Nachdenken den ärmlichsten und trivialsten Lebensanschauungen anzuschließen, zum Beispiel dem Materialismus und Atheismus.“

Bequemlichkeit, die dazu verführte, jegliches Nachdenken, jedes sich Beschäftigen auszuschalten mit dem, was über und unter der so verlockend leicht gewordenen Lustregion dieser Erde lag: das war die große Gefahr einer Generation, die den Anker aus dem ewigen Grund in ihrem Grunde herausgerissen und sich ohne Steuer und Kompaß auf das uferlose Meer einer mechanisierten, materialistischen Lebensführung und Weltanschauung begeben hatte.

Es läßt sich nicht sagen, daß es der Kulturwende von 1900 an Deutern und Warnern gefehlt habe, die unter dem glänzenden Spiegel die Tiefenströmungen des Verfalls erkannten. Nicht nur in der deutschen Dichtung, sondern wohin immer wir uns auch wenden — in der Weltliteratur aller zivilisierten Nationen des alten Kontinents begegnen wir jenen, aus Weitsichtigkeit über die Grenzen ihrer Gegenwart hinaus mit sicherer Vorausschau der kommenden Dinge begabten Mahnern, die in ernster Befürchtung die gewaltige Kulturfatastrophe, „die große, unheimlich dunkle Wolke“ am Wetterhimmel Europas heraufziehen sahen. In Norwegen tritt Ibsen den einsamen Kampf gegen den „großen Krummen“ der in Selbstgerechtigkeit und Sichelbergenugsamkeit erstarrten Gesellschaftslüge, welche die Korruption ihrer „Stützen“ damit beschönigen zu dürfen wähnte, daß die Gesellschaft bessere nun einmal nicht besitze, gegen all das Unfaßliche und darum so Unangreifbare eines „Spufs dunkler Gewalten“, der mit tausend Miasmen und Mikroben die Atmosphäre verunreinigte und verdarb. Kielland deckte in seinen Romanen die gleichen Giftstoffe auf, die nämlichen Fäulniserreger. Björnson versuchte im zweiten Teil von „Über die Kraft“ den absichtlich oder auch unabsichtlich Ahnungslosen die Blicke zu schärfen und aufzutun für die Gärung einer immer verheerender sich bereitenden Volksver-

zweifelung als Auswirkung des sozialen Elends der Massen. — Aus Rußland kam der Aufruf des Einsiedlers von Zasnaja Poljana zur Rückkehr aus einem in Sinnlosigkeit entarteten Leben der Welt in ein Leben mit Gott. Gleichzeitig nannte Dostojewski Europa den großen Friedhof und verkündete das Herannahen einer gewaltigen Weltrevolution: „Europa war noch niemals mit solchen feindlichen Elementen durchsetzt wie heute. Es scheint ganz unterminiert, mit Pulver geladen zu sein und wartet nur auf den ersten Funken.“

Vergebens stellte in Schweden Strindberg einem irreligiösen Geschlecht in den Werken der Reise nach Überwindung jener ihm nachmals schrecklichen Zeit, da er selber dem „Dungherrn“ des Materialismus diente, das christliche Ideal vor Augen: das Kreuz, den Kompaß, der, eine Bervollkommnung der Windrose, nach allen vier Himmelsrichtungen gleichzeitig weist. — Und ein jüngerer Landsmann Strindbergs, Gustaf Janson, behandelte 1912 in seinem erschütternden Buche „Lügen“ den Tripoliskrieg. Es sind Geschichten, in denen unheimlich klar die Altersschwäche und Alterserkrankung Europas bloßgelegt werden, dem Lug und Trug, List und Gewalt, Neid, Habgier und Hochmut zu Leitsternen seines gesamten Denkens und Handelns geworden waren: „Betrachte das Abendland und seine Völker. Ihr Hochmut verblendet sie, ihr gegenseitiger Neid macht sie gehässig gegeneinander. Jeder Erfolg des einen ist eine Niederlage für den Nachbar. Und während sie mit List und Gewalt außerhalb Europas neuen Raub erbeuten, bewachen sie sich gegenseitig mit ängstlichem Mißtrauen. Ihr Neid ist wahnwitzig, ihre Habgier eine Pest . . . Europa steht vor dem Selbstmord! . . . Sobald nur zwei europäische Mächte Krieg miteinander anfangen, müssen alle die anderen notgedrungen mit tun.“ Welch eine Bedeutung gewinnt diese, damals in nur verhältnismäßig engen Kreisen beachtete Prophetie, wenn wir bedenken: sie ist zwei Jahre vor Ausbruch des Weltkriegs geschrieben!

Alle die wir hier nannten — eine Anzahl weiterer Beispiele ließen sich noch erwähnen —, sie waren Größen, geistige Führerpersönlichkeiten nicht bloß ihrer eigenen oder auch einer weiteren Heimat, sondern von europäischer Weltgeltung, die nicht müde wurden, gegen das, was sie in bangem Einblick in die Zusammenhänge ihrer Epoche als deren Gefahr erschauten,



die Stimmen laut und eindringlich zu erheben. Aber es waren Stimmen von Predigern in der Wüste. Man vernahm sie und nahm sie auch auf als interessante Literatur, die willkommenen Anlaß bot, sich damit ästhetisch, meist in überheblicher Ablehnung der viel zu scharfsichtig und pessimistisch, die Dinge allzu genau betrachtenden Kritik, auseinanderzusetzen. Sie beschäftigten günstigsten Falles vielleicht als Probleme. Wer aber wollte ihnen als Folgerungen entnehmen, was über die künstlerische Bedeutung hinaus als Offenbarung einer fürchterlichen Verarmung und Verwahrlosung in allem äußeren Überfluß, aller „Reinlichkeit“ und mustergültigen „Ordnung“ darin dargestellt wurde, was anregend und erweckend hätte werden sollen und müssen für die Sinnes- und Tatänderung, die Rückkehr vom Irrweg einer geleerten Zivilisation zur wahren Kultur der Seele. All das war ja nur Dichtung, Ausfluß einer von Pessimismus belasteten und diktierten Phantasterei. Sene erwähnte Bequemlichkeit, die alles Nachsinnen möglichst vermeiden wollte, verbot die praktische Auswertung auf das soziale, geistige und politische Leben. Zu reibungslos verlief das, die Illusion einer schönen vergeistigten Sinnlichkeit voll erfüllende Dasein in dieser leichten, der Widerstände spielend Herr gewordenen Welt. Wir waren zu satt zur inneren Regsamkeit, zu feige, den Dingen, die sich langsam, doch unausweichlich mit tödlicher Sicherheit unter dem ins Wanken geratenen Boden vollzogen, ins unverhüllte Antlitz zu schauen. — Überall war es so, und ist nicht anders in Deutschland gewesen.

Erst jetzt, in der Rückschau aus der Vernichtung und Auflösung der eigenen Gegenwart, da wir vor der vollendeten Tatsache des Kulturchaos, die wir ehemals nicht für möglich gehalten hätten, in Wirklichkeit stehen, kommt uns das Begreifen, daß wohl doch nicht alles so glänzend gewesen ist, wie es den Anschein erweckte. Wir beginnen uns dessen bewußt zu werden, daß die Zusammenhänge der Katastrophe weiter zurück wurzeln, als lediglich in der Ausbruchs- und Ausgangsstimmung des Krieges, daß es hier sich um tiefer begründete Gesetzmäßigkeiten handelt, die mit der logischen Notwendigkeit fast eines Naturvorganges hintreiben m u ß e n auf eine Zersetzung der Kräfte; wir erkennen, wie bereits in den letzten Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende eine Unterminierung von geradezu fürchterlicher Intensität gearbeitet hat auf einen Niedergang

hin, dem wir schließlich erlagen. So frei wir uns fühlen dürfen von jeder Kriegsschuld als solcher — wir haben kein Recht, uns auszuschließen von der ungeheuren Summe an Schuld gegenüber dem inneren Schicksal, das erst als Zerrüttung, dann als Zusammenbruch über uns kam, das lange, ehe es eintrat, sich ergeben hatte aus den Zuständen und Verhältnissen einer zerfahrenen, krank gewordenen Epoche.

Wie krank sie war? — Man greife in der damals zeitgenössischen Literatur einmal zu den Defadenzromanen des Johannes Schlaf. In der, gewiß nicht im künstlerisch-epischen Sinne, wohl aber als negativ gefasste Ethik der Wende um 1900 unübertroffenen Kulturschilderung: „Am toten Punkt“ begegnen wir einer Charakterisierung jener Zeitspanne, die in ihrer Grauen erregenden Tragik, auch wenn wir uns im Abstand zu den Ereignissen mit ihr beschäftigen, nicht minder, vielleicht sogar um so mehr beängstigend wirkt. Es ist, als blicke nicht die Vergangenheit, die uns doch stets im Licht der beinahe erreichten Vollkommenheit erschien, sondern das Heute aus diesem Niederschlag einer in sich wahrhaft verlorenen Epoche einem entgegen. Es heißt darin: „Alles schwebt und geht durcheinander, alles schwankt, es ist kein Verlaß noch Sicherheit. Das aber ist die Verzweiflung. Die Verzweiflung wird kommen, die Verzweiflung ist schon da. Sie ist da in Rußland... Der furchtbarste Tag wird kommen! Die westliche Verzweiflung ist lahm und halb, sie begnügt sich mit der Skepsis. Sie haben den Modus der lahmen Resignation... In Rußland ist die ganze Verzweiflung... in Rußland ist der tote Punkt... Und das wird das Ende sein. Es wird die Verzweiflung und das Gericht über den Menschen und die Erde sein, über die Nationen und die Erde um des Menschen willen.“

Man sollte meinen, solche Erkenntnisse hätten sich dem Erleben unserer heutigen Gegenwart erst erschlossen, die jene düstere Prophetie tragisch erfüllte; sie wirken, als seien sie niedergeschrieben in unmittelbarer Anschau vielleicht einer Entwicklung, wie sie eben jetzt — nicht etwa abgeschlossen bereits hinter uns liegt, in der wir vielmehr mitten inne stehen. Die Begründung aber für deren Verlauf: die Volksverzweiflung; ihr bis heute erreichtes Ziel: der tote Punkt — der Seele nicht Leiden mehr, sondern Sterben. Der Roman, der vom kulturgeschichtlichen Standpunkte aus als geradezu programmatisch

bezeichnet werden darf, deckt die Herkunft dieser Verzweiflung auf. Er spricht — in den Tagen eines die Völker beglückenden, ungestörten und fruchtbaren Friedens! — von einem furchtbaren Kampf im Kulturge schehen, einem Ringen um Sein und Nichtsein, einem — „Ergrausen“ der in Zukun gen der Verneinung förmlich sich windenden Seele: „Eine Krisis und eine Gefahr war da, wie sie in ihren Folgen grauenvoller gar nicht zu denken war! Der Untergang der Religion mußte geradezu den völligen Ruin, ja den vollständigen, unausdenkbarsten Untergang Europas bedeuten.“

Damit ist die Krise der Gegenwart in den entscheidenden Kernpunkt gerückt. Wir glaubten, der festen Ewigkeitsfundamente entraten zu können, damit aber geriet die zentrale Macht, der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht ins Wanken. Und nun: „Alles schwebt und geht durcheinander; alles schwankt, es ist kein Verlaß noch Sicherheit.“ Das ist die vernichtende Kritik jener einzigartigen Glanzzeit vor Kriegsbeginn, da wir uns so geborgen, als Volk wie Persönlichkeit von jedem äußeren Schicksal schier unangreifbar wähnten, als die zuverlässigste Präzision im Räderwerk der Staatsmaschinerie uns so gefällig in den Schlaf des wohl behüteten Bürgers eingelullt hatte. — Wir staunen und wollen es nicht begreifen: Ja, ist das alles tatsächlich denn schon damals gewesen — damals bereits die Verzweiflung? In jener reibungslos leichten Welt, in der alles nur Aufstieg und Auftrieb, Höhenherrlichkeit war? Skepsis und halbe Resignation — der Ausdruck einer seit den Tagen des mittelalterlichen Kaisertums in solchem Reichtum nicht dagewesenen Epoche? All das trifft möglicherweise auf unsere Gegenwart zu; ein Kulturbild jedoch jener so froh und frei gestimmten prächtigen Vergangenheit dürfte es nicht ergeben.

Unser Erstaunen wird nicht geringer, wenn wir erfahren, daß jener Roman, der den Ansprüchen des Naturalismus auf unverfälschte Wirklichkeitswiedergabe bis ins Kleinste gerecht wird, seiner Entstehung nach nicht einmal in die Zeit kurz vor Ausbruch des die allgemeine Katastrophe heraufbeschwörenden Völkerringens gehört; das Buch ist 1909 erschienen, entnimmt demnach seine Anregungen und Eindrücke dem ersten Jahrzehnt der neu begonnenen Wende.

War es dichterische Intuition, die dieses tragische Weltbild, der Zukunft so wahr entsprechend, erschauen konnte? — Gewiß



auch das; der Blick des Sehers drang von jeher tiefer in die Zusammenhänge der Wirklichkeit ein, die den Blicken anderer, die nur mit „Realitäten“ rechnen, wie sie offen zutage treten, in geheimnisvoller Verborgenheit liegen. Aber mit übernatürlicher Prophetie hat solch Sehen nicht das Geringste zu tun. Was die Zeit der Anschauung dieses und jener anderen Mahner und Warner darbot, die gleich ihm in die eine große, gewaltige Klage des Menschheitsleidens, der Menschheitsverzweiflung einstimmten, wie sie zur schneidenden Anklage für die ganze Epoche geworden ist, das zu erkennen — dazu gehörte im Grunde genommen gar keine besondere Divination; der Eindruck, den sie vermittelten, war nichts weiter als das aus dem Weltbild gewonnene Resultat einer exakten Beobachtung, der die Tendenz eines allenthalben äußerlich festzustellenden scheinbaren Fortschritts sich als verhängnisvolle Abwärtsbewegung darstellte. Dort spricht einer von der Alterserkrankung und Altersschwäche Europas, ein anderer davon, daß seine Nationen vor dem Selbstmorde stehen; hier ein dritter vom toten Punkt, an den es in seiner westlich halben Resignation und östlich ganzen Verzweiflung gelangt sei. Und letzten Endes ist es immer ein und dasselbe, worauf das alles hinausläuft: Der Untergang der Religion, der den völligen „Ruin, ja den vollständigen, unausdenkbarsten Untergang Europas“ bezingen mußte.

Wenn wir heute das Schlagwort vom Untergange des Abendlandes für die jüngste Vergangenheit wie für die Gegenwart eine Furcht und Mitleid erregende Wirklichkeit werden sehen, so trifft die Schuld daran das Abendland in allen seinen Völkern und Rassen ohne Ausnahme und in gleicher Weise. Rußland ist inzwischen durch seine ganze Verzweiflung hindurchgegangen; wir im zivilisierten Westen klammern uns immer noch an die halbe Resignation, die aber auch bereits stark hinüber neigt zur ganzen Verzweiflung.

## 2. Die Stadt in den Wolken

Heinrich von Treitschke schrieb in Vorausschau auf die Entscheidung des jungen Jahrhunderts: „Wer ein wenig über den nächsten Tag hinausdenkt, wird sich kaum der Ahnung erwehren können, daß vielleicht schon am Beginn des kommenden Jahrhunderts ein ungeheurer Kampf um das Christentum selber,

um alle Grundlagen der christlichen Gesittung ausbrechen mag. Gewaltige Kräfte der Zersetzung und der Verneinung sind überall in Europa am Werke: Materialismus, Nihilismus, Mammonsdiens*t* und Genußs*u*cht, Spö*t*terei und wissenschaftliche Überhebung. Der Tag kann kommen, da alles, was noch christlich ist, unter einem Banner sich zusammenscharen muß.“ — Diese Worte hat kein pessimistischer Dichter gesagt; der das Urtheil aus klarer Einsicht in seine Epoche fällte, war ein objektiver Darsteller wissenschaftlich erforschter geschichtlicher Komplexe, der als solcher gewohnt war, dem, was er über Vergangenheit, Gegenwart und sich vorbereitende Zukunft zu sagen hatte, nichts anderes als Ausgang und Ziel der Betrachtung und ihrer Auswertung zugrunde zu legen, als logische Tatsachen.

Materialismus und Nihilismus, Mammonsdiens*t* und Genußgier, Spö*t*terei und wissenschaftliche Überhebung: da haben wir jene halbe, lächelnd hohnvolle Resignation, jene anfänglich in der selbstgefälligen Überlegenheit des Vessermwissens festgefahrene Skepsis des aufgeklärten gebildeten Westens, die dann weiter in einer ungeheuren, unerhörten Zusammenfassung aller Kräfte an innerer Zersetzung und äußerer Verneinung das radikale Werk der Vernichtung vollbringen konnte. Von sechs Todseuchen unserer in Übersättigung und Selbstvergottung faulig gewordenen Kultur könnte man sprechen, von einer Doppeldreierheit dämonischer Mächte. Das Grundübel aber dieser sechsköpfigen Hydra, die Keimzelle der Drachensaat, die in so furchtbarer Ernte aufging, ist der Materialismus gewesen, der dem Irdischen alle Fernenschau auf das Himmlische nahm. Mit Spö*t*terei und wissenschaftlicher Überhebung begann es in halber Resignation, der Atheismus und Materialismus wurden in der Folge die herrschende moderne Weltanschauung, als deren moralische Nu*s*sanwendung auf das praktische Leben Mammonsdiens*t* und Genußgier anzusehen sind. Die letzte Auswirkung jener halben Resignation war dann endlich und mußte werden der mit der Gottesgesetzlichkeit die Gesetze der Welt und der Menschen aufhebende und in ein Nichts auflösende Nihilismus. Rußland ist diesen Schuld- und Leidensweg in vollendeter Konsequenz seiner ganzen Verzweiflung bis an das blutige Ende des faktischen Selbstmords gegangen; die halbe Resignation der westlichen Völk*e*r blieb in einer Entschlußlosigkeit, die sich auch nicht im Bösen zum Ganzen entscheiden mochte,

vorerst inmitten des Weges noch stecken. Wohin jedoch der Kurs ferner noch führen wird, dürfte heute niemand mit auch nur einigermaßen zuverlässiger Bestimmtheit zu sagen wissen.

Verstehen wir jetzt noch deutlicher vielleicht, bis in den Kern enträtselt die Tragödie der vorausgegangenen Epoche? Ist uns nunmehr die Antwort geworden auf das Warum nach der sittlichen Notwendigkeit der über uns — nicht als blindes Verhängnis, vielmehr als ein gerechtes Gericht hereingebrochenen Katastrophe? „Es wird das Gericht über den Menschen und über die Erde sein!“ hatte der Roman des Johannes Schlaf „Am toten Punkt“ der Generation verkündet. Aber er blieb nicht bei der Verdammnis stehen; aus dem unerbittlichen Pessimismus erhebt sich die tröstliche Zusatzverheißung: ... „um des Menschen willen“. Darin ahnen wir die Gnade einer in allem Zerfall mit der Welt und der Menschheit gleichwohl das Gute bezweckenden höheren Gerechtigkeit. Hier ist die Urzelle aufgedeckt, um die das Chaos in vorerst noch unsteten Wallungen freist, der Punkt des Lebens, von dem aus ein neues Werden aus Hoffnung, die nicht zuschanden wird, sich zu entläutern vermag, die Zelle der Kraft, die für die vom „toten Punkt“ her gleichsam aus ihren Angeln gehobene Welt die zentrale Macht ausströmen kann, sie in eine neue Gesetzmäßigkeit und Ordnung zurück zu bewegen. „Um des Menschen willen“: das gibt den Schlüssel erst zum Verständnis des Sinnvollen eines Zusammenbruchs, wie er in der Geschichte der Welt, in der Geschichte der Völker einzig dasteht, eines Zusammenbruchs, der vielleicht nötig war, weil es anders nicht weiter ging, weil sonst die gesamte Menschheit in ihren zu praktischer Weisheit umgeschaffenen Lebenslügen unrettbar verkommen wäre.

Wie stand es um uns, um die Welt? — Unter der sogenannten Aufklärung einer sich unendlich klug und erhaben dünkenden Pseudowissenschaft, die Gott durch Mechanisierungsprozesse und durch Kausalgesetzmäßigkeiten glaubte „erklären“ und mit der Erklärung als abgetan beiseite schieben zu können, hatte das Volk die Gottesfurcht glücklich verloren. Der Atheismus ward das Glaubensbekenntnis einer, sich ungemein intellektuell gehärdenden, in fauliger Resignation und spöttischer Skepsis verwesenden Moderne. Die Nichts-als-Diesseitigkeit — das war die gefährliche Klippe, an der wir aufliefen, auf der wir gestrandet sind.



Die Sozialdemokratie wußte wohl, worum es ging, wenn Karl Marx als oberste Forderung, auf daß ihre Ideen sich durchsetzen sollten, den Grundsatz aufstellte: „Der Begriff Gott muß zerstört werden, denn er ist der Grundstein einer verderbten Zivilisation“; oder wenn Liebknecht ermahnte: „Die Verlästerung des Namens Gottes ist nötig, um der Religion den Gar aus zu machen.“ Das Ziel wäre nie zu erreichen gewesen, hätte die „Bildung“ diesem Verlangen nicht in weitest entgegenkommender Weise entsprochen. Eine aus falschen Voraussetzungen irre geleitete und irre leitende Wissenschaft, oder sagen wir besser mit Treitschke: eine wissenschaftliche Überhebung tat zum Teil gewissen, zum anderen Teil wohl auch nur gedankenlos das ihre, der Unterwühlung und der Zersetzung den Boden zu reichem Ertrage vorzubereiten. Die Sozialdemokratie triumphierte, wie die Intelligenz förmlich darin wetteiferte, den Seelenmassenfang in ihre Netze zu treiben. Der Kampf liegt nicht hinter uns, er ist heute im schärfsten Gange, es gilt Sein oder Nichtsein der christlichen Religion.

In der Gegenwart ist oft, zunächst preisend mit viel schönen Reden, später in etwas verzagterem Tonfall von einem Bunde der Völker gesprochen worden. Von einem Volksbund mit Gott hat man dagegen wenig vernommen. Gott ist aus seinem Bund mit den Völkern verstossen worden, man kündigte ihm den Gehorsam und hat dafür gelernt, mit der Duldsamkeit des wehrlosen Schlachtopfers zu gehorchen dem, was Willkür und Zufall, rücksichtsloseste Machtpolitik über die Völker der Erde verhängten. Glaube ist Sache des Willens, und nicht Schwärmerei; wir glaubten nicht, weil wir nicht glauben k o n n t e n, sondern weil wir nicht glauben w o l l t e n, weil unser mündig gewordenes Denken sich scheute, Gott anzuerkennen. Wir brauchten ihn nicht, in unserer schönen, vollkommen harmonischen Daseinsführung war er entbehrlich geworden. „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit!“ — die Mahnung war, weil für die Moderne längst überholt und veraltet, in der Gestaltung der Welt vergessen. S e i n e Gerechtigkeit: ein abgetaner Begriff, mit dem man nichts mehr anzufangen vermochte. Wir hatten es weit genug gebracht, um auf die Gerechtigkeit und die Güte von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk stolz zu bauen.

Was bauten wir so? — Eine uralte Weisheit der Platon

nischen Staatsphilosophie läßt es uns heute erkennen: „Man kann eher eine Stadt in die Wolken bauen, als ein Volk ohne Religion regieren.“ Das aber war das Idol unseres Trachtens und Handelns: die Stadt in den Wolken zu bauen, bis wir dann vor dem Wundergebilde der eigenen Vollendung in andächtiger Anbetung in die Knie sinken könnten. — „Gott ist der Mensch, auf den wir hoffen!“ führte ein deutscher Dichter, Richard Dehmel, das neue Geschlecht herauf, das über die Erde wandeln und in einer Tat der sozialen Erneuerung den Garten Eden in dieses irdische Siamtal herabzwingen sollte. „Uns ging kein Paradies verloren, es wird erst von uns selbst geboren!“ Das Paradies: das künftige Reich des vergotteten Menschengesistes — die Stadt in den Wolken.

Es erübrigt, auf allgemein bekannte Äußerungsformen einzugehen, die der, sich als Wissenschaft aufspielende Radikalatheismus, der sich überwiegend auf banale und haltlose Hypothesen stützte, in der Bibelkritik anzunehmen beliebte. Zum Teil war es eine, jeglicher festen Grundlage, jeder Objektivität in erstaunlicher Leichtfertigkeit entbehrende Form der Ablehnung, die keiner Gegenkritik stand zu halten vermochte und inzwischen selbst in Kreisen, die jedem religiösen Empfinden, geschweige denn jeder Glaubenserfahrung in krasser Abwehr gegenüberstehen, als unhaltbar verworfen wurde. Der Hinweis auf Namen wie Feuerbach, David Friedrich Strauß oder auch Häckel möge genügen. Schon um 1900 ist ihre Bibelzersehung von Gelehrten kaum mehr ernst genommen worden. Das Gefährliche daran war lediglich, daß diese, dem Volke mundgerecht gemachte Popularwissenschaft in Hunderttausenden von Exemplaren Verbreitung gefunden hatte in weitesten Schichten, welche die Fähigkeit zu selbständiger Überprüfung der einzelnen Probleme und Fragen, zum Erheben von Einwänden, dem Heranziehen einschlägiger Gegenargumente in keiner Weise besaßen. So konnte man Häckels „Welträtseln“, in einer vom Verlage veranstalteten billigen Handausgabe vielfach in den Häusern von kleinen Gewerbetreibenden oder Arbeitern begegnen, wo eine zielbewußte Demagogie für ihren Eingang und ihre, den Gehalt freilich nicht annähernd verdauende Aufnahme Sorge getragen hatte. Man verstand ganz gewiß nicht viel von all diesen gelehrten Expektorationen. Einige Schlagworte gingen immerhin, unbegriffen zwar, darum jedoch nicht weniger willig

geglaubt und nachgebetet, in den Schatz eines fertig bezogenen, von der Partei gut geheißenen Allgemeinwissens über. Was in gedruckten Büchern von klugen Männern mit Namen, Titeln und Rang dargelegt wurde, bedurfte ja wohl auch keines persönlichen Nachdenkens, keiner doch nicht dem Verständnis eingehenden Verweise. Hier waren eben als Ergebnisse einer vorgeschrittenen, jüngsten Forschung Tatsachen angeführt, um deren etwa mögliche anders geartete, und dann zu anderen Resultaten gelangende Belichtung oder wohl gar Widerlegung man sich selber doch nicht die Köpfe viel zu zerbrechen brauchte. Was moderne Buchweisheit sagte, war ungleich weniger anzutasten als die nicht mehr geglaubte Wahrheit der Evangelien.

Wenn die Wissenschaft in beispielloser Anmaßung sich unterfing, an die Persönlichkeit Jesu, und zwar nicht nur an seine göttliche, sondern sogar an seine irdische Wirklichkeit die Sonde einer negativ ausfallenden Untersuchung zu legen, — wer von den Anhängern dieser von ihr jetzt errungenen Gipfelleistung wußte denn viel darum, daß es sich dabei durchaus nicht um eine moderne Tatsachenfälschung handelte, daß Christus vielmehr — man vergleiche darüber Chamberlain in seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“, wo er diesbezüglich die Bücher von Sénart und Kern zitiert — erstmalig bereits im zweiten Jahrhundert geleugnet wurde, wie gleichfalls übrigens noch vor fünfzig Jahren Buddha von vielen Fachgelehrten als eine mythische, in der Geschichte nicht dagewesene Gestalt, eine Erfindung aus der geistigen Atmosphäre heraus erklärt wurde. Wer schuf sich darüber Klarheit, daß noch jede Kritik des Lebens Jesu letzten Endes immer nur zur positiven Bejahung geführt hatte, indem sein Bild, je mehr man daran mit dem Ziel, es unkenntlich zu machen und zu vernichten, herum korrigierte, stets reiner und unwiderleglicher in die Erscheinung getreten war. „Heute,“ durfte Chamberlain bereits 1898 behaupten, „sieht jeder ein, daß . . . nicht ein Begriff, sondern einzig ein tatsächlich gelebtes Wesen, einzig der mit nichts zu vergleichende Eindruck einer Persönlichkeit, wie sie die Welt noch niemals erlebt hatte, den „Schlüssel“ gibt zur Entstehung des Christentums. Je mehr Ballast aufgedeckt wurde, einerseits in Gestalt pseudomystischer (richtiger gesprochen pseudo-historischer) Legendensbildung, andererseits in der Form philosophisch-dogmatischer Spekulation, um so mehr Lebenskraft und Widerstandsfähig-



zeit mußte dem ursprünglichen, treibenden und gestaltenden Moment zuerkannt werden. Die allerneueste, streng philosophische Kritik hat das ungeahnt hohe Alter der Evangelien und die weit reichende Authentizität der uns vorliegenden Handschriften nachgewiesen; es ist nunmehr gelungen, gerade die allerfrüheste Geschichte des Christentums streng historisch, fast Schritt für Schritt zu verfolgen; doch ist das alles vom allgemein menschlichen Standpunkt aus betrachtet weit weniger belangreich als die eine Tatsache, daß infolge dieser Ergebnisse die Erscheinung des einen göttlichen Mannes in den Vordergrund gerückt worden ist, so daß Ungläubige sowohl wie Gläubige nicht mehr umhin können, sie als Mittelpunkt und Quelle des Christentums (dies Wort in dem denkbar umfassendsten Sinne genommen) anzuerkennen.“

Dem ist auch für die Gegenwart nichts weiter hinzuzufügen. Glaube wie Unglaube: an der Tatsache der wirklich gewesenen, geschichtlichen Jesusercheinung, als an einer Persönlichkeit von außergewöhnlichen Gnadengaben, kommen sie nicht mehr vorbei. Ein Versuch des bekannten dänischen Literaturhistorikers Georg Brandes, der 1925 die gebildete Welt mit einer reichlich post festum erscheinenden Schrift recht peinlich berührte, in der er es unternahm, aus angelesenem, längst ad acta gelegtem Literaturungut — maßgeblich sind für ihn vor allem die vor zwei Jahrzehnten Aufsehen erregenden, inzwischen völlig abgetanen Hypothesen von Drews gewesen — das Jesusbild der Evangelien als eine frei erfundene Sagen-gestalt schwärmerischer Phantasie hinzustellen, konnte nur unliebsam überraschen. Er wollte dartun, daß die Legende Jesu Persönlichkeit aus dem Jahrhunderte weit zurückliegenden Vorbild eines göttlichen Wesens als allgemein gefaßten Glaubenssymbols in den Evangelien zusammengeschweift — oder, wie er sich geschmackvoll ausdrückt: zu einem „Gebräu gekocht“ habe, daß dieser Jesus tatsächlich aber niemals gewesen wäre. Bewiesen hat Georg Brandes in seiner, ihn als Gelehrten unheilbar kompromittierenden Schrift lediglich, daß er sich selbst überlebte. Ernst sind seine Ausführungen, die zur Zeit noch eines Häckel oder David Friedrich Strauß vielleicht hätten Aufsehen erregen können, nirgends genommen.

Daß Georg Brandes zwei Jahre später, in seinem zu Anfang 1927, also kurz vor seinem Tode, erschienenen letzten Werk

über das „Urchristentum“ es vollständig unterließ, auf die sachlichen Einwände, die sich inzwischen gegen die „Legende um Jesus“ erhoben hatten, überhaupt einzugehen, war bezeichnend für die wissenschaftliche Fundierung seines, um der „Wahrheitsliebe“ willen, gegen die „Scheinheiligen unserer Zeit“ geführten Kampfes. Selbst im Lager seiner getreuesten Anhänger löste diese Unterlassung einige Enttäuschung aus. Und auch hier wieder berührte erstaunlich die jeder Objektivität und Verlässlichkeit entbehrende Geschichtsklitterung und Begriffsverwirrung. Was soll man dazu sagen, wenn die religiösen und sozialen Strömungen des Urchristentums schlangenförmig als eine große religiöse Internationale dargestellt und mit modernem Kommunismus in einen Topf geworfen werden! Was zu der folgenden, das Ergebnis beider Bücher charakteristisch zusammenfassenden Gesamtbilanz des „ehrlichen Forschers“: „Es läßt sich kein „Leben Jesu“ schreiben. Die Quellen sind zu unsicher. Je mehr man die Evangelien studiert, um so mehr löst sich alles Körperliche darin in Scheinkörperlichkeit auf, und jedem ehrlichen Forscher, der nicht von Überlieferungen verblödet ist, drängt sich die Überzeugung auf: das älteste Christentum stammt nicht von irgend einer einzelnen Persönlichkeit; es wurde vielmehr hervorgebracht von zahlreichen wirksamen Kräften, ging von Alexandria und Rom nicht weniger aus als von Jerusalem und erhielt seinen Grundcharakter von der religiös gefärbten Philosophie des Zeitalters.“ — Die beiden Bücher hatten wenigstens den Erfolg: sogar die entschiedenen Feinde des Christentums waren ob dieser, ihnen einigermaßen unerwünscht kommenden wissenschaftlichen Hilfeleistung des „ehrlichen Forschers“ arg verstimmt und in der Kritik seiner letzten Schöpfungen offenbar sehr verlegen. So schrieb die „Vossische Zeitung“, der man eine von vornherein bestehende Gegnerschaft zu Georg Brandes kaum wird nachsagen können, in offener Ablehnung: „Es ist tief bedauerlich, wenn ein Mann wie Brandes für das Urchristentum Methoden der Darstellung und Kritik anwendet, die er zweifellos jeder anderen geistigen Bewegung gegenüber als ungerecht und wissenschaftlich unmöglich bezeichnen würde. Wer sich, wie er, in seinem letzten Satz auf „Wahrheitsliebe“ beruft, darf sich nicht in solchem Maße und so offenkundig den klaren Blick durch leidenschaftlichen Haß trüben lassen.“

Der Radikal-Atheismus, im alten Jahrhundert jahrzehnte-  
lang das unerläßliche Glaubensbekenntnis des in Vernunft  
aufgeklärten, modern erleuchteten Menschen, braucht uns somit  
eingehender nicht zu beschäftigen. Kulturell sind wir über ihn,  
jedenfalls als von irgend welchem Einfluß für den „Fort-  
schritt“ der Menschheit, schon wieder hinweg. Möchte man mit  
ihm bei den selber Urteilsunfähigen Massenvergiftung betrei-  
ben, hinter der sehr reale, politisch auszuwertende Zwecke und  
Ziele standen — gerade der aus ihm erwachsene, christusfeind-  
liche Widerstand hat dazu geführt, die leibhaftige Vorstellung  
Jesu und seines Erdenwandels in um so hellerem Lichte er-  
strahlen zu lassen. Weit gefährlicher, weil der halben, vor dem  
Entschluß der krassen Abkehr zurückschreckenden Resignation des  
Abendlandes ungleich näher entsprechend, war jener andere  
Ausweg eines bequemen gangbaren Kompromisses, wie der, die  
Welt zwar gleichfalls entgottende, an die Stelle des abgesetzten  
göttlichen Wesens jedoch eine Vergöttlichung des gesamten Alls  
vertretende Monismus ihn einschlug.

Was bedeutete das: Monismus? — Zu deutsch: Einheits-  
glaube — war er eine Weltanschauung, die statt des krassen  
Atheismus und Materialismus, in deren absolut trauriger  
Sde die Menschheit sich wenig wohl zu fühlen begann, einen  
verfeinerten Idealismus einführen wollte, der Geist und Ma-  
terie, Seele und Leib, Mensch und Gott, oder vielmehr — Ver-  
zeihung: „das Göttliche“ eine untrennbare, sich wechselseitig  
durchdringende Einheit annehmen ließ. — Er war eine Ver-  
schmelzung des Pantheismus, der Lehre vom Göttlichen in allen  
Wesen und in allen Dingen, vom Menschen über das Tier bis  
zu Pflanze und Baum, mit dem Evolutionismus, dem Glau-  
ben an eine von Stufe zu Stufe ständig gesteigerte Höher-  
entwicklung. Alles Körperliche galt ihm als beseelt, alles Gei-  
stige und Seelische war wiederum umgekehrt herzuleiten aus  
den Bewegungen materieller Teilchen. Diese Einheitslehre, nett  
und poetisch, war wie geschaffen, das Bekenntnis einer auf  
lahmer Skepsis begründeten Generation zu werden. Ein Zwit-  
tergeschöpf zwischen Glaube und Unglaube, war sie ganz dazu  
angetan, sich in der genannten ursprünglichen Form, oder auch  
in privat, je nach Wunsch und Anlage, zurecht gemachten, dem  
Original mehr oder minder getreu angepaßten Ableitungen und  
Variationen sogar auf den Lehrstühlen der Philosophie und der



Theologie breit zu machen, sowie auf Kanzeln, von denen herab in ihrem Glaubensleben unsicher gewordene Pfarrer diesem Ausgleichsgemisch einen hübschen, pathetisch umschleierten Ausdruck verleihen konnten, in Predigten, die nicht ja und nicht nein sagten, alles offen ließen und weder den Redner noch auch den Zuhörer überhaupt fest auf etwas verpflichteten. Und eben dieses zu nichts Verpflichten, dieses, den Sinnen und dem Verstande so ungemein sanft eingehende, angenehme Beiseitertun jeder gottgewollten Moral war das an der neuen Glaubenslehre, was am verlockendsten anziehen konnte. Man blieb so fein „fromm“, wenn auch nicht gegenüber Gott, den es ja nicht mehr gab, so doch in den Pflichten gegenüber sich selbst und gegenüber dem Leben.

Eine deutbare, hier wenigstens von persönlicher Überzeugung getragene Fassung erhielt diese Konstruktion in dem Buche einer schwedischen Schriftstellerin, das vor wenig über zwei Jahrzehnten auch in Deutschland Aufsehen erregte und dem nicht philosophisch geschulten Laien in seiner durch Flüssigkeit ausgezeichneten Schreibweise die neue Lebenslehre plausibel machte. „Der Lebensglaube“ der Ellen Key, der berühmten, vor zwei Jahren verstorbenen Verfasserin vom „Jahrhundert des Kindes“, übertrug den Monismus aus der wissenschaftlichen Formulierung dieses Begriffs ins Populäre.

Lebensglaube: nach der Massenvergiftung des Radikal-Atheismus ein ungleich sanfteres, von Frauenhänden dargereichtes Rauschmittel, ebenfalls oder noch mehr für den breitesten Massengebrauch. Für die moderne Seele, die sich losgerissen hatte vom „Urgrund“, der Ruhe in Gott, und die nun heimatlos auf dem ihr selber unheimlichen, grundlosen Meere des Unglaubens irrte, so recht ein Opiat der inneren Erhebung, als Idealanschauung aus Menschenvernunft ein trefflicher, fertiger Ersatz für die verlorene Hoffnung, den aufgegebenen Glauben. Darum besonders eindringlich überredend, weil hier der Menschheit als letztes Ziel der, kraft seiner eigenen All-Seh-Vollkommenheit vollendete Mensch vor Augen gehalten wurde. Dabei stand diese in jeder Hinsicht maßvolle Lehre dem Christentum keineswegs ablehnend oder ausgesprochen feindlich gar gegenüber, erschien somit in ganz besonderem Maße berufen, auch Anhänger des „alten“ Glaubens, die diesen ein wenig auffrischen wollten, zu sich hinüber zu ziehen. Der Lebensglaube

vertrat als eine Selbstverständlichkeit, die sich nicht leugnen ließ, die Wirklichkeit Jesu, ja, er erkannte darüber hinaus diesen Jesus von Nazareth in seinem Erdenwandel und in seiner Lehre konziliant und durchaus wohlwollend an. Nur, was an dieser Erscheinung das über die Grenzen menschlichen Begreifens hinausgehende überirdische Wunder war, wurde von ihm geleugnet. Christus der Mensch — gewiß, der hatte gelebt, war körperhaft über die Fluren Galiläas gewandelt, hatte Jünger zu sich gezogen und sie erzogen, eine Lehre gegründet und war in höchster menschlicher Opfertat zuletzt für diese Lehre — unendlich rührend — gestorben. Das Heilandsbild aus dieser, in all ihren körperlichen und geistigen Zügen begreiflichen, faßbaren Erdenpersönlichkeit hatte sich aber erst die der Erlösung bedürftige Menschheit nachträglich selber gewonnen. Da nun dieses Erlöserphantom das Erzeugnis einer ganz bestimmt eingestellten allgemeinen Glaubensatmosphäre auf einer ganz bestimmten Entwicklungsstufe der Menschheit war, so mußte sich daraus ohne weiteres ergeben, daß es, wie alles Menschliche, den Gesetzen der Umwandlung unterlag: „In dem Maße, in dem das eigene Wesen des Menschen umgewandelt wird, wandeln sich auch die religiösen Begriffe, die er hegt. Als er so weit kam, daß er den Wert der Persönlichkeit und der opferwilligen Liebe erkannte, entstand das Christentum . . . In Christus hat der Mensch sein höchstes Wesen am vollsten genossen. Aber mit dem Augenblick, in dem er einsieht, daß er in Christus seinen Gott vermenschlicht hat, hört Christus auf, für ihn Gott zu sein.“

Demnach war das Christentum — notwendig für eine gewisse Stufe der Entwicklung — nicht etwa Fleisch gewordene Offenbarung der barmherzigen Gottesgnade, es war vielmehr geistige Schöpfung des Menschen in dem Augenblick, da er einer, nicht mit Gott, wohl aber mit dem Göttlichen verbundenen religiösen Persönlichkeit und der Tat ihrer opferwilligen Liebe zur Stärkung der eigenen Fähigkeit, sich liebend zu opfern, bedurfte. Im Grunde genommen war dieses Christentum also nichts weiter als persönliche Höchststeigerung des Menschen — wohlgemerkt: immer auf einer bestimmten, inzwischen weit übersteigerten Stufe seiner eigenen Entwicklung, oder — Höchstgenuß seiner selbst. Damit hatte Jesus, der große menschenfreundliche Lehrer, für seine Epoche zwar eine wichtige Mission

zu erfüllen, die nun allerdings in unserem, der endgültigen Vollkommenheit sich nahenden Zeitalter restlos erledigt war. „Im psychologischen Sinne“ — Psychologie war auch gerade modern — „ist die Menschheit durch Jesus erlöst worden, so lange sie der Erlösung zu bedürfen glaubte... Aber wie Feuerbach gezeigt hat: die menschlichen Bedürfnisse gestalten die menschlichen Vorstellungen; die Ohnmacht der Vernunft und die Übermacht der Natur treiben den Menschen zum Glauben, solange dieser unsere Sehnsucht nach der Steigerung unseres Wesens über uns selbst hinaus stillt, obgleich der Mensch auch im Glauben nicht über die Grenzen seines eigenen Wesens hinauskommen kann, sondern seine Götter nach seinem eigenen Bilde schafft.“ So zu lesen im ersten Kapitel des „Lebensglaubens“, der „das Verblühen des Christentums“ zum Gegenstand hat.

Christus: selbstgeschaffener Höchstgenuß der Vollmenschlichkeit, die sich in ihm ihren Gott zu vermenschlichen strebte, womit Christus, lediglich ein Geschöpf des menschlichen Geistes, für diesen aufhören mußte, Gott oder göttlich zu sein. — Das ist die „Stadt in den Wolken“, deren Zinnenkranz in den Himmelsdom des All-Ich-Vollkommenseins ragt. Ihr Fundament: „Was wir in unserer Zeit auf dem Gebiete des religiösen Lebens mit ansehen, das ist, daß die Menschen jetzt der Autorität — der Bibel, der Kirchenlehre, der Religionsverkünder — geistig entwachsen und eine von ausschließlich persönlichen Gründen bestimmte Religion wollen.“

Das war aus der Zeit mit der Zeit gesprochen, im Sinne einer Epoche, die den Übermenschen als Glorifizierung des eigenen Ich auf ihre Fahnen geschrieben hatte, aus selbstischer, selbstsicherer und sich selbst genugsamer Machtvollkommenheit den eigenen Erlöser. Eine von ausschließlich persönlichen Gründen bestimmte Religion: die vermittelte ihr der Lebensglaube oder auch der Monismus. Sein Sinnbild war nicht mehr das Kreuz, da er — modern-psychologisch! — eingesehen hatte, „daß Sünde und Sorge zum Entwicklungsverlauf gehören“, sondern das Rad: „das Zeichen der Sonne und der ewigen Bewegung, durch die wir gestiegen sind und unablässig steigen werden — auch zu höheren Höhen als zu der, auf welcher Jesus stand“.

Mehr war der Menschheit, in ideellem und praktischem Ein-



gehen auf ihren selbstgewiß stolzen, den sicheren Boden eines starken, unverschiebbaren und unverbrüchlichen Sittengesetzes leichtfertig unter den Füßen verlierenden Dünkel wahrhaftig nicht zu versprechen. Die Sünde als Lehre vom absolut Bösen abgeschafft, human eingereiht in die logische Notwendigkeit der Entwicklung. Das war modern gedacht. Der unmoderne Treitschke hatte allerdings noch von ihr bemerkt, daß dieses absolut Böse als Macht, die um die Herrschaft im Einzelnen, wie um die Herrschaft über die Völker der Erde ringe, geschichtlich erwiesen die tatsächlichsste Wirklichkeit sei, von der die Bibel berichte. Von wissenschaftlicher wie gefühlsmäßiger und moralischer Aufklärung war jedoch nunmehr dieser „tatsächlichen Wirklichkeit“ jede fernere Berechtigung ihrer Existenz gleichsam offiziell aberkannt worden. Die Menschheit war sündlos, war gut, sie würde — der Evolution, dem Gesetz der Höhensteigerung zufolge, wie es sich darstellte, nach Nietzsche, im Symbol des aufwärts rollenden Rades, noch besser werden. Dieses Kreisen in immer steiler ansteigender Spirale mußte dann logisch zu Gipfeln führen, über denen gelegen, auf denen Christus stand.

Selbstschöpferische Gottähnlichkeit, Annäherung, beziehungsweise Erreichen des Ideals der Vollkommenheit, Eigenerlösung als letzte Vollendung: das Ziel, dem die Menschheit mit Abschluß des alten — und zu Beginn des neuen Jahrhunderts unaufhaltsam entgegeneilte.

Leichte Welt — reibungslose! — Jawohl, immer reibungsloser nahm das in Bewegung befindliche Rad der Entwicklung die Kurve, aber nicht höher hinauf zur Übergipfelung des Menschengeistes im Übermenschen, sondern abwärts, zum toten Punkt, an dem — auch für den zivilisierten Westen — aus halber Resignation eine ganze Verzweiflung werden sollte.

### 3. Vollende dich!

Im Übermenschen Friedrich Nietzsches war die „große Konsequenz des Darwinismus, die Darwin selbst nicht einsah“, gezogen worden. Das oberste Gebot für deren Möglichkeit in der Zukunft hatte der Philosoph von Sils Maria dahingehend gegeben: „Nicht fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! . . . Einen höheren Leib sollst du schaffen, eine erste Bewegung, ein

aus sich rollendes Rad — einen Schaffenden sollst du schaffen.“ Von den Anhängern des Lebensglaubens wurde dies folgerichtig so ausgelegt, daß man Menschen nach seinem eigenen Bilde zu schaffen habe. Nicht Jesusähnlichkeit, sondern Menschwerdung: das war die Parole der Zeit. Denn der Mensch bedeutete ihr „die erste Antwort auf die Frage nach dem Zweck der Bewegung.“ War doch dem Lebensgläubigen, der von einem Jenseits, beziehungsweise von einer Unsterblichkeit nichts wissen wollte, der Zweck des Lebens das Leben selbst, und die Offenbarung seines Bekenntnisses in der Tat gewissermaßen die Emanation, in der diese aus der Seele des Einzelnen in das Ganze strömte, so daß der Glaube sich umsetzte in sichtbares Wirken, in einen „auf das Erdenleben gerichteten Schaffensdrang“, aus dem „lebendige Werte — Menschenwerte“ hervorgebracht werden sollten. Sein Ideal war die Vervollkommenung des Menschengeschlechts, der „Königsweg zu seiner Größe“.

Kein Wunder, daß unter der Einwirkung dieser neuen Art von Religiosität das Christentum, das man anfänglich als wichtiges Glied in der Kette der Entwicklung doch wenigstens wohlwollend geduldet hatte, mehr und mehr zu einem Gegenstand des Anstoßes und des Argernisses ward. Ellen Key hatte ganz richtig die Alternative erfaßt, vor die der Monismus und der aus ihm abgeleitete, ihn ins Praktische übersetzende Lebensglaube die Menschheit stellte. Sie sah ein, daß Naturwissenschaft wie Bibelkritik die Entscheidung für oder gegen die Religion Jesu zu bestimmen oder auch nur zu beeinflussen, nicht in der Lage waren. Wer wirklich glaubte, beziehungsweise wer glauben wollte und ernstlich bestrebt war, sein Leben nach den Forderungen dieses als wahr erkannten Glaubens zu richten, dem konnte durch keine Bibelkritik oder Naturwissenschaft seine Heilsgewißheit genommen oder auch nur beeinträchtigt werden. Der eigentliche Konflikt stand in Wahrheit auf einer anderen Basis, nämlich auf dem Entweder — Oder: „Will ich jene Opfer meiner Persönlichkeit bringen, die erforderlich sind, um mich ganz in Jesu Persönlichkeit einzuleben,“ oder will ich das nicht; bin ich bereit, mich in die Gesetzmäßigkeit der fremden Jesus-Persönlichkeit einzuordnen, mich ihr unterzuordnen, oder geht mein Verlangen dahin, mich selber zu realisieren?

Sich selber realisieren! Diese Idealforderung war von Jesen in seinem gesamten Lebenswerk, als das Grundmotiv, das

dieses bedeutsam durchzog, mit Nachdruck vertreten worden:  
Sei ganz du selbst! — Freilich, ihm hieß solches „Du selber  
sein“ — sich selber ertönen, den Willen Gottes aufnehmen in  
das eigene Streben:

Du selbst sein heißt: Dich selbst ertönen.  
Des Meisters Willen, als wie ein Schild,  
An seines Lebensschwerts Griff sich löten.

Der neuen Zeit ging solches, das eigene Ich in seiner selbst-  
ständigen Lebensäußerung beeinträchtigende Opfer nicht ein;  
ihr lag vielmehr jene völlig entgegengesetzte Auslegung des mo-  
dernen Lebensglaubens, die unter Selbstrealisation verstand,  
daß man in Lebensfülle sein Dasein zu führen habe, daß es  
Aufgabe sei des von jeder Autorität mündig gewordenen Men-  
schen, sein eigenes Ich nach Möglichkeit durchzusetzen und zu  
behaupten, mit anderen Worten: „in der höchsten Weise zu  
leben, deren man fähig wäre.“ Hier lief der monistische  
Lebensglaube ein in den Eudämonismus, eine dem Kult des  
Ichs sehr wohlgefällige Lehre vom Glück. Glück, so stellte er fest,  
war nichts anderes, als eine von aller Hemmung befreite „un-  
unterbrochene Kraftauslösung“. — Ibsen hatte auf diese Art  
einer bequemen Weltanschauung in seinem „Peer Gynt“ die  
bittere Verspottung gefunden: „Weißt du, was bedeutet:  
leben?“ — Dies:

Den Zeitstrom schweben  
Unbenetzten Schuh's zu Tal  
Als sein eigenst Ideal.  
Nur in Vollkraft kann ich der sein,  
Der ich bin, kann Peer als Peer sein.

Die Generation gehorchte der anderen, ungleich reizvoller  
lockenden Stimme. Freude, jubelte — mit Spinoza — der  
Lebensglaube, ist Vollkommenheit! Vollkommenheit wiederum  
besteht im Einklang der Harmonie, in der Übereinstimmung  
mit sich selber. Der Zweck aller Arbeit sollte, was die Mensch-  
heit unter der sie entmündigenden Christianisierung so lange  
vergessen hatte, letzten Endes aufs neue werden: die Schöpfung  
eines Lebens in Schönheit. Dieses Ziel lag keineswegs außer-  
halb der Bereiche menschlicher Möglichkeit. Der Weg dorthin  
führte über die Steigerung der Liebesfähigkeit in den Men-  
schen, die das Dasein würdiger und reiner gestalten sollte, zur



allgemeinen, die Einzelnen und die Völker untereinander verbindenden „Harmonisierung des Menschengeschlechts“. Das wäre dann Gottesverehrung keiner mehr außerhalb des irdischen wirkenden Gottheit, sondern der in sich selber zur Gottähnlichkeit empor geläuterten Menschheit. Was Lessing in einem ganz anderen Sinne als den höchsten Grad des Bewußtseins seiner eigenen Realität bezeichnet hatte, warf man zu einem Konglomerat zusammen mit Nietzsches Begriff vom Willen zur Macht und konstruierte aus dieser im Grunde recht widerspruchsvollen Mischung die neuen sittlichen Postulate der Lebenssteigerung, Lebensbejahung, des Lebenswillens und eines Machtgefühls, das allem äußeren und inneren Dasein „von den Formen des gesellschaftlichen Lebens bis zu den kleinsten Dingen des Alltagsgebrauchs das Gepräge der Schönheit“ ausdrücken sollte. Dies war zu erreichen, sobald die Seele Herrin im Hause der Gesellschaftsordnung geworden war. Und von diesem vollkommenen Leben in Glück und in Schönheit, das nur noch das Unglück unvermeidlicher Schicksalsfälle in seiner Region gelten ließ, führte dann lediglich eine kleine Pfadstrecke bis zur obersten Zinne der Wolkenstadt: dem „Reich des heiligen Geistes — des göttlich gewordenen Menschengeistes“, wo „Liebe und Schönheit Andacht geworden sind, wo der heilige Geist“ — des Menschen Geist! — „allein alle Macht, den Ruhm und die Herrlichkeit“ haben würde.

Man sieht, ganz ohne den Sphärenklang biblischer Worte kam die neue Weisheit nicht aus. Gleichwohl wußte sie für die fremden Federn, mit denen sie ihre „Herrlichkeit“ schmückte, dem zum alten Hausrat geworfenen Buch der Bücher geringen Dank. Sie erkannte mit immer deutlicher sich geltend machender, unwiderleglicher Klarheit die ganze große Gefahr, die für sie immer noch in dem, doch eigentlich längst abgetanen, aber anscheinend wohl nicht so ganz lebensunfähigen Christentum trotz allem bestand. Darum rief sie auf zur gemeinsamen Kampffront des Antichristen. Zu leugnen war die Persönlichkeit Christi im Sein und Wirken nun einmal nicht nach der in einwandfrei beglaubigten Quellen niedergelegten Geschichte. So gab es nur einen Ausweg, der Jesulehre, der die Zeit ja völlig erwachsen war, endgültig den Garaus zu bereiten: indem man sie als eine Torheit der Rückständigen, die sich gegen alle Errungenschaften moderner Forschung und modernen Fort-

schritts hartnäckig abschlossen, der Lächerlichkeit anheimfallen ließ. Aus Spöttelei und wissenschaftlicher Überhebung wurde nunmehr der Hohn auf alles, was zwei Jahrtausende hindurch Geschlecht auf Geschlecht ein Heiliges von unantastbarer Reinheit gewesen war. Lästern des Namens und auch des Wortes Gottes!

Und schlimmer noch: Ellen Key verurteilte des „galiläischen Zimmermanns flammenden Gedanken“, so edel und gütig gemeint er in seiner Ursprünglichkeit gewesen sein möchte, so wenig die Menschheit seines Dazwischentretens für ihre Entwicklung entraten konnte, in Grund und Boden, indem sie ihn in gleichem Atem hinstellte als „die große Ursache der Demoralisation seit 1900 Jahren“. Denn: „Ein unter den gewöhnlichen Voraussetzungen des Menschengeschlechts unausführbares Ideal, dem man dessenungeachtet die Autorität der göttlichen Offenbarung gegeben“, hatte es nur dahin geführt, in dieser, mit dem Anspruch auf absolute Geltung auftretenden Autorität die Menschheit, der es zu seiner Zeit in ihrem Aufstieg weiter geholfen, nunmehr in ihrem ferneren Mündigwerden hintanzuhalten. Der christliche Religionsunterricht, verlangt Ellen Key im „Jahrhundert des Kindes“, — und sie spricht damit eine jüngst sehr nachdrücklich vertretene Forderung aus —, müsse aus der Schule verschwinden. Er wirke demoralisierend, indem das Kind durch ihn dazu angehalten werde, eine Moral als für sich und die Gesellschaft absolut bindend zu betrachten, deren Gebote es bei seinen ersten Schritten ins Leben allenthalben verletzen sehe.

So standen wir um die Jahrhundertwende in Europa — scheinbar christliche Völker in christlich regierten Staatswesen — bereits im Beginn eines Kampfes, der heute in vollem Ausbruch tobt um die Entchristianisierung der Schule, ihre Befreiung von allen, den jungen Menschen in seiner natürlich-egoistischen und egozentrischen Entwicklung hemmenden Einflüssen einer dem Diesseits die volle Entfaltung versagenden Glaubenslehre.

Das Christentum: Ursache der Demoralisation in neunzehn Jahrhunderten. So weit waren wir denn in der neuen Glückslehre „glücklich“ gekommen. Dies obenein „wissenschaftlich“ bewiesen, wobei man ja immerhin noch so freundlich war, seinen einstigen Wertgehalt bei seinem unmittelbaren Eintritt

in die Geschichte wenigstens in den Entwicklungsverlauf als  
eingehörig und schwer entbehrlich mit aufzunehmen. — Niez-  
sche blieb dabei nicht stehen, ging es ihm doch bei seiner krassen  
Auseinandersetzung zwischen dem Ideal Jesu und dem seines  
Übermenschen ums Ganze. Im „Zarathustra“ läßt er die Selig-  
preisungen des Heilands durch das Ja eines Esels in billigem  
Hohn unterbrochen werden, und im „Antichrist“ bezeichnet er  
das Christentum — was auf dasselbe hinausläuft, wie die  
mehr halbe Resignation des modernen Lebensglaubens mit  
ihrer Kritik der Demoralisierung — als den großen unsterb-  
lichen Schandfleck der Menschheit. Er gelangt zu dem frechen  
Zynismus: „Wenn ihr nicht werdet wie die Rüche, so kommt  
ihr nicht in das Himmelreich.“

Friedrich von der Leyen, Professor für neuere deutsche Lite-  
raturgeschichte an der Universität Köln, bemerkt dazu: „Wir  
wissen nicht, ob andere Epochen jemals den frechen Hohn auf  
alles Heilige und Ewige so gleichmütig geduldet hätten, wie  
die letzten Jahrzehnte ihn alles in allem geduldet haben, als  
seien das im Grunde Angelegenheiten, die nur die Literaten  
unter sich ausmachen sollten.“ Nun, heute sind wir dahin ge-  
kommen, diesen frechen Hohn keineswegs mehr bloß als Lite-  
ratenangelegenheit anzusehen; weiteste Kreise dünken sich  
Wunder etwas zu sein, wenn sie durch Einstimmen in den Chor  
der Gotteslästerer ihre Bildung an den Tag legen. Ein Blick  
in die zeitgenössische Dichtung der Nachrevolution, den wir  
späterhin tun werden, sowie deren nicht mehr bloß wider-  
spruchlos schweigende Hinnahme, vielmehr bewußt betriebene  
Programmatik wird dies erweisen. Wir dulden nicht mehr,  
sondern wir machen mit, um ja nicht in den Verdacht und Ver-  
ruf reaktionären Rückschrittlerturns zu geraten.

So war dem Reich Gottes das Reich des heiligen, selber gött-  
lichen Menschengestes in schärfster Kampfansage, zu einer Aus-  
einandersetzung auf Sein und Nichtsein gegenübergetreten, das  
Reich des Antichristen hatte den offenen Krieg erklärt dem Reich  
Christi. Vollende dich! war das Feldgeschrei, unter dem der  
Antichrist zu siegen gedachte. In der gesamten Dichtung der  
Jahrhundertwende spukt dieser Wahnsinn, in mehr oder minder  
abstoßenden, ekelerregenden Ausdrucksformen herum. Der Un-  
tergang der Religion war proklamiert worden, nun mochte das  
entgottete, mündig gesprochene Herrenmenschentum sich selbst



auf den Thron erheben: Tot sind alle Götter! So wollen wir,  
daß der Übermensch lebe! Ein neuer Erlöser, nicht mehr als  
Gottes, sondern als Menschensohn, sollte der Welt zum Heile  
geboren werden.

Gott ist der Mensch, auf den wir hoffen!  
Uns ging kein Paradies verloren,  
Es wird erst von uns selbst geboren!

stimmte Richard Dehmel den Psalm der Neumenschlichkeit an,  
vor der er die stolze Forderung der Selbstvollendung errichtete.  
In seinem Romanzenzyklus „Zwei Menschen“ begrüßt er, im  
Anschluß an die Lehre von der Heiligkeit der Generation, die  
nach Ellen Key in deren „Jahrhundert des Kindes“ an Stelle  
des abgewirtschafteten Christentums der Menschheit ihre neue  
Erlösung bescheren sollte, in widerlicher Anhimmlung des  
Geschlechtlichen das künftige Kind im Schoß der Geliebten:

Vor deinem künftigen Kinde  
Könnt ich dir beichten, den Heiligen gleich:  
Ich suchte einst ein bißchen Sünde  
Und fand das ganze Himmelreich.  
Hier aber dünkt es ein Wortspiel mich,  
Wie dieses Schauspiel, stimmungshohl, durchtrieben.  
Draußen steht's von Grund auf in Stein geschrieben:  
das schwere Wort: Vollende dich!

Unter dem „Schauspiel stimmungshohl, durchtrieben“, ver-  
steht Dehmel die Messe im Dom, die Anbetung vor Maria und  
dem Jesuskinde. „Frecher Hohn auf alles Heilige und Ewige“  
gehörten ja mit zu dem, auf systematisch radikale Ausrottung  
des christlichen Gedankens gerichteten Kampfprogramm. So läßt  
der gleiche Verfasser in einem anderen seiner Gedichte: „Auf  
einem Dorfsweg“ einen bezechten Bettler hinsinken in ein Feld  
blühender Nelken, deren wilde Blüten über dem Betrunkenen  
zusammenschlagen. Dann heißt es in einem Gemisch von Spott  
und weichlicher Humanisierung:

Und eine Stimme sprach in mir:  
da liegt Jesus von Nazareth.

Um ein weiteres Beispiel, mit welchen Mitteln der Kampf —  
in diesem Falle gegen die Kirche — betrieben wurde, heranzu-  
ziehen, schildert der naturalistische Erzähler Max Kreger in

seinem Roman „Die Bergpredigt“ die Vertreter der offiziellen evangelischen Geistlichkeit als eine Auslese von Zeloten, Intriganten, Kriechern, Strebern, Unzüchtigen und Trunkenbolden, von Genießern, denen der Bestand ihres Weinkellers wichtiger ist als das Seelenheil der Gemeinde, indem sie sich dessen bewußt sind und dieser Erkenntnis untereinander auch offen Ausdruck geben, daß der Abendmahlswein keine andere Wirkung hervorrufe als der von der gewöhnlichen Sorte, nämlich den Rausch. Diese würdigen Repräsentanten sind dann, neben einer Reihe nicht weniger schwarz in schwarz gezeichneter Kirchenbeamter, die Kirche. Aus dieser Schar heben sich vorteilhaft heraus die modernen, fortschrittlich eingestellten Pfarrer: Dr. Konrad Balduß, der bei der Antrittspredigt den Glauben an den Auferstandenen ableugnet, weshalb er selbstverständlich von den pharisäischen Amtsbrüdern eilends genötigt wird, nach dieser ersten und einzigen Predigt die Kanzel auf immer zu verlassen, und sein Vater, der rechtzeitig in den Ruhestand abgegangene Emeritus, der die Ansicht vertritt, die er sich ja als pensioniert leisten kann: daß die Verkünder Darwins „dereinst an unserer Stelle in der Kirche stehen“ werden.

Ob Dehmel die Selbstvollendung fordert, oder Bruno Wille in seiner „Abendburg“ den „Stein der Weisen“ entdeckt, der sich ihm als kein übernatürliches Wunder, sondern als Schatz des „Menschensohns“ in der eigenen Brust, des „heiligen Geistes im Menschenherzen“ darstellt; ob Felix Holländer in „Jesus und Judas“ den neuen Messias verkündet, der den Bau des „Gottesreiches“, des Reiches einer entgötterten Welt auf Erden begründen soll, in dem die Menschen von Angesicht zu Angesicht einander als Brüder erkennen und lieben werden, oder ob Wilhelm Bölsche in seinem okkultistisch-naturwissenschaftlichen Roman „Die Mittagsgöttin“, in dem er das gleiche Reich eines „umgekehrten Gottesgnadentums“ anstrebt — worunter zu verstehen ist das Reich von des Menschen Gnade —, von der „heiligen Mission des Arbeiters“ und seiner „riesenhaften“ sozialen Aufgabe spricht, die in der Umgestaltung der Wirtschaft, in einem gerechten Ausgleich zwischen Lohn und Arbeit besteht — es ist immer das gleiche: ein mehr oder minder aggressiv vorgetragener Sturm Lauf gegen die Jahrhunderte alte Demoralisation des Christentums. Mögen mit diesem auch hier und da Kompromisse angestellt werden, indem man wenigstens

seinen ethischen Inhalt — selbstverständlich in vorsichtiger Abgrenzung! — als annehmbar gelten läßt: im Grunde genommen ist es der Atheismus in gröberem oder verfeinerterem Ausdruck, der in ganzer Front, mit wahrhaft fanatischer Inbrunst zum Angriff vorgeht.

Und immer wieder jene bestrickende neue Moral mit ihrem fundamentalen Fordern einzig des Glücks als der alleinigen Gesetzmäßigkeit, die einer aufgeklärten Menschheit aufzuerlegen ist. Denn was ist Sittlichkeit? „Der einzige absolute Sittlichkeitsbegriff ist die Selbsterhaltung, deren Bedingungen ein jeder nach der Notwendigkeit seiner Natur finden muß.“ So ordnet auch die Moral sich keinem anderen Prinzip ein, als lediglich dem der Selbstvollendung, bei der es dem Einzelnen durchaus überlassen bleibt, den Weg zu beschreiten, der gemäß der „Notwendigkeit seiner Natur“ der nächst und bequemst gelegene ist. Diese neue Sittlichkeit ist freilich eine ganz andere als jene altmodische Begriffssphilosophie, die Kant einst in seinen Postulaten und in seinem kategorischen Imperativ aufgestellt hatte. Kategorische Imperative — wie sollte die mündige Menschheit solche verrosteten, längst von ihr gesprengten Ketten sich neu anlegen lassen! Vor allem: Kant holte sich seine Postulate direkt herab von den Sternen; der zum Selbstgott sich schaffende Mensch mochte sie herleiten aus den Bedingungen seiner Erde, die ja berufen war, ein Garten des Paradieses zu werden. Der Sternenhimmel über mir und das moralische Gesetz in mir — wie überspannt war das gedacht, wie abgeschmackt dieses Liebäugeln mit einem Himmel als dem Sitz alles Guten, wie überschwänglich das Postulat eines Handelns, so entläutert der Zehsucht, so geadelt, befreit von allem Selbstischen, daß es jederzeit zum Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung ausgerufen werden könnte. Der Lebensglaube dagegen behauptete: der Begriff der Sittlichkeit sei subjektiv zu fassen und auszulegen; Sittlichkeit sei durchaus nichts, was geeignet wäre, als Grundlage einer allgemeinen, für die Gesamtheit in allen Fällen gültigen Gesetzgebung zu dienen. Die Sittlichkeit hatte vielmehr für jeden Sonderfall zu variieren, und zwar jedesmal in einer entsprechenden Anpassung an die Notwendigkeiten, die eben vorlagen. Es ist demnach nur logisch, wenn wir die Sittlichkeit damals und heute den jeweiligen Modeströmungen einer dem Zufall und der Ver-



wandlung unterworfenen, sehr vage verschwommenen Moralanschauung gehorchen sehen, auf die sich gleichfalls das Wort aus dem „Toten Punkt“ des Johannes Schlaf anwenden läßt: „Alles schwebt und geht durcheinander, alles schwankt, es ist kein Verlaß noch Sicherheit.“ Dieses Ergebnis darf nicht überraschen, wo das einzig bindende sittliche Recht der Selbsterhaltung eingeräumt war, wo es galt, das Ich zu steigern zur höchst möglichen, rein egoistisch verstandenen Selbstrealisierung.

Selbsterhaltung! — War es nicht wie in jenem famosen Reich der Trolle, zu denen Ibsens Peer Gynt gerät? War es nicht die den Sinn in Unsinn verkehrende Weisheit des Doyre-Alten?

Draußen im Sonnenstrahl ruft man sich zu  
Als heimlichste Weisheit: „Mensch, sei du!“  
Hier aber unter uns Trollen heißt klug  
Geredet: „Troll, sei du — dir genug.“  
„Genug“, mein Sohn, dies mächtige Scheid'wort,  
Werde fortan dein Leib- und Leitwort.

Peer Gynt folgt dem Rat, wird in jener Sichselbstgenugsamkeit, die der Notwendigkeit seiner Natur entspricht, zum Troll in des Wortes tiefster Bedeutung; denn „Schwanz und Hörner“, belehrt ihn später der Alte, machen es nicht, das sind lediglich Äußerlichkeiten. Das Entscheidende ist die Gesinnung: „Unser sich-selbst-genug, — das macht den Troll aus.“ Der sein heimliches Kaisertum suchte, wie Gott es jedem in ursprünglich reiner Bestimmung in die Seele gelegt, wird mit Hilfe des bloß sich selbst erhaltenden „Dir genug“ zum — Kaiser der Wahnsinnigen, dem Kaiser der Interpreten auf des Selbst Fundament.

Die Möglichkeit eines solchen Erfolges blieb der neuen Lebensgläubigkeit mit ihrer Lebenssteigerung als neuem Moralgesetz völlig verborgen. Sittlichkeit: das war der Ausdruck meiner Natur, also nichts, was dieser in Überwindung innerer Widerstände und Hemmungen irgendwie zwangvoll abzurufen gewesen wäre. Eine gewisse Art Sittlichkeit erkannte wohl auch der Lebensgläubige als unerlässliche Pflicht. Wie jedoch sah die aus? Ellen Key sagt es: „Das Glück selbst ist Pflicht. Nur die Pflicht zum Glück ist die für jeden Lebenden unabweisliche.“

Wie nun aber, wenn jemand die Frage aufwarf, was zu geschehen hätte, wenn m e i n Glück, der notwendige Sittlichkeitsausdruck m e i n e r Natur, m e i n e persönliche Lebens-

vollheit gelegentlich einmal mit der eines Mitmenschen kollidierte? — Ein kindlicher Einwurf; die Lösung war doch wirklich einfach genug gegeben. Mit der weichlichen Nächstenliebe als einem vom Heiland bestätigten Gottesgebot hatte man ja grundsätzlich gebrochen. So durfte und mußte in dem genannten Falle „naturgemäß“ dem stärkeren Glück des persönlichen Ich zu dessen rücksichtsloser Behauptung das schwächere ein Opfer bringen. Hier entschied eben lediglich das Gesetz der größeren Kraft. In der Liebe mochte man sich das so etwa denken, wie es Peer Gynt gegenüber Anitra zum Ausdruck bringt:

Scheiden wir, so ist das Leben  
Ausgelebt, — das heißt, das deine!

Wenn ich nach dem Verfliegen eines alten Lebensglücks den Ruf eines neuen in mir aufklingen spüre, so habe ich ohne weiteres das Recht auf das neue Glück; mein Glück ist ja Selbsterhaltung, Sittlichkeit, heilige Pflicht. Tatsächlich wird denn auch diese Konsequenz einer derart kraß selbstischen Eigenliebe ohne jedwede Einschränkung von Ellen Key in ihrem Buch über „Liebe und Ehe“ gezogen. Die Persönlichkeit, wenn sie Werte schafft — und wer wird von sich selber in falscher Bescheidenheit annehmen wollen, daß er keine Werte zu schaffen vermöge?! —, hat das Recht, ja, gegen sich selber die Pflicht, diesen höheren, eigenen Werten die niederen anderer zu opfern. Zum Ziele der Harmonie des Ganzen. Denn das endliche letzte Ziel war ja doch nicht der Einzelne, sondern die Höherentwicklung der Menschheit — der Königsweg zu ihrer Größe.

Wenn wir es in unserer Gegenwart nunmehr erleben, wie unter Berufung auf seinen „heiligen Egoismus“ ein Volk versucht, das andere niederzuwerfen, zu knechten und auszurauben, so ist damit nur den Forderungen der von der Jahrhundertwende aufgestellten neuen Sittengesetzlichkeit Genüge getan. Daß sie besser ist und darum auch höhere Werte zu bieten vermag, als die andere, vertritt dabei jede Nation in selbstverständlicher Anmaßung einzig für sich allein.

Man muß sich wundern über dieses spitzfindig erklügelte Aufgebot einer schönrednerisch philosophisch verbrämten, Altruismus und Egoismus in ein Gemengsel verwirrenden Farsalei, die, statt ehrlich zu sein, einen radikal selbstischen Kern mit allerhand floskelhaftem Beiwerk umgibt, um das Unethische

umzubiegen in Ethik: Sittlichkeit — das ist Glück; Glück aber Seligkeit; Seligkeit wieder besteht darin, das Gute zu üben. Sehr hübsch gesagt. Doch gilt das Gute nur so weit, als es auch wirklich Glücksausdruck, Notwendigkeit meiner Natur bedeutet. Was das Gute in Wahrheit war, konnte getrost dem Dafürhalten eines mehr oder weniger weiten, mehr oder minder subtil präzisierten Gewissens anheimgestellt werden. Ein Zwischenzustand, in dem es noch hier oder da zu unliebsamen Kollisionen kommen konnte, mochte ja freilich entstehen, da wir nicht alle schon adelig genug gesinnt waren, um uns mit sicherem Instinkt für das Beste in uns zu entscheiden. Indem wir jedoch auf dem Königsweg zu unserer Größe bereits unterwegs und ein viel versprechendes Stück vorwärts gekommen waren, hatte das weiter keine schwerwiegenden Bedenken auf sich. Die ganze Menschheit würde ja bald geadelet werden.

Wie ein Labyrinth mutet diese Glücksmoral an; man dringt in eine Verirrung, die keinen Ausweg mehr frei läßt, es sei denn den des pathetischen, für das praktische Dasein nicht in Betracht zu ziehenden Phrasenschwall. Greift man zu, um dieses Geschlinge einmal ans Licht zu heben, so bleibt nichts Faßbares in den Händen, weil alles ja schwebend gehalten und durcheinander gewulstet ist, weil alledem eines fehlt: das Fundament eines festen „Du sollst“ an Stelle eines, j e d e r Mög-lichkeit das Brücklein des selbstgenugsamen Auswegs offen haltenden eigenen, von der mir notwendigen Natur gut geheißenen Wollens.

Nach mancherlei Staunen, das einem die nähere kritische Beschäftigung und Auseinandersetzung mit dem Lebensglauben und seiner eudämonistischen Nuzanwendung auf Lebensanschauung und Lebensgestaltung gar wohl erregen konnte, ist es dann weiter nicht mehr verwunderlich, wenn Ellen Key auf Seite 461, gegen Ende ihrer dialektischen Darlegungen, das Fazit zieht: „Das oben Gesagte dürfte zeigen, daß der Traum des Sozialismus wie des Anarchismus und der Neuromantik vom Dritten Reich im Innersten mit dem Gedanken einer verwirklichten Lebenskunst eins ist, wo Seelenfreiheit und Selbst-erziehung die „schöne Güte“ erzielt haben, die es dem Ich ermöglichen wird, sich selbst aufrecht zu erhalten, ohne die Stütze jener Gesellschaftsmacht und Gesellschaftsmeinung, die



jetzt an sich nicht böse Menschen zwingt, als Gesellschaftsmitglieder einander zu unterdrücken und zu vernichten.“ Was ja schließlich nur eine Folge der Jahrhunderte alten Demoralisation des Christentums ist! — Der Königsweg: Sozialismus und Anarchie, zwei doch einigermaßen „antimonarchische“ Mächte? . . . Nun, wir waren und sind dem Ziel heillos nahe gekommen — sogar recht bedenklich nah, denn die Entwicklung zu ihm hin steht keineswegs still.

Das stolze „Vollende dich!“ mündet im Nihilismus. Um feinetwillen entbrennt der ungeheure Kampf gegen das Christentum, den Heinrich von Treitschke für den Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts vorausgesagt hatte; der Kampf jener gewaltigen Kräfte der Zersetzung und Verneinung, dem zu begegnen er aufrief — „alles, was christlich ist, unter einem Banner zusammenzuscharen“. Für den entthronten Gott im Himmel — der Gottmensch auf Erden. Der Nihilismus das Paradies, das von uns selber, aus der Machtvollkommenheit unserer endlich frei gewordenen Güte sollte geboren werden. Es klingt wie Hohn, wirkt geradezu wie das Spottgebilde einer Selbstvollendung in Karikatur, und war doch bitterer Ernst, tragische, der Krise der Gegenwart das Gepräge des Wahnsinns gebende Wahrheit. Selbsterlösung des Ich zur All-Ich-Vollkommenheit des göttlich gewordenen, heilig gesprochenen Menschengestes. — Gott schwieg, uns aber ist ob unserer Gottähnlichkeit bange geworden.

Leichte Welt — reibungslose! Geistig wie sinnlich bestrickend und voller Reize. Mit Ulrich von Hutten, wenn auch in ganz anderer Meinung, hätte man sagen können: es war damals geradezu eine Lust zu leben. Wer tiefer blickte, mußte jedoch erkennen, daß der Weg dieser leichten Welt, der Königsweg zu ihrer Größe, gepflastert mit guten Vorsätzen — gleich dem in die Hölle —, hinunter führte in halbe Resignation und ganze Verzweiflung, bis zu dem toten Punkt, an dem dann das Gericht einsetzen mußte „über den Menschen und die Erde, über die Nationen und die Erde — um des Menschen willen“.

---

## 3weites Kapitel

# Wir Kolonie von Fertigen!

### 1. Das irreligiös gewordene Lebensgefühl

Es war die Stadt in den Wolken, die wir als das phantastische Gebilde einer modern aufgeklärten Neugeistigkeit zu den Sternen aufstreben sahen. Das besonders Charakteristische dieser Geistigkeit bestand in seltsamem Widerspruch darin, daß sie sich ernstlich beflissen zeigte, in halber Resignation mit der allerärmlichsten, allertrivialsten und allerungeistigsten Weltanschauung fortschrittlich zu paktieren, die eine selber arm gewordene, um so anmaßender auftretende Wissenschaft auf die Formel des Materialismus gebracht hatte. Dieser Pakt vollzog sich mit dem Erfolg, daß letzten Endes das eindeutig klare Radikalbekenntnis, wenigstens soweit es das praktische Leben betraf, einwandfrei triumphierte. Mit der Halbheit des die Welt zwar entgottenden, dafür aber den Menschen selber zur Gottheit ausrufenden monistischen Lebensglaubens wollte die reale Wirklichkeit nicht viel zu schaffen haben. Ihr genügte das Eingeständnis, daß ein Gott im Himmel nicht existiere; der Gott auf Erden, den sich die Ideologen mit ihrer Weltverbesserungsträumerei nach dem Abbild der eigenen Persönlichkeit, sich selber zum Wohlgefallen und zur Verherrlichung, konstruierten, mochte ihnen zu zeitvertreibender Spielerei überlassen bleiben. Der Menge war die Hauptsache an dem neu gefundenen Glauben das zu nichts verpflichtende, jedem die Notwendigkeiten seiner Natur frei gebende Sittengesetz: Erlaubt ist, was gefällt.

Das gesamte Defizienzproblem der Moderne in bezug auf praktische Nutzenanwendung läßt sich auf keine kürzere, besser treffende Formel bringen, als einen Satz, den wir dem „Dritten Reich“, wiederum einem Roman des Johannes Schlaf, entnehmen: „Kein Gesetz als die Kraft, die Liebe und der Trieb der Natur.“ Wobei zu bemerken ist, daß diese dreifache Gipfel-

forderung der Menschheitsbefreiung um die Jahrhundertwende in dem Roman der ehrende Nachruf ist, der einem selig-unselig eingegangenen — Neurotiker gilt. Näher gesehen war dieses Gesetz, das ein von der Bevormundung des demoralisierenden Gottesgesetzes mündig gewordenen Zeitalter sich selber schrieb, und zwar durchaus in Übereinstimmung mit der Naturnotwendigkeit des frömmelnden Lebensglaubens, nichts weiter, als die Übertragung des konsequenten Materialismus auf die private und öffentliche Moral. Den Bedingnissen der gebildeten Geistigkeit war dabei in glücklicher Harmonie gleichzeitig vollkommen entsprochen. Wo sie die Selbstvollendung vertrat aus eigener Kraft, war es nur logisch, in der Freiheit der modernen Gesetze das der Kraft als das beherrschende an den Anfang zu stellen.

Kein Gesetz als die Kraft! verlangte das Zeitalter — und erfand die Maschine. Diese: der Ausdruck der Mechanisierung, wie sie durch den um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts aufkommenden Materialismus bedingt und geboten war. Eine der tatsächlichen, wesentlichen Errungenschaften der gesamten Epoche, als seine Großtat könnte man sie bezeichnen, die das Weltbild von Grund auf erneuert hat. Und es liegt uns ganz fern, diesen gewaltigen Fortschritt in seiner tiefen Bedeutung etwa herabsetzen, geschweige denn leugnen zu wollen. Diese Erfindung in ihrer ungeheuren Tragweite hätte von Segen sein können. Unter dem Einfluß einer kraß materialistischen Mechanisierung, in deren Zeichen jeder für sich aus eigener „Selbsterhaltung“ möglichst viel auf Kosten der anderen herauszuholen bestrebt war, schlug der Segen in Unsegen um. „Die Menge Elends,“ berichtet Chamberlain in seinen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“, „das die Maschine verursacht hat, läßt sich durch keine Ziffern darstellen, sie übersteigt jede Fassungskraft.“ Und er führt einen Ausspruch des Sozialisten William Morris an, der dieser Summe Elends in die Kernkammer bringt: „Wir sind die Sklaven der Ungeheuer geworden, die unsere eigene Schöpferkraft geboren hat.“ Die durch die Maschine ermöglichte Steigerung der Produktion, die an sich gewiß dazu angetan gewesen wäre, das menschliche Dasein freier auszugestalten, seine Bedingungen zu erleichtern — mechanisiert schlug sie in ihrer Einwirkung in das Gegenteil um. Wir vergaßen — um mit Ellen Key zu sprechen: „daß



die Produktion um des Menschen willen da ist, nicht wie jetzt die Menschen um der Produktion willen.“

Vielmehr, wir vergaßen es nicht; das seine persönliche Selbsterhaltung sehr einseitig pflegende Herrenmenschentum wollte das Recht der anderen auf jene Freiheit, die man für sich als selbstverständlich in Anspruch nahm, nicht anerkennen. Aus dem allgemeinen Herrentum entwickelte sich der Sondertyp des Arbeitsherrn, des den Arbeiter rücksichtslos ausbeutenden Kapitalisten. Kein Gesetz als die Kraft: das galt der Kraft des momentan Stärksten, dem die neue Moral zugestand, die mindere Kraft den persönlichen höheren Zwecken und Zielen zum Opfer zu bringen. Schwere Arbeitsleistung bei geringem Verdienst, Einführung selbst der Frauen- und sogar der Kinderarbeit, wo das Einkommen des Familienvaters allein, wie es doch hätte sein müssen, zur Vestreritung des allerbescheidensten Existenzminimums nicht ausreichen konnte. Man hatte ja sein befreites, sich vor sich selber rechtfertigendes Herrngewissen.

Chamberlain sagt: „Es scheint mir wahrscheinlich, daß das neunzehnte Jahrhundert das schmerzenreichste aller bekannten Zeiten war, und zwar hauptsächlich infolge des plötzlichen Aufschwungs der Maschine.“ Und er zitiert eine Mitteilung des Vizekönigs von Indien, der 1835 nach Einführung der Baumwollwebmaschine in den seiner Verwaltung unterstellten Distrikten seiner Regierung den folgenden Bericht erstattet: „Das Elend findet kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels. Die Knochen der Baumwollweber bleichen die Ebenen Indiens.“ Harriet Martineau in ihrem Buch „British rule in India“ verbindet in unbefangener Naivität die gleiche Erfahrung mit der bedauernden Feststellung des Mißstandes, daß die englischen Beamten ihre abendlichen Lustfahrten auf den Flüssen hätten aufgeben müssen — wegen des Gestankes der vielen Leichen. — Die Wiederholung solch namenlosen, himmelschreienden Elends, bemerkt weiterhin Chamberlain, habe sich mit der Einführung der Maschine zwangsläufig eingefunden in allen Erdteilen und an allen Orten. Aber das Schlimmste daran sei gar nicht einmal der Hungertod; der treffe immer nur die eine Generation, und ein Geschlecht pflege stets in der einen oder der anderen Weise jeglichem Fortschritt zum Opfer zu fallen. Weit schlimmer sei: „die Herabdrückung Tausender und Millionen von Menschen aus relativem Wohlstand und

aus Unabhängigkeit zu andauernder Sklaverei und ihre Vertreibung aus gesundem Landleben in das jämmerliche, licht- und luftlose Dasein der großen Städte.“

Oswald Spengler im „Untergang des Abendlandes“ spricht von einem Sklavenhandel der Großindustrie, von der „teufelischen Macht“ der Maschine, ihrem die Welt und die Menschheit in ihre eigene Hölle verdammenden Satanismus. — Damit ist der grundsätzliche Widerspruch zwischen moderner Weltanschauung und moderner Lebensgestaltung, wie sie sich aus der Weltanschauung ergeben sollte, aufgedeckt worden. Heranwachsen sollte die Stadt in den Wolken zu einem Reich der Seele, aus dem die verjüngte Erde als ein neuer Paradiesesgarten, weit herrlicher denn jener, von dem die Bibel berichtet, hervorgehen würde. In Wahrheit jedoch hatte die Stadt in den Wolken eine grauenvoll glück- und seelenlose Wirklichkeit angenommen, sie bot das Bild eines Elends, wie es schmerzreicher nicht mehr gedacht werden konnte.

Denn jenes, von der Autorität befreite, befreiende Denken, das aus Himmels Höhen die Sterne auf die Erde herab zu holen, bislang unerhörte Glücksmöglichkeiten zu schaffen versprach, es war — mechanisiert — zu einem Denken in Geld geworden.

Das Geld als Selbstzweck — ein unbarmherziger Herr, nicht mehr Diener des Lebens, zu dessen besserer und schönerer Gestaltung. Furcht und Mitleid einslößende Verkörperung vom Widersinn eines Glaubens, der die Tore zum Jenseits eigensinnig und überheblich zuschlug, um für die verlorene außerirdische Seligkeit der Menschheit die all-ich-vollkommene Seligkeit des Diesseits als eine Harmonie vollendeter Schönheit vorzugaukeln, wie sie aus eigener Kraft, nicht mehr aus der Kraft des lebendigen Gottes ohne weiteres zu ermöglichen wäre. Kein Gesetz als die Kraft. Nun war diese viel gepriesene Kraft zum Zerrbilde ihrer selbst geworden, zu einer tragisch-grotesken Frage dessen, was Menschengestalt zu erreichen imstande ist, der sich aus eigener Machtfülle der Götternähe unmittelbar nahe brachte. Spengler bezeichnet die Weltwirtschaft als seit hundertfünfzig Jahren in einem „phantastischen, gefährlichen, zuletzt fast verzweifeltsten Aufstieg“ begriffen. Vom „Geist des Geldes“ redet in einem kühnen Paradoxon der „Untergang des Abendlandes“; als eine abstrakte Gewalt habe es die Völker des Abendlandes unmerklich, aber entschei-

dend durchdrungen: „Titanisch ist nun der Ansturm des Geldes auf die geistige Macht... Die Banken und damit die Börsen haben sich seit 1789 am Kreditbedürfnis der ins Ungeheure wachsenden Industrie zur eigenen Macht entwickelt, und sie wollen... die einzige Macht sein. Das uralte Ringen zwischen erzeugender und erobernder Wirtschaft erhebt sich zu einem schweigenden Riesenkampf des Geistes... Es ist der Verzweiflungskampf des technischen Denkens um seine Freiheit gegenüber dem Denken in Geld. Die Diktatur des Geldes schreitet vor und nähert sich einem natürlichen Höhepunkt.“

Das alles konnte man um die Jahrhundertwende, und kann es heute auf das Wort sich bewahrheiten sehen. Ist es aber erst seit hundertfünfzig Jahren also gewesen? — Es will scheinen, die große ewige Entscheidung zwischen Gottes- und Mammonsdienszt liege weiter zurück. Wenn wir die Geschichte verfolgen, soweit als von einer Wirtschaft im präzisen Sinne überhaupt die Rede sein kann — es ist allenthalben von Anbeginn das Bild eines gefährlichen Anwachsens des Besitzes, der Anhäufung gewaltiger Vermögen in der Hand weniger Einzelner. Allerdings, zu phantastischer, titanischer Riesengröße wuchs der Kapitalismus sich erst im letzten Jahrhundert aus. Seine Spuren jedoch sind bereits weit früher zu finden. Man lese etwa die, in bezug auf das Problem der Monopolisierung sehr aufschlußreiche, interessante Schrift Martin Luthers „Von Kaufhandlung und Wucher.“ Darin schildert der Reformator das schon damals überhand nehmende Aufblühen der Syndikate: „Wer ist so grob, der nicht sieht, wie die Gesellschaften nichts anderes sind, denn eitel rechte Monopolia?... Sie haben alle Ware unter ihren Händen und machen's damit, wie sie wollen, und treiben ohne Scheu die Stücke, daß sie steigern oder niedrigen nach ihrem Gefallen,... gerade als wären sie Herren über Gottes Kreatur und frei von allen Gesetzen des Glaubens und der Liebe... Darüber muß gleichwohl alle Welt ganz ausgefogen werden... Alle Welt muß in Gefahr und Verlust handeln, heuer gewinnen, über ein Jahr verlieren, aber sie gewinnen immer und ewiglich und büßen ihren Verlust mit ersteigertem Gewinn, und so ist's nicht Wunder, daß sie bald aller Welt Gut zu sich reißen.“ Luthers Schrift ist verfaßt 1524. Heute, genau vier Jahrhunderte später, ist es nicht anders geworden, nur daß der Kampf des Einzelnen gegen alle im gleichlaufenden



Ausmaß mit der gegen damals gesteigerten Intensität der Wirtschaft zu einer Weltgefahr auswachsen konnte, indem mit der Macht des Geldes nicht bloß die Geschicke von Körperschaften und Klassen, sondern ganzer Völker und Staaten gelenkt, indem durch seinen Einsatz, beziehungsweise durch sein Versagen Völker und Staaten vernichtende Kriege geführt und entschieden werden.

Betrachten wir Luthers Auslassung genauer, so finden wir den Hauptnachdruck gelegt auf: „frei von allen Gesetzen des Glaubens und der Liebe“. Das ist charakteristisch für den „Fortschritt“, den wie einst, so auch in der Gegenwart eine rein materialistische Weltwirtschaft, ein mechanisierter Industrialismus mehr und mehr nahmen, denen nicht an Gottes Segen alles gelegen war, sondern am rücksichtslosen Profit auf Kosten minder widerstandsfähiger Existenzen. Nicht das Kapital an und für sich wollen und dürfen wir damit verwerfen; selbst namhafte Beträge im Besitz weniger Einzelner konnte und kann die Wirtschaft unmöglich entbehren. Sie wirken mehr, eröffnen reichere Möglichkeiten, als kleinere Summen, verteilt auf viele. Auch Luther, der nicht etwa abseits, sondern mitten im Leben seiner Epoche stand, verkannte dies keineswegs. „Reichtum,“ sagt er an anderer Stelle, „ist an sich nicht böse, und Armut ist an sich selbst nicht gut . . . Gott will nicht, daß man nicht Geld und Gut haben und nehmen soll, oder, wenn man es hat, wegwerfen soll . . . Er läßt wohl geschehen, daß du reich seist; aber die Liebe will er nicht daran gehängt haben.“ Und weiter: „Wer Gut hat, der sei ein Herr desselben Gutes! Ist er aber ein Herr über das Gut, so hilft er den Armen von seinem Gute und gibt denen, die nichts haben.“ Das ist Herrentum über sein Geld. Die aber nur „immer gedenken, wie der Haufe größer werde und nicht kleiner, die sind lauter Knechte ihres Geldes“. Was entscheidet, ist somit nicht der Besitz, sondern die Art seiner Anwendung. Es fragt sich, welchen Zielen er zustrebt: dem Geld um des Geldes willen, der Anhäufung gewaltigen Reichtums auf Kosten der Verelendung anderer, oder der Menschlichkeit unter den Gesetzen des Glaubens und der Liebe?

Dienst Gottes oder des Mammons? — Die Epoche hatte sich bekannt zu der zweiten der beiden Alternativen. Nun aber erwuchs dem Mammon, wie er sich repräsentiert in der titanischen Weltmacht des Großkapitals, ein erbitterter, mit ihm auf Ge-

deih und Verderb ringender Gegner im Sozialismus. Auf der einen Seite die hart die Grenze der Gewissenlosigkeit streifende, wo nicht überschreitende Anhäufung sinnloser Reichtümer, Gelds um des Geldes willen, auf der anderen die Masse Glends, die, vom Besitz weniger Einzelner strupellos ausgebeutet, ihre Tage im grauen Einerlei der Not, der für viele nie versiegenden Sorge ums liebe Brot müde und trostlos hinschleppen mußte. Hier das Herrentum, entartet in den liederlichen Luxus einer sich besonders bevorzugt dünkenden Gesellschaftsschicht, in stolzen Palästen, umgeben von Parks und herrlichen grünen Gärten, dort die bittere Armut dunkler, stickiger Großstadthäuser in öden, eng zusammengepreßten, licht- und luftlosen Gassen. Kein Volk mehr, sondern eine in sich auseinanderfallende Vielschicht streng abgesonderter Klassen; auf deren unterster Stufe die gestaltlos gärende, unzufriedene, aus ihrem gedrückten Dasein aufbegehrende Masse. Für den „Gebildeten“ existierte sie gemeinhin lediglich als Substanz, wobei man sich gar nicht die Mühe machte, verantwortlich darüber nachzudenken, daß doch auch diese Substanz aus Einzelwesen bestand, die jedes für sich ihre geheime Sehnsucht hatten, die den unabweislichen und berechtigten Drang verspürten, höher zu kommen, aus der Tiefe dorthin empor, wo es reiner und lichter ist, an dem, von der Intelligenz allgemein anerkannten Gesetz der Entwicklung teilzunehmen. „A jeder Mensch hat halt a Sehnsucht“, sagt Lumpensammler Hornig in Hauptmanns „Webern“. Wer verstand, beziehungsweise versuchte es auch nur, diese Sehnsucht in rechte Bahnen zu lenken, dem Hungern und Dürsten der, von einer unmoralischen, nicht christlichen, sondern materialistischen Gesellschaftsordnung Geächteten und Unterdrückten Brot zu reichen an Stelle der Steine? Wie wenigen war das unklare, wilde und gelle Stöhnen dieser versklavten Masse Geheiß, mit der Tat der Barmherzigkeit, oder vielmehr einer höheren Gerechtigkeit einzugreifen, wo das Gesetz des mechanisierten „Fortschritts“ versagte? Hatte man das denn nötig, wo Selbsterhaltung, Selbstrealisierung der eigenen Natur zur Lebensfülle der ihr gemäßen Notwendigkeit das oberste Gebot war, das die neue Sittlichkeit vom Herrenmenschen verlangte?

Über dem Remter der Marienburg steht der Spruch: „Dir ist befohlen der arme Mann.“ An jeden unter uns war dieses „D i r“ der Anrede ganz persönlich gerichtet. Wer von uns aber

hätte in voller Hingabe darauf gehört, wem ist dieser Befehl in Wirklichkeit das Geheiß eines, sein Tun und Lassen bestimmen, aus Gottes Gebot geheiligten Willens gewesen oder geworden? — Die Gesellschaft, soweit sie sich des Besitzes erfreute, hielt es in der halben Resignation ihrer wahrhaft verzweifelten Welt- und Lebensanschauung mit jener bedeutend bequemerem, ästhetisch genießerischen Askese, wie sie sich etwa in einem der Gedichte Stefan Georges vertreten findet:

Ihr lernt: das Haus des Mangels nur kenne die Schwermut.

— Nun seht im Prunk der Säulen die herbere Schwermut.

Wer stets nach dem Ziel sich verzehret, nur fühle das Schicksal?  
Ich zeige euch in der Erfüllung das grausamste Schicksal.

So trieb die Übersättigung der bevorzugten Kreise in sentimentaler Frivolität ein groteskes Spiel mit dem Rechtsanspruch der Enterbten, die auch ihren Platz an der Sonne beehrten, die vielleicht schon damit zufrieden gewesen wären, wenn man ihnen eine, den seelischen Wert in ihnen wenigstens doch bemerkende und berücksichtigende Aufmerksamkeit hätte zuteil werden lassen. Dem dumpfen Verlangen der Massen, die aus den Häusern des Mangels auf die Straßen zogen und hart und härter den Ruf nach Gerechtigkeit aufstöhnten, ihn schließlich erdröhnen ließen gegen die ihnen verschlossenen Pforten des Überflusses oder doch des gefestigten, solide bürgerlichen Besitzes, gab man als Antwort den Hinweis auf das grausame Schicksal einer Erfüllung, die nicht mehr weiß mit ihren Wünschen wohin, und in ihrer inneren Leere mit eingebildeten Nöten empfindsam schöngeistig kokettiert.

Dir ist befohlen der arme Mann! — Ein Scherflein der allgemeinen Wohltätigkeit, gestiftet womöglich beim Tanz oder bei sonstigen geselligen Vergnügungen, sogenannten Bazaren: damit war der Verpflichtung zu christlicher Nächstenliebe genüge geleistet, und das soziale Gewissen hatte sich eine sanfte Ruhestätte, auf der es einschlafen konnte, erworben. Abgesehen von derart pflichtgebotenen Anlässen, die man, um dabei gewesen und gesehen zu sein, mitmachen mußte, hielt man sich die, das eigene Wohlbehagen, die Sorglosigkeit und Daseinsfreude, das Glück eines unbekümmert hellen Genusses störenden Elendsbilder am liebsten fern. Mit der Masse auch nur in Fühlen und Denken, geschweige denn von Mensch zu Mensch in körper-



lich nahe Verührung zu treten, der Volksverzweiflung einmal auf den Grund zu gehen, um Mittel und Wege zu ihrer Beseitigung zu schaffen — das alles war nichts für die oberen Gesellschaftssphären. Wie Jacob Wassermann in seinem Roman „Christian Wahnschaffe“ es leider zutreffend geißelt: „Nicht nur, daß man sich anstellt, als sehe und wisse man nichts davon; nicht nur, daß man es unbequem findet, wenn man daran erinnert wird; sondern man verlangt auch von diesen Wesen, daß sie still sein sollen, daß sie ihren Hunger, ihre Notdurft, die Kälte, die Krankheit, den Raub an ihrem Besitz und die freche Ungerechtigkeit als etwas Selbstverständliches und Unvermeidliches hinnehmen und ertragen sollen.“

Als eine „Hölle“ bezeichnet Björnson im zweiten Teil von „Über die Kraft“ solch trostlos armseliges Dasein in Finsternis: „Hier ist es finster und kalt. Hier arbeiten wenige mit Hoffnung, niemand in Freude. Die Kinder gefallen sich hier nicht, sie trachten hinaus aufs Meer, oder hinauf in den lichten Tag. Sonne wollen sie! Es währt nur eine kurze Weile, dann geben sie es auf; sie lernen einsehen, daß, wer einmal hier hinabgestoßen ist, sich nur selten wieder emporarbeiten kann.“ Hier der Ort der ganzen, abgrundtiefen, hoffnungslosen Verzweiflung, die etwas weit Schlimmeres, unsäglich Trauervoller ist als die halbe Resignation der Erfüllten und Überfüllten. Da verkündet man voller Wahnsinn nicht einen Erlöser, sondern gleich eine ganze Erlösergeneration, und hier ist vom neuen Geschlecht die Rede, das sein vergebliches Trachten nach Freiheit und Sonne in verzagter Müdigkeit büßt.

In Müdigkeit oder auch — in Empörung. „Ihr wißt wohl,“ fährt Bratt bei Björnson fort, „daß alles, was Ansteckungskeime in sich trägt, dort am besten gedeiht, wohin die Sonne niemals kommt? Die Sonne tötet die Mikroben des Körpers wie der Seele; die Sonne macht stark und erfinderisch, die Sonne ist Gesellschaft, die Sonne verleiht Glauben!“ Und nun wird die Klage zur Anklage des sozialen, in Schweigen gelullten, wissentlich oder unwissentlich — wohl mehr aber wissentlich — übertönten Gewissens: „Das wissen die Reichen dort oben nur zu gut, seit ihrer Schulzeit wissen sie es, und trotzdem haben sie euch hier leben lassen, wo Ungeziefer und Ansteckung gedeihen, wo die Kinder bleich und die Gedanken finster werden, wo Kleider wie Gemüter verschimmeln.“ Weiter wächst die

Anklage erschütternd sich aus zu einem Gericht über die herz- und seelenlose Entgottung: „Geistliche und Kirchen haben sie, Gebete und fromme Lieder haben sie, und ein klein wenig Wohltätigkeit haben sie ebenfalls; einen Gott aber haben sie nicht.“ Das hätte die Generation ins Innerste treffen müssen.

Und wieder tut sich dem gegenüber, in hartem Kontrast, die leichte Welt der Genußsüchtigen auf: „Ihre Jugend? Hört, was diese Jugend selber antwortet: Wir wollen uns amüsieren! Ihre Bücher? Die Jugend und die Bücher bilden zusammen die Zukunft. Was sagen die Bücher? Genau dasselbe, was die Jugend sagt: Amüsiert euch! Das Licht und die Luft des Lebens, die Farben und die Freude gehören mir, so sagt die Jugend, so sagen ihre Bücher.“ — Ist das nicht alles wie gegen die egoistische Glücks-Pflicht-Irrlichtelei des Lebensglaubens geschrieben? — Wo auf dieser Welt ohne Gott, von der törichte Phantasten das Paradies für die Erde erträumen, sind Gesetz und Gerechtigkeit zu finden? „Kein Gesetz verbietet, den kleinen Leuten das Sonnens- und Lebenslicht zu nehmen; die, welche die Sonne machen, die haben auch das Gesetz gemacht.“ — Die, welche die Sonne machen! . . . Weißender könnte die Ironie auf das Selbstschöpfungstum der All-Ich-Vollkommenen im Dünkel ihrer Eigenvollendung nicht wohl sein.

Dann aber folgt der Aufruf zur befreienden revolutionären Tat: „Und jetzt ist die Frage, ob wir so hoch hinaufklettern können, daß wir ein neues Gesetz m i t schreiben! Es kommt nur darauf an, daß eine Generation den großen Griff tut, der alle kommenden Geschlechter in das erquickende Licht der Sonne hinausheben wird.“ — Damit begegnet der Ideologie der die Welt verbessernden Träumer die nicht minder rücksichtslose, nicht minder gefährliche Ideologie der Massen, über die Schiller bereits das: Wehe, wenn sie losgelassen! verhängte. Recht beisehen, läuft der beiderseitige Irrwahn, so verschieden seine Quellen und seine Ziele sein mögen, auf dasselbe hinaus: Kein Gesetz als die Kraft! Björnson sah es voraus, daß diese weniger bewußt geleitete als mit elementarer Naturgewalt in das Gefüge einer verrotteten, faulig gewordenen Gesellschaftsordnung einbrechende ungeschlachte Kraft der Massen einmal losbrechen mußte. Sein Drama ist im zweiten Teil eine an beide Parteien in gleicher Weise gerichtete, von beiden in glei-

cher Weise nicht ernst genommene Warnung. Er lehnt die Entladung der rohen Gewalt ab, die in ihren Auswirkungen keinen Erfolg, sondern nichts als Mord und Vernichtung zeitigt, gelangt zu dem Ergebnis, daß keine Revolution helfen kann, sondern allein das Lichte und Reine, die das Sittliche und zugleich Schöne wollende Güte: „Die Menschen gesund und froh zu machen! Es gibt nichts Höheres hier auf Erden!“ Das bedeutet die höchste ethische Tat: Überwinden, was Volksverzweiflung und Hölle ist.

Wie aber sollte dies einer Welt ohne Gott gelingen? — War es wirklich so außer der Ordnung, wenn das dumpfe Grollen und Stöhnen, das keine Erhörung fand, sich schließlich in einem Schreien und Brüllen Entladung schuf, daß die Ohren uns gellten? Gewiß, der Umsturz, der von den Massen ausging, ist ein Verbrechen am Volke gewesen. Aber daß ein Volk, eine Summe von vielen, mit Seele und Sehnsucht begabten, aufwärts verlangenden und immer wieder rechtlos und hoffnungslos darnieder gehaltenen Einzelwesen, im Rahmen einer verkehrten Gesellschaftsmoral nichts weiter war, als Substanz, — daß ein Volk aus einer, dem gleichen Hochideal zustrebenden nationalen Einheit in Massen zerfallen konnte, war der Gebildeten und der Besitzenden Schuld.

Und so will uns manches verblendete Irregehen, wo die geistige Führung der selber Ungeistigen völlig versagte, als durchaus nicht so ganz unbegreiflich erscheinen. „Nur Zeit — wir wittern Gewitterwind! Wir Volk!“ schrieb Richard Dehmel, und das ist — ebenso wie Björnsons Drama „Über die Kraft“, das in Deutschland zu Ende des vergangenen Jahrhunderts herauskam — lange vor 1918 gewesen. Derselbe Dichter ließ, ebenfalls ungehört, den Warnruf seines drohenden Ernteliedes ergehen. Damals jedoch war ja alles in schönster, von den staatlich dazu bestellten Organen wohlbehüteter Ordnung, die sich vor solch einer sozialen Lyrik, die man mit sozialistischer Tendenzdichtung verwechselte, befremdete, sich ihr unwillig verschloß und die Bettdecke über die Ohren zog, um in bürgerlicher Vogelstrauß-Politik von derartiger Ungefeßlichkeit vaterlandslosen Gesindels nichts vernehmen zu müssen, ganz und gar nicht aber in bezug auf Selbstbesinnung etwa davon zu profitieren. So kündigt das Erntelied die langsame innere Vorbereitung nicht mehr bloß einer deutschen, sondern internationalistischen, die



Erfüllung unklarer Träume verheißenden Weltrevolution an, die berufen sein soll, den Himmel auf Erden zu bringen — etwas anders, gewaltsamer allerdings, als die Selbstvollender sich diesen Fortschritt in immer höheren Kreisen gedacht haben mögen, ja, vielleicht nicht nur unter Ausschluß, sondern in offenem Gegensatz zu ihrem blaßblütigen Ideologentum. Mit der Farbe des dünnen Gerinnsels in ihren Adern hat das „dunkle Abendrot“, von dem das Erntelied spricht, nichts zutun.

Es steht ein goldenes Garbenfeld,  
Das geht bis an den Rand der Welt.  
Mahle, Mühle, mahle!

Es stockt der Wind im weiten Land,  
Viel Mühlen stehn am Himmelsrand.  
Mahle, Mühle, mahle!

Es kommt ein dunkles Abendrot,  
Viel arme Leute schrein nach Brot.  
Mahle, Mühle, mahle!

Es fegt der Sturm die Felder rein,  
Es wird kein Mensch mehr Hunger schrein.  
Mahle, Mühle, mahle!

Die derzeitige Gegenwart: „Es stockt der Wind im weiten Land!“ ist in dem Gedicht richtig erfasst; die Prophetie eines künftigen besseren Zustands dagegen: „Es wird kein Mensch mehr Hunger schrein!“ — diese unselige, unheilvolle Massenideologie, hat sich als gründlich falsche Rechnung erwiesen. Die Verse klingen, wenn man sie jetzt liest, wie blutiger Hohn auf die heutige soziale Lage eines gegen früher noch unsäglich jammervoller verelendeten Proletariats, von dessen rein materiell gerichteter Sehnsucht nichts zur Reife gelangte. Ein goldenes Garbenfeld ist es nicht, das sie, und mit ihnen wir, nunmehr ernten. Sie — wir aber ganz gewiß auch; denn zu dem alten Elend ist viel neues gekommen. Mancher, der früher die Not der anderen, ganz zu schweigen von einer eigenen, denn etwa der einer Erfüllung in Übersättigung, nicht kannte, hat vielleicht inzwischen aus persönlicher Erfahrung heraus begriffen, wie denen zumute war und zumute ist, die niemals Sicherheit noch Besitz ihr eigen nannten, deren grauer, durch keinen Sonnentag abgelöster hoffnungslos öder Werktag sich hinschleppte müde und schwer unter der Last niemals und durch keine An-

spannung zu brechender Ketten. Mancher, der einst das Licht und die Lust des Lebens, die Farbe und die Freuden für sich selber in Anspruch nahm, sieht jetzt an seiner Stelle die anderen sich „amüsieren“ und spürt die Verbitterung und die Erbitterung der Entrechteten und Enterbten. Gewonnen haben sie nichts; nur — die soziale Hölle ist größer geworden, sie reicht weiter in Schichten hinein, die einst von ihren Schrecken keine Vorstellung hatten, die es um alles ja unterließen, sie auch bloß aus flüchtiger Anschauung kennen zu lernen.

Der Vernichtungskampf des Jahrhunderts, so hatte Max Kreyer ihn in seinem Roman „Die Vergpredigt“ in Aussicht gestellt, als neue Religion im Zeichen des Sozialismus, werde um die leibliche Speise geführt werden, und nicht um das Seelenheil. Nun stehen wir auch hier am Ziel: Mit dem Seelenheil ist dem Volk auch die leibliche Speise abhanden gekommen.

Sozialismus, so formuliert Spengler diesen Begriff, „ist das irreligiös gewordene Lebensgefühl“ der Massen. Wohin auch sonst hätte denn deren Lebensgefühl sich wenden können, nachdem Materialismus und Atheismus ihnen den Glauben an alle außerhalb der irdischen liegenden Ewigkeitswerte genommen hatten, als auf Güter, wie sie eben innerhalb des Bereichs der Materie zu finden waren? All das ist ja nur die zwangsläufige Folgeerscheinung dessen, was Björnson in das harte, leider gerechte Urteil faßte: „Einen Gott aber haben sie nicht.“

## 2. Wir Kolonie von Fertigen!

Ein Porträt des modernen Menschen wollen wir rekonstruieren, wie es der Jahrhundertwende vorlag als ein in Persönlichkeit umgesetztes Ergebnis des atheistischen Materialismus, der, in seiner absoluten Mechanisierung aller geistigen, seelischen und sittlichen Fähigkeiten und Kräfte, nun auch der Gestaltung des Charakters das negative Gepräge einer halben Resignation und einer ganzen Verzweiflung verleihen mußte.

Nach Spengler steht jene tragische Entwicklung, die er als Untergang des Abendlandes bezeichnet hat, in engstem Zusammenhang mit dem Problem der Zivilisation, oder vielmehr — in seinem Sinne richtiger ausgedrückt: die beiden Begriffe sind und bedeuten im Grunde genommen ein und dasselbe, indem Spenglers Ansicht nach die Entscheidung zum Untergang

zu dem Zeitpunkt gegeben ist, an dem die Kultur ihren Übergang zur Zivilisation zu vollziehen beginnt. Dies war der Fall: für die Antike im 4., für das Abendland im 19. Jahrhundert.

Kultur und Zivilisation — er kleidet sie ein in die Gegensätze: griechische Seele und römischer Intellekt. Und zwar sind diese nicht bloß auf die Epoche des Abklingens der Antike hin anzuwenden; immer wieder taucht in der Geschichte dort, wo sich das Ende eines historischen Kulturverlaufs vorbereitet, in Verdrängung des Seelischen und des rein Geistigen der Typ eines zwar „starkgeistigen“, dabei aber „vollkommen unmetaphysischen Menschen“ auf, dem dann mit dem materiellen zugleich auch das rein geistige Geschick der betreffenden Spätzeit anvertraut ist. Buddhismus und Stoizismus als Lebensanschauungen einer das Dasein verneinenden halben Negation beziehungsweise ganzen Verzweiflung, sowie Sozialismus und die daraus gezogene praktische Konsequenz auf die, ganz unmetaphysisch gestaltete Daseinsformung sind die Weltstimmungen solcher, auf eine äußere oder innere Katastrophe — meist auf beide — hindrängenden greisenhaften Perioden, die das „unwiderrufliche“ Ende mit tiefster Notwendigkeit heraufführen. Zivilisation, sagt Spengler, „ist das unausweichliche Schicksal einer Kultur“, welche „die äußersten und künstlerischsten Zustände erreicht hat, deren eine höhere Art Menschen fähig ist“. Sie bedeutet unweigerlich Abschluß, folgt dem Werden als das Gewordene, dem Leben als Tod, der Entwicklung als Starrheit.

Eine höhere Art Menschen: Was das in bezug auf das 19. Jahrhundert ausdrücken will, in noch weit mehr zutreffender Prägung, als dies für das Menschentum der abklingenden Antike der Fall ist, wird uns in vollem Umfang verständlich, wenn wir uns den Menschen der eigenschöpferischen Selbstvollendung, oder auch Nietzsches Übermenschen vor Augen stellen, der sich selber realisiert, indem er „über den eigenen Kopf und das eigene Herz“ hinwegsteigt. Und unter äußersten und künstlerischsten Zuständen dürfen wir verstehen die unwälzenden, das Leben leichter und bequemer, — reibungsloser umgestaltenden Errungenschaften, zu denen das jüngste Zeitalter der Technik — bis auf den heutigen Tag immer noch weiter und unabsehbar fortschreitend — mit Hilfe von Dampf und Elektrizität vor-



gedrungen ist. An eine bedenkliche Grenze sind wir gelangt; bedenklich: denn alles Äußerste trägt die Gefahr einer krampfhaften und krankhaften Überspannung in sich.

Die Auswirkung nun dieser typischen Zeiterkrankung: die unter der Mechanisierung der Kräfte immer weiter um sich greifende Dekadenz der Persönlichkeit, äußerlich ausartend bis zur Neurose, innerlich betrachtet, eine Krise zum Tode, der die ganze traurige, glaubens- und hoffnungslose Seelenverarmung der Generation als ein untrügliches Anzeichen des letalen Ausgangs vorausging. Die Mechanisierung des Lebens bedingte den Tod der Seele; wie dies in Versen des unglücklichen Ernst Toller zum Ausdruck kommt:

Ticktack der Morgen .. ticktack der Mittag .. ticktack der Abend ..  
Einer ist Arm, einer ist Bein .. einer ist Hirn ..  
Und die Seele, die Seele .. ist tot ..

Allenthalben in unserer neuesten Literatur begegnen wir diesem Typ des, von der modernen Gehirninelligenz entgeistigten und entseelten, in das Räderwerk der Technik gespannten Maschinenmenschen. Auf eine, in ihrer Art als geradezu klassisch anzusprechende, wie keine andere Dichterschöpfung den Charakter der zeitgenössischen Epoche als den des vollendeten Kulturchaos bezeichnende Formel ist er gebracht im ersten Teil des Dramas „Gas“ von Georg Kaiser. Nirgends sonst klingt der Erlösungsschrei einer, unter dem Druck der tausend Atmosphären ihrer äußersten und künstlichsten seelischen und sozialen Zustände bis auf den Tod geängsteten und gepeinigten Gegenwartsmenschheit so elementar und in Wahrheit erschütternd wie hier. Wenn etwa nach der furchtbaren Explosion des Gaswerks die ihre Männer, Verlobten und Väter bejammernden Frauen in die Klage ausbrechen, daß die Ihren, die ihnen der Gastod entriß, im Leben ja doch nichts waren, als Auge, Arm oder Bein an der von ihnen bedienten Maschine, mit der einzigen Bestimmung, die Skala eines Sichtglases zu beachten oder mit einem Hebelgriff ein Schwungrad in Bewegung zu setzen: Warum mußte der g a n z e Mensch sterben?! — Die Antwort erteilt Georg Kaiser dahin, daß der g a n z e Mensch in Wirklichkeit ja gar nicht mehr existierte, da er seelisch, als denkender, fühlender — lebender Mensch bereits lange gestorben war.

Es ist die gleiche Erkenntnis, die dem, sein eigenes Ideal

realisierenden Peer Gynt Ibsens am Schluß seines Daseins grauenhaft aufgeht: Ich war tot — lange vor meinem Sterben. Das sind Zusammenhänge, die als überaus wichtig erscheinen, will man den tiefsten Gründen eines Kulturverfalls von den, alle Gebiete des praktischen und ideellen Lebens in beisspielloser Zersetzung ergreifenden Ausmaßen nachspüren, wie unsere Gegenwart ihn gezeitigt hat. Ibsen und Georg Kaiser — „Peer Gynt“ und „Gas“: noch so weit mögen die beiden Welten, die in ihrer Dichtung Verkörperung fanden, voneinander getrennt sein; hier tritt bei völlig verschieden gearteter Einstellung, ja, bei durchaus gegensätzlicher Problematik, mit einem Schlage, scheinbar ganz unvermittelt, tatsächlich jedoch in logischer Verquickung der Fäden, die eine gemeinsame, ungeheuerlich große Schuld der gesamten Epoche zutage: Entseelung aus Selbstvollendung. Bei Ibsen: die ganze Verzweiflung des Einzelnen; bei Georg Kaiser: die ganze Verzweiflung der Masse. Die eine bedingt durch die andere; e i n Gewirk von Schuld in Schuld, bei dem die Fäden unentwirrbar zusammenlaufen.

Was aber läßt Peer Gynt das erträumte heimliche Kaisertum, dieses Phantom einer falschen, an Stelle der wahren Selbstvollendung, dem er ruhelos nachjagt, verlieren? — Seine Todsünde ist, daß er vergaß:

Wo er war, in der Brust der Bestimmung Keim.

Wo er war, wie sein Gott ihn gewollt und verstanden.

Es ist die Irreligiosität des modernen Menschen, die ihn ent wurzelt, die all sein zielloses Suchen und Streben unter den Fluch der Friedlosigkeit verurteilt hat.

Entseelung: Spengler setzt sie gleich mit Irreligion. Denn: „Jede Seele hat Religion. Das ist nur ein anderes Wort für ihr Dasein. Alle lebendigen Formen, in denen sie sich ausspricht, alle Künste, Dogmen, Kulte, metaphysische, mathematische Formenwelten, jedes Ornament, jede Säule, jeder Vers, jede Idee ist im tiefsten religiös und muß es sein.“ All das hört auf, sobald dem Dasein zugleich mit der Religion dieses Leben aus Seele genommen ist. Darum fährt Spengler in erweiterter Gegenüberstellung der beiden Begriffe fort, indem er des Näheren erläutert, was unter Kultur, und was unter Zivilisation zu verstehen ist: „Das Wesen aller Kultur“, die ja allein auf der Existenz der Seele beruht, „ist

Religion, folglich ist das Wesen aller Zivilisation Irreligion“.

„Das Erlöschen der lebendigen inneren Religiosität“ — das heißt also der Tod der Seele — ist nun aber das besondere Charakteristikum des intellektuell starkgeistigen Gehirnmenschen, bei dem das „Sittliche aus einer Gestalt des Herzens zu einem Prinzip des Kopfes wurde.“ Spengler meint damit daselbe, was Nietzsche als das Wesentliche des Übermenschen bezeichnet, der hinwegsteigen soll über den eigenen Kopf und das eigene Herz. Mag, wie bei Ibsen, auch hier, was Spengler und Nietzsche darunter verstehen, weit voneinander verschieden, vielleicht sogar diametral entgegengesetzt sein: wieder ist es zu bringen auf den einen gemeinsamen Generalnenner der Irreligiosität, der Verneinung aller sittlichen Werte der Seele und auch des Herzens. Geistig ist dieser Typ, aber nicht mehr im Sinne und mit dem Ziel der Idee; es ist vielmehr eine eminent praktisch gerichtete Geistigkeit, die der Mensch der Zivilisation vertritt, dieser rein traditionslose, in formlos fluktuierender Masse auftretende Tatsachenmensch, dessen Aufkommen sich darstellt als „ein ungeheurer Schritt zum Anorganischen, zum Ende“. Intelligent ist er — gewiß; zugleich aber unfruchtbar, ein Produkt der in Zivilisation umgeschlagenen Überkultur, die sich ein Geschöpf heranzüchtete, dessen halbe und ganze Tragödie jene alleräußersten, aller künstlichsten Zustände sind. Er lebt nicht, er vegetiert unter Bedingungen, die er sich selber zu einer Geißel band, unter deren Schlägen er sich dem Ende in Verzweiflung entgegenpeitscht. Philosophie und Kunst, Musik und Literatur: alles ist unter diese unfruchtbare irreligiöse Intelligenz geraten, deren geistige Lebensformen in Darwinismus und Buddhismus, Sozialismus und Pazifismus, Humanitätsduselei und Verbrüderungswahn die völlig negative Entwertung der Epoche zur Äußerung bringen.

Durchweg sind es Erscheinungsformen einer krankhaften Müdigkeit, die ob ihrer eigenen Unfruchtbarkeit am Leben selber hilf- und haltlos verzagt, durchweg ist es das Fazit einer halben Resignation und einer ganzen Verzweiflung, eines Starrwerdens in Irreligiosität, bei dem die Kultur Stillstand, will sagen: Zivilisation wurde. Durchweg handelt es sich dabei um das Nichtweiterwissen und Nichtweiterkönnen des von sich selber zur Göttergleichheit erhöhten Menschen, für den kein Weg mehr



über den eigenen Kopf und das eigene Herz hinaus zu führen vermag. Und dieses Bewußtsein der Sterilität, der radikalen, zur Schöpfung neuer Werte unfähigen Unfruchtbarkeit ist der letzte Grund seiner aus Entseelung unseligen Verzweiflung.

„Kein Gesetz, als die Kraft!“ Aber die Kraft entartet in Kraftlosigkeit neurotischer Schwäche. Werfen wir einen Blick in die Literatur der Jahrhundertwende. Wir erinnern uns der berühmten „Buddenbrooks“ von Thomas Mann, an diesen Roman vom Verfall einer Familie, die in unheilbarer Unfruchtbarkeit im Verlauf von drei Generationen dem Ende entgegensteht. Darin findet sich eine besonders ergreifende Stelle, wo geschildert wird, wie der hoch geachtete Senator Thomas Buddenbrook seine Augen schweifen läßt über die vor ihm hängenden Porträts seiner Vorfahren und die Gedenktafel, das Jubiläumsgeschenk, das er als ein Symbol der allseitigen Wertschätzung zum hundertsten Gründungstage der Firma überreicht bekam: „Wenn er der Geschichte seines Hauses gedachte, so sagte er sich, daß all dies das Ende von allem sei.“ — Oder man nehme die Ursele der Ricarda Huch, wo ebenfalls eine ganze Generation in Herzlähmung oder Selbstmord endet, oder den Michael Unger in ihrem Roman: „Vita somnium breve“, dessen Verlangen nach Leben und Schönheit versiegt in müder, herbftlicher Resignation. — Wir denken weiter an Gerhart Hauptmanns „Gabriel Schilling“, der „den Weibern und allen forumpierenden Einflüssen seiner Natur nach“ erliegt; an die unzähligen Kinder- und Kindheitstragödien, angefangen vom kleinen Hanno Buddenbrook, dem letzten seines Geschlechts, der weniger am Typhus eingeht, als an der Schulnot, bis zu den verirrtten Jugendlichen in Wedekinds „Frühlings Erwachen“ und dem armen, in Selbstmord endigenden Heiner in Emil Strauß' Roman einer Jugend „Freund Hein“.

Ein paar wenige Beispiele, deren Zahl man beliebig erweitern könnte: All diese Charaktere sind Helden der Halbheit, der müden, zum Untergang willigen Resignation. Die in sich gefestigte starke Persönlichkeit hat dem gegenüber sehr bezeichnenderweise nur eine mehr untergeordnete Berücksichtigung in der Dichtung der Jahrhundertwende erfahren. Vergeblich jedenfalls suchen wir nach den, in der Weltanschauung der Epoche so hochtrabend prätendierten Helden der Kraft. Schaut man derart zurück, so will einem die Wende von 1900 beinahe als ein

Zeitalter der Verwesung erscheinen. Welch ein Ermatten schleppte sie mit sich herum, wie ganz widerstandslos ward es getragen!

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten  
Kann ich nicht abtun von meinen Lidern,  
Noch weghalten von der erschrockenen Seele  
Stummes Niederfallen ferner Sterne.

So sang Hugo von Hofmannsthal, und es ist dabei ungemein aufschlußreich, daß die Seele hier als eine erschrockene hingestellt wird, sowie daß es sich handelt um die von Geschlechtern ererbte Müdigkeit einer sich selber verloren gebenden Ausgangsstimmung. Der Nähe vergaß man, indem man sich in unfruchtbarem, tatlosem Spintifizieren in ferne Träumereien verlor, denen man in einer so wohlthuend matten Hingabe nachhängen konnte. Es war eben ein ins Wahnmäßige verkehrter Kult der zivilisatorisch gewordenen Persönlichkeit — die Groteske eines Individualismus, der seine Menschenvollendung nicht verstanden wissen wollte im Sinne eines: „Sei du!“ wie Ibsen es in seinem „Brand“ als ideale Forderung vertreten hatte, sondern als Sichselbstgenugsamkeit eines in Überfeinerung hypertrophierten Ästhetentums von der Lebenslüge der Ichsucht ergriffener Phantasten, das an seine Türe das Noli me tangere: Du sollst mir nicht meine Kreise stören! geschrieben hatte, das, fern von allen Gesetzen des Glaubens und der Liebe, nur Forderungen an andere kannte, nicht aber Forderungen an sich selbst, Pflichten wohl der Gesamtheit gegenüber dem Individuum, aber keinerlei Rechte dieser Gesamtheit an das verhätschelte Ich.

Kein Gesetz als die Kraft! Also: schrankenloses Sichauslebenwollen. Keine Hemmungen gab es mehr für den brutalen Drang der Naturphänomenisten, wie für die, ihre Daseinsverfeinerung als Kultivierung des Ich betreibenden, in sich abgeschlossenen, blassen und blasirten Ästheten. Das Glück als Pflicht, das hieß: Ich selbst existiere, und im weiten Umkreise außer mir die lediglich mir zum Dienen berufenen Nichtigkeiten anderer Existenzen. Das sich unverantwortlich Fühlen, das frei sein Wollen um jeden Preis von jeglichem Zwange — war es nicht das Merkmal des in seiner Gehirntelligenz in den eitelsten Eigendünkel verstiegene Herren- und Übermenschen? In ihrer es einfach leugnenden oder doch weit von sich weisenden

Fremdheit merkten diese Aufgeklärten es nicht, wie das Nichts als feindliche Macht Form und Gestaltung gewann. Bittere Wahrheit wurde 1918, was Stefan George zwei Jahrzehnte zuvor in überraschender Intuition vorausgeahnt hatte:

Indes in träumen taten mir gelungen,  
Ich zarter weissen mich beflissen,  
Sind die feinde in mein land gedrungen,  
Sie haben bis zur hälfte mir's entzissen.

In seiner Selbstvervollkommenung hatte man es eben so weit gebracht, daß man das eigene Ich ungestraft glaubte herauslösen zu dürfen aus der Eingehörigkeit in die Umwelt. Man verlor sich in eine romantische Ästhetisierung, in Schönheitskreise, die alle Wirklichkeit überdeckten. Mit dem Erfolg, daß man vom Leben um alle Wirklichkeit beängstigend und furchtbar betrogen wurde. Man spann sich ein in seine inneren Gesichte und suchte schmerzhaft zusammen, wo immer die innere Welt mit dem äußeren Dasein in unliebsame Berührung kam. Aber diese Schmerzhaftigkeit einer übersteigerten Sensibilität war voll ungeahnter, ungern entbehrter Reize. Es war ja nicht Krankheit etwa, an der man litt, nur ein verwöhntes, durchaus nicht als unangenehm empfundenes Kränkeln: „Aus dem Dunstkreis kommen die schmerzlichen Düste, die so oft über meine besten Augenblicke ziehen,“ bekennt Schnitzlers Anatol, dieser Typ des unfruchtbaren Genießers und flanierenden Lebensmenschen, dieser melancholische Hypochonder, der um alles eines nicht möchte: gesund sein! „Ich fühle, wie viel mir verloren ginge, wenn ich mich eines schönen Tages stark fände... Es gibt so viele Krankheiten, und nur eine Gesundheit! Man muß immer genau so gesund sein, wie die anderen — man kann aber ganz anders krank sein wie jeder andere.“ Um alles ja nur differenziert! Spüren wir darin nicht den Moder einer vom Aroma süßlicher Fäulnis durchtränkten Verwesung? — Verfolgen wir die Kulturlinie noch weiter abwärts, so stoßen wir dann endlich auf den Polen Baron Michael Schubsky in des Wilhelm von Polenz Roman „Wurzellocher“, der den Schmerz als die außerlesenste Form der Wollust bezeichnet und der Zukunft die Idealprognose der kommenden Nervenepoche stellt... Kein Gesetz als die Kraft! Deren seltsamer Ausdruck jedoch: die Neurose.



Es ist der ganze Unsegen einer unendlich traurigen, sterilen Vergänglichkeit, der auf diesem Geschlecht der Selbstvollendeten lastet. Dieses für die Jahrhundertwende so ungemein typische Charakterproblem behandelt auch das vielbesprochene, 1925 erschienene Werk Thomas Manns: „Der Zauberberg“, das, zwar erst in unseren Tagen entstanden, nicht nur in den äußeren Geschehnissen, sondern auch in der inneren Motivierung zurückgreift auf jene Zeitkrise und in Vertretern der verschiedensten Nationen, die sich als Patienten eines Sanatoriums in den Schweizer Bergen zu einem internationalen Konglomerat der westlerischen Krankhaftigkeit zusammenfinden, den Charakter der geistigen und seelischen, wie auch moralischen ganzen Verzweiflung unserer Moderne erschöpfend zeichnet. Todesmandaten sind sie fast alle, der eine mehr, der andere weniger, alle eingengt in den Rundlauf einer fast schon pervers anmutenden Egozentrizität, alle — tot lange schon vor ihrem Sterben. Dieses Buch, gewiß nicht leicht übertreffbar an — in doppeltem Sinne — peinlich exakter Beobachtung, an impressionistisch außerordentlich der Prägung fähiger Stilisierung, ist im Gehalt von einer Mattigkeit und Resignation, die das in der Form der Darstellung ästhetisch bestechende Kunstwerk dem Leser allmählich zur Qual werden läßt. Hat man diese zwei Bände beendet, oder vielmehr sich durch sie ohne Gewinn und Freude hindurchgekämpft, so ergreift einen tiefes Bedauern mit der in ihnen niedergelegten erschreckenden Unfruchtbarkeit. Dieser, in einer Unzahl von physischen und psychischen Krankheitsbildern ungemein subtil getroffenen Symbolisierung auf die Untergangsdekadenz der Vorkriegsperiode fehlt jede Idee des Aufbaus, jeder befreiende und versöhnende Aufschwung. Und noch ein anderes geht den, in ihrer objektiven Korrektheit geradezu bewunderungswürdigen Porträtierungen ab: all diese Menschen sind ohne Liebe gesehen. Was diesen wirklichen und eingebildeten, ihre Leiden förmlich verhätschelnden Kranken jegliches Mitgefühl nimmt, das an sich sonst vielleicht auskommen möchte, was darüber hinaus dem ganzen Buch den Stempel des Unpositiven aufdrückt: Sie ernten alle nur, was sie gesät haben — nämlich das Nichts. Wer erkennen will, was Neurose der Vorkriegszeit war, einen Einblick gewinnen in deren halbe Resignation und ganze Verzweiflung, mag dieses Buch lesen.

Das ist die eine Seite einer vom Materialismus — trotz aller schönfärbenden Ästhetisierung — mit dem Stempel der Hoffnungslosigkeit und der ganzen Verzweiflung geprägten Epoche des, weniger tragischen als traurigen Sichabmattens und Vergehens. Auf der anderen nimmt die Entartung ungleich robustere Formen an: Kein Gesetz als die Liebe und der Trieb der Natur. Liebe und Trieb: beide in einem Atemzug als Einheit genannt und begriffen, heilig gesprochen als ein, das Schöpferwort der kommenden Generation des neuen Menschen stammelndes Werde. Dabei in voller Entseelung herabgewürdigt zur krassesten Sinnlichkeit, das Geschlechtliche, eng dem Materialismus folgend, losgelöst aus aller seelischen Geistesgemeinschaft. Hier trieb der Darwinismus eigenartige Blüten — von den Liebenden Richard Dehmels, die an der „Herrlichkeit“ des „frei entfalteten“ Tieres sich das Beispiel der eigenen Paarung absehen: „Komm, wir wollen uns besinnen, daß es Tiere in uns gibt!“ bis zu Frank Wedekinds Erdgeist Lulu, dem wahren, wilden und schönen Tier, ist es ein einziger Preis der ungebundenen Tierheit im Menschen, der sich der „demoralisierenden“ Fesseln des Christentums und der von Jesus gebotenen Sittlichkeit endlich entledigt hat, ein einziger jubelnder Aufruf, dem von der Autorität der Bibel losgesprochenen Trieb hemmungslos Bahn zu gewähren. Allenthalben begegnen wir den gleichen schamlosen Begriffsverworrenheiten von des „Lasters Kindereinfalt“, vom „himmlischen Freudenmädchen“, und wie die frechen, irrsinnigen Blasphemien sonst heißen mögen, beziehungsweise einer Venus- und Madonnenverehrung — diese selbstverständlich sehr irdisch genommen! — in ein und derselben Geliebten. Da wird in einer Umkehrung aller Sittlichkeit, die man als ethischen Bolschewismus ansprechen könnte, das „Freudenhaus“ zur „moralischen Erziehungsanstalt“ erhoben, der Kult um die Dirne zur feierlichen Theodizee. Ein widerliches, ganz und gar wirres Gemisch von wurmfästiger Jungfräulichkeit und herzensreinem Kokottentum ist das Ideal dieser neuen, dem als Natur vertretenen Gros entstammenden „Liebe“, deren All-Ich-Vollkommenheit nichts so verhaßt ist, als irgend eine Selbst einschränkung oder Entsagung, die darum die Verantwortung gegenüber dem anderen und auch dem künftigen Geschlecht, das man doch eigentlich heranzüchten möchte, ablehnen muß und nichts Höheres kennt,

als ein schrankenloses, von keiner Pflicht — als der zum eigenen „Glück“! — begrenztes Sichausleben. Selbstvollendung: kein, in Überwindung des Selbstischen zur Fülle der Kraft gesteigertes Menschentum — vielmehr ein Erreichen der Unwesenhaftigkeit tierischer Trolle. Genau wie der Dove-Alte es Ibsens Peer Gynt zum Vorwurf macht:

Ihr Menschen bleibt euch doch alleweil gleich.  
Den Geist bekennt ihr mit vollen Backen;  
Doch geachtet wird nur, was mit Fäusten zu packen.  
Du meinst, daß Wunsch und Begehren nicht bindet?

Die neue Kunst, die mit Bierbaums „Prinz Ruckuck“ sich offen dazu bekennt, im Schmutze gewühlt zu haben, wetteifert förmlich darin, der dirnenhaften Neumenschlichkeit eines Ideals vom neuen Weibe, in dem für sie „mehr Liebe und wahre Schönheit“ verborgen ist, als in den einstigen „Damen-Musen“, den Lobgesang anzustimmen. Dem Doktor Liefegang des Johannes Schlaf wird die Dirne, die, angetan mit schwarzem Hemd, und in schwarzen Strümpfen auf dem Bettrande sitzt, in ihrer Unschuld und holdseligen Verderbtheit, ihrem Zwitterdasein von Bestie und urliebender Seele zum Symbol des Dritten Reiches. — Freiheit der Liebe hatte Ellen Key in ihrem Buch „Über Liebe und Ehe“ als ein Postulat der praktischen Vernunft des Lebensglaubens verlangt. In dem vom Materialismus in seiner selbstmörderischen Entgottung des Lebens verheißenen Dritten Reich, dem Reich des göttlichen Menschengeistes, war die Bestie zu einer Madonna der Ur Liebe, das heißt: der seelenlosesten Triebhaftigkeit geworden. Gewiß, das war nicht die Freiheit der Liebe, die jene schwedische Missionarin des Lebensglaubens vertreten hatte, unter der ausdrücklichen Einschränkung, daß das Gefühl, für das sie diese Freiheit in Anspruch nahm, des Namens „Liebe“ tatsächlich auch würdig sein müsse. Aber es war — die Auslegung ihres Gebots in der Realität, die, durchaus zweckgemäß, den Begriff der sinnlichen Freiheit mit jenem anderen vom Ausdruck der eigenen Natur verknüpfte.

Nun verstehen wir, was es sagen will, wenn Johannes Schlaf in diesem „Dritten Reich“, in dem kein Gesetz als die Kraft, die Liebe und der Trieb der Natur herrschen soll, das trübe Ergebnis eines dem Untergange geweihten Geschlechts dahin zusammenfaßt: „Wir Kolonie von Fertigen, die die



Kulturentwicklung nachgerade an den betreffenden Punkt gedrängt hat! . . . Wir mit unserer neuen Fröhlichkeit!“ Der neuen Fröhlichkeit, dürfen wir da ergänzen, unter dem Sittengesetz des Glückes als Pflicht. Und wir begreifen die niederschmetternde Wahrheit in der zyklischen Fortsetzung jenes Romans, der Erzählung von „Peter Boyes Freite“, wo das langsame, aber unwiderrufliche Vermorschen und Vermodern Europas in seiner halben Resignation zur ganzen Verzweiflung sich andeutet in den sinnfälligen Worten: „Es roch von unterschiedlichen Seiten im Europäischen.“

Ein Naturwissenschaftler und Psycholog der Gegenwart, Lipius, hat den Menschen, in Übereinstimmung mit Spengler, einmal als ein außerordentlich fein zugespitztes Gehirntier bezeichnet, das immer weiter degeneriere und von der Natur langsam abgebaut werde. — Kommen wir von der Entseelung des Materialismus nicht los, so dürfte die Prophezeiung, eigentlich mehr eine logisch mathematische Rechnung, nicht geringe Wahrscheinlichkeit für sich haben. Der Mensch, aus eigener Macht sich befreiend zu seiner vollen Natur, ist — darin besteht der *circulus vitiosus* dieser Höherentwicklung — ein der Natur unterjochter Sklave.

Wir Kolonie von Fertigen! . . . Fertig womit? — Spengler erteilt in seiner kleinen lehrreichen Schrift „Preußentum und Sozialismus“ die Antwort: „Wir Menschen des Westens sind religiös fertig geworden.“

### 3. Die Stadt der Wirklichkeit

Und nun tritt in einer fürchterlichen, zugleich grauenvollen und grotesken Realität der von den Ideologen bis in den Himmel getürmten „Stadt in den Wolken“ die Wirklichkeit der modernen Großstadt entgegen.

„Fluch und kein Ende“: das ist der dräuende Aufschrei, in dem das Stöhnen, der Jammer und alle die Not sich zusammenballen, das ist das tönende Symbol des unbarmherzigen Moloß, der die Leiber und Geister an sich gerissen hat, um sie zu entseelen und dann wieder von sich zu speien. In einer packenden dichterischen Vision Bruno Willes wächst sie herauf, grau in grau, bis in die Wolken gereicht — auch eine „Stadt in den Wolken“, nur anders, als jene Schöpfer der künftigen Para-

dieses Herrlichkeit hier auf Erden sie sich erträumten. Denn diese Wolken sind nicht umflossen vom klaren Sonnengolde himmlischen Lichts — „der Schlote Ausgeburt“: Ruß umgeistert bleiern die fahlen Mauern.

Dort drüben liegt sie, riesenbreit erstreckt,  
Und vielgezackt zum Wolkengrau gereckt:  
Die steinern fahle Stadt, von hunderttausend  
Tagwerken murrend und erbrausend.  
Ein Dunst umhüllt die Dächer, rußig bleiern:  
Der Schlote Ausgeburt, die noch nicht feiern . . .

Wie dort der Häuserwall, der Vorstadtrumpf,  
Aus fünfgezeilten Fenstern stumpf  
Herüberstarrt zum braven Ackergrund,  
Wo, schmutzig rot die Mauern,  
Zwei qualmende Fabriken fauern . . .

Und sie betrachtend voller Staunen,  
Hör ich die Häuser gramvoll raunen:  
Verwunschene Schlösser, verfluchte Mauern,  
Ach wohl, das sind wir! Müssen ja trauern  
In düst'rer Ede jahraus, jahrein,  
Hilfloses Grauen im lahmen Gebein.  
Durch Kerkerräume Gespenster poltern,  
Biel arme Menschenseelen zu foltern,  
Mit teuflischen Zangen, mit Dürsten und Fasten,  
Mit knechtischen Ketten, unmenschlichen Lasten.

Auf faulem Stroh die Armut fauert,  
Verzehrt von Fieber und frostdurchschauert;  
Das Auge irrt, es ringen die Hände,  
Doch fledermausig  
Die Sorge schwirrt  
Um unsere grausig  
Verdamnten Wände . . .  
Fluch und kein Ende!

Da haben wir in einer geradezu monumentalen Großartigkeit die satanische Frage, in der die Kultur zur Zivilisation erstarrte, die Summe Elends, die sich nicht ausdenken läßt, weil sie ungeheuerlich grenzenlos ist, die sich ballt zu einer Unsumme der sozialen Anklage.

Stellen wir uns zunächst einmal den wirklichen Umriß dieser Stadt der Realität vor Augen, indem wir uns vergegenwärtigen, in welch rapidem Anwachsen — auch ein Fortschritt, den

die Moderne gezeitigt hat — die Verstädttlichung der Bevölkerung vor sich gegangen ist. Einen interessanten Aufschluß bieten die Mitteilungen des statistischen Reichsamts nach der Volkszählung von 1925; und zwar ist der folgenden Darstellung ein Auszug nach dem „Hannoverschen Kurier“ zugrunde gelegt. Vorausgeschickt sei das Hauptsächliche an dem Ergebnis, sozusagen seine Summa Summarum: In Deutschland leben nicht weniger als 40 Millionen Städter, denen auf dem Lande nur 22 Millionen gegenüberstehen. Das ist, in Prozente umgerechnet, ein Verhältnis von 64,4 zu 35,6 vom Hundert, so daß demnach fast zwei Drittel der deutschen Gesamtbevölkerung als Städter zu rechnen sind. Welcher Wandel sich im Laufe der letzten 50 Jahre vollzogen hat, wird daraus ersichtlich, daß 1871 noch 26,2 Millionen — das waren beinahe 64 Prozent — in Gemeinden unter 2000 Seelen wohnten, und nur 14,7 Millionen — oder 36,1 Prozent — in Städten von über 2000. 1885 erreichte das Land die Höchstzahl mit 26,3 Millionen, die bereits 1900 auf 25,7 Millionen gesunken war, 1919 auf 22,7 und 1925 auf 22,2 Millionen.

Einen außerordentlichen Aufstieg — dies ist besonders zu beachten — hat in dieser Entwicklung die Gruppe der Großstädte von über 100 000 Einwohnern erfahren. 1871 gab es im ganzen nur 8 Großstädte der Art im Deutschen Reich. Schon 1900 hatte ihre Zahl sich sechsfacht auf 48. Infolge der Abtretungen und Eingemeindungen sind es heute nur 45 mit zusammen 16,6 Millionen, das heißt mehr als einem Viertel der mit 62 Millionen anzusehenden deutschen Gesamtbevölkerung überhaupt. Die Eingemeindungsbewegung, die, vornehmlich im schlesischen und rheinischen Industriegebiet, vorerst unaufhaltsam fortschreitet, dürfte dort in absehbarer Zeit zu einer weiteren Vereinigung einzelner Gemeinden, die in Millionenkomplexen sich zusammenschließen, führen, hinter denen dann möglicherweise sogar die Reichshauptstadt zurückbleiben wird. Den Verlauf dieses, das soziale Leben natürlich von Grund auf umwälzenden Gestaltungsprozesses mag am besten veranschaulichen der Abstand von je 25 Jahren im letzten halben Jahrhundert. 1875 wohnten in Landgemeinden von unter 2000 Einwohnern 61 v. H., in Klein- und Mittelstädten von 2000 bis 10 000 Einwohnern 33 v. H., in Großstädten von über 100 000 Einwohnern 6 v. H. — Für 1900 betrugen dieselben Zahlen:



46 v. H., 38 v. H. und 16 v. H. — Für 1925 endlich: 36 v. H., 37 v. H. und 27 v. H.

Wenn zwischen 1871 und 1925 eine Zunahme der Bevölkerung von 41 auf 62,3 Millionen erfolgt ist, so darf nicht übersehen werden, daß dieses Anwachsen restlos den großen Städten zugute gekommen ist, während die Landgemeinden, obgleich gerade sie bekanntlich verhältnismäßig den größten Geburtenüberschuß beisteuern, diesen ausschließlich an die Städte abgegeben haben. Weiterhin ist in Rechnung zu stellen, daß die 62,3 Millionen von 1925 gegenüber den 41 Millionen von 1871 ein durch den Friedensvertrag von Versailles ganz wesentlich verkleinertes Deutschland bewohnen, wobei den Hauptanteil der abgetretenen Gebiete, zumal im Osten, das flache Land stellen mußte.

Dieser allgemeinen Statistik sei angefügt eine Übersicht der Entwicklung der bislang einzigen deutschen Weltstadt, der Reichshauptstadt Berlin. Wir entnehmen sie einem Aufsatz „Das steinerne Meer“ des „Daheim“: 1881 betrug das Berliner Stadtgebiet, hervorgegangen aus den beiden Fischerdörfern Kölln und Berlin, 63,1 Quadratkilometer; 1920 waren es, infolge der Zusammenziehung in die Einheitsgemeinde Groß-Berlin 878 Quadratkilometer. An Einwohnern zählte Berlin 1880 1 Million 124 000, zur Jahrhundertwende 1 Million 888 000; 1910 war die zweite Million bereits überschritten, und 1924 beherbergte die Gesamtgemeinde Groß-Berlin 4 Millionen 12 000 Einwohner.

Die aufgezeigte Entwicklung aus der Land- in die Stadtbevölkerung ist jedoch keineswegs etwa auf Deutschland allein beschränkt geblieben; sie ist vielmehr typisch auch für die übrigen europäischen Länder sowie für Amerika. Eine Äußerungsform der fortschreitenden Zivilisation dieser Länder. Amerika steht dem Ergebnis, wie es für Deutschland sich darstellt, am nächsten, indem zwischen 1900 und 1920 die Großstadtbevölkerung in den Vereinigten Staaten von 15 auf 26 Prozent angewachsen ist, bei uns von 16 auf 27. In Frankreich stieg der entsprechende Hundertsatz von 12 auf 15, in der Schweiz von 8 auf 12, in Dänemark von 16 auf 20, in England von 30 auf 38. Holland — dies wirkt überraschend — ist das am meisten verstadtlichte Land der Erde, mit 92 Prozent Stadtbevölkerung überhaupt, wovon 24 auf die Großstädte kommen; nur 8 Prozent verbleiben dem Lande!

Diese Daten sind wesentlich; sie belegen in einer beredten Sprache die tragische Tatsache von der Entwurzelung des modernen, der Scholle entfremdeten Menschen, der heimatlos in das, für die Mehrzahl lichtlose Dunkel und trostlose Elend der großen Städte geworfen ist. So erklärt es sich, daß die gesamte Literatur der letzten 50 Jahre, die wir in einer Statistik soeben erfaßten, dieser mit dem Aufkommen des Materialismus zusammenfallenden Epoche, die bis in die jüngste Gegenwart unabgeschlossen hinein reicht, auffallend häufig die Klage anstimmt über die Entseelung einer, aus dem Zusammenhang mit der mütterlichen Erde losgerissenen Menschheit, wobei diese Klage dann meist zu einer, neben dem Mitleid die Furcht erweckenden Anklage wird. Freilich handelt es sich hierbei um eine Erscheinung des modernen Lebens, die, so bedauerlich sie sein mag, ganz unvermeidlich ist, deren letzte Konsequenzen sich heute kaum überblicken lassen. Ein szenischer Ausschnitt aus der großen Menschheitstragödie, als welche der „Fortschritt“ von der Kultur zur Zivilisation sich kennzeichnet.

Ähnliche Empfindungen wie Bruno Wille beseelen Dehmel in seinem Vergypsaln. Die Kinderträume, alle die wehmutsvollen, mitleidigen Erinnerungen, die ihn im Hindämmern auf einem Kiefern Hügel angenehm lyrisch einfluten möchten, weist er von sich:

Dort pulst im Dunst der Weltstadt zitternd Herz!  
Es grollt ein Schrei von Millionen Zungen  
Nach Glück und Frieden: Wurm, was will dein Schmerz!  
Nicht sichert einsam mehr von Brust zu Brüsten  
Wie einst die Sehnsucht, nur als stiller Quell;  
Heut stöhnt ein Volk nach Klarheit, wild und gell,  
Und du schwelgst noch in Wehmutslüften?

Dem: Fluch und kein Ende! in den Bruno Willes ganze Verzweiflung ausklingt, folgt nun aber bei Dehmel der Aufruf zur harten, rächenden und befreienden Tat:

Empor aus deinem Kausch! Mitleid, glüh ab!  
Laß dir die Kraft nicht von Gefühlen beugen!  
Hinab! laß deine Sehnsucht Taten zeugen!  
Empor, Gehirn! Hinab, Herz! Auf! hinab!

Hier klingt unverkennbar an der rücksichtslose Schöpferwille von Nietzsches Zarathustra, die Forderung an den Übermenschen, zu steigen über den eigenen Kopf und hinweg über das eigene Herz,

die Mahnung, daß alle Schaffenden hart sein müssen. Das Kreuzträgertum einer neuen Menschheit erschaut dieses Gedicht: den Kelch des Schweißes geistverklärt, das Kreuz der Mühsal blütenumflattert — so winkt Dehmel das Golgatha eines Volkes, einer Masse aus dem Qualm der Essen und Schlote, der wie mit Fäusten droht. Es ist immer wieder das Irregehen der Ruhelosigkeit, die Gott verloren hat und nun auf falschen Wegen der Selbsterlösung den rettenden Ausweg aus dem Labyrinth der Verzweiflung sucht, dabei immer tiefer nur und unheilbarer in das Wirrsal hinein geratend, bis zu der Verstrickung, die einzig noch eine gewaltsame Tat nicht etwa der Befreiung, sondern wiederum nur der Verzweiflung — mit dem Ergebnis neuer, verstärkter Verzweiflung — zu durchschlagen vermag.

Das verkennen sie alle — die vom entseelenden und entgeistigenden Materialismus und Atheismus aufgeklärten, „gebildeten“ Führer, daß der letzte Grund dieser ganzen Verzweiflung die Mühseligkeit und Beladenheit der von ihnen selber heraufbeschworenen Entgottung ist. Als irreligiös charakterisiert Spengler das Ansehen der modernen Weltstadt: „Die Weltstädte sind .. in allen Einzelheiten bis in das Straßenbild, die Sprache, den trocken intelligenten Zug der Gesichter hinein irreligiös. Und irreligiös, seelenlos sind demnach auch diese ethischen Weltstimmungen, die durchaus in die Formenwelt der Weltstadtphänomene gehören.“ Er zielt damit im besonderen auf den Sozialismus und seine dogmenlose Moral. Für ihn repräsentiert die Großstadt in ihrer intellektuell hochgradig überhitzten Spannung, die sich als „spezifisch weltstädtische Form der Erholung“ die Entspannung, die Zerstreuung, das unechte Spiel einer unwahren Lebensfreude, gezüchtet hat, die nicht Freude ist, sondern Rausch, nicht Beruhigung, sondern Betäubung, den Typ der Unfruchtbarkeit und Entwurzelung — wir können sagen: der ganzen Verzweiflung des modernen, sich seines Wesens und seiner Berufung im Taumel zwischen Arbeit und Ablenkung nicht mehr bewußten, an seiner eigenen göttlichen Vollendung krank gewordenen Menschen: „Die Ablösung intensiver praktischer Denkarbeit durch ihren Gegensatz, die mit Bewußtsein betriebene Trottelei, die Ablösung der geistigen Anspannung durch die körperliche des Sports, der körperlichen durch die sinnliche des Vergnügens und die geistige der Auf-



regung des Spiels und der Wette, der Ersatz der reinen Logik der täglichen Arbeit durch die mit Bewußtsein genossene Mystik... Kino, Expressionismus, Theosophie, Vorkämpfe, Niggertänze, Poker und Rennwetten" — all das sind die Anzeichen dieser unfruchtbaren Entseelung, wie man ihnen allenthalben und zu allen Zeiten der Geschichte von jeher in den Auswüchsen der Weltstadt begegnet ist, vom alten Rom bis zum neuzeitlichen Berlin. Die Weltstadt — das ist für Spengler: Kosmopolitismus an Stelle der Heimat, wissenschaftliche Irreligion als Ersatz für eine Religion des Herzens, Gesellschaft an Stelle des Staats. Die ihr gemäße „vornehme Weltanschauung“: die Geldfrage. Die Provinz kämpft hoffnungslos gegen den Moloch an. Weltstadt, so faßt er zusammen: „Statt einer Welt eine Stadt, ein Punkt, in dem sich das ganze Leben weiter Länder sammelt, während der Rest verdorrt.“ Ihre Bewohner: „Statt eines formvollen, mit der Erde verwachsenen Volkes ein neuer Nomade, ... der reine, traditionslose, in formlos fluktuirender Masse auftretende Tatsachenmensch, irreligiös, intelligent, unfruchtbar... Also ein ungeheurer Schritt zum Anorganischen, zum Ende... Frankreich und England haben diesen Schritt vollzogen, und Deutschland ist im Begriff, ihn zu tun. Auf Syrakus, Athen, Alexandria folgt Rom. Auf Madrid, Paris, London folgt Berlin.“

Wissenschaftliche Irreligion an Stelle der Religion des Herzens; irreligiös bis in das Bild der Straßen hinein. Dies der Weltstadt Gesicht in seinen wesentlichen Charakterzügen, aus denen alle die anderen Verfallserscheinungen eines müden Zeitalters der Neurose sich ableiten lassen, alle die Merkmale einer wurzel- und darum auch ziellosen Dekadenz, einer halben Resignation der Gebildeten und einer ganzen Verzweiflung des Volkes, der führer- und damit geleitlos gewordenen Massen.

Es sollte zu denken geben, wie jenes schauerliche: „Fluch und kein Ende!“ das man sich in seiner vollen Bedeutung und Wahrheit gar nicht ausdenken kann, zu einem der Hauptmotive für die lyrische, aber auch die epische und dramatische Dichtung der Zeit wurde. Immer sind es in näher oder ferner verwandtem Ausdruck die gleichen Bilder der Not und Zerknirschung, des Elends und des Jammers einer entgotteten Welt. Schrill schreit die Qual in einem Gedicht Georg Trakls:

Oh, der Wahnsinn der großen Stadt, da am Abend  
An schwarzer Mauer verkrüppelte Bäume starren,  
Aus silberner Maske der Geist des Bösen schaut;  
Licht mit magnetischer Geißel die steinerne Nacht verdrängt.  
Oh, das versunkene Läuten der Abendglocken ...  
Oh, das gräßliche Lachen des Goldes.

Ein andermal schildert er das Weltungsglück, das durch den  
Nachmittag der Großstadt geistert, voller Wissen um die Ver-  
damnis, die der Abend über seinem Haupte heraufsenkt.

Da sieht Paul Zech die Fabrikstraße: „Nichts als Mauern,  
ohne Gras und Glas“, niedergedrückt durch das riesige Gewicht  
von „Gottes Bannfluch: uhrenlose Schicht“. Da beschwört  
Johannes N. Vecher Berlin heraus, die Stadt der Schmerzen:

Berlin! Du weißer Großstadt Spinnenungeheuer!  
Orchester der Aonen! Feld der eisernen Schlacht!  
Dein schillernder Schlangenleib ward rasselnd aufgeschauert,  
Von der Geschwüre Schutt und Moder überdacht ...  
O Stadt der Schmerzen in Verzweiflung düsterer Zeit!  
Wann grünen auf die toten Bäume mit Geklinge?  
Wann steigt ihr Hügel an in weißer Schleier Kleid?  
Eisflächen, wann entfaltet ihr der Silber Schwingen?

Da besingt Georg Heym die Trostlosigkeit der Vorstadt:

In ihrem Viertel, in dem Gassenkot,  
Wo sich der große Mond durch Dünste drängt  
Und sinkend an dem niederen Himmel hängt,  
Ein ungeheurer Schädel, weiß und tot.

Fürchterlich, greifbar erstehen vor ihm die Dämonen der  
Städte:

Sie wandern durch die Nacht der Städte hin,  
Die schwarz sich ducken unter ihrem Fuß.  
Wie Schifferbärte stehen um ihr Kinn  
Die Wolken, schwarz von Rauch und Kohlenruß.  
Ihr langer Schatten schwankt im Häusermeer  
Und löscht der Straßen Lichterreihen aus.  
Er kriecht wie Nebel auf dem Pflaster schwer  
Und tastet langsam vorwärts Haus für Haus.

Und nun schildert er sie, „den einen Fuß auf einen Platz ge-  
stellt, den anderen gekniet auf einen Turm“; darunter kreist das  
„Ritornell des Städtemeers“: „ein großes Sterbelied“.   
Schaute Vecher den schillernden Schlangenleib rasselnd auf-

geschauert, so hört Georg Heym der Stadt Schultern knacken unter dem Tritt der Dämonen, daß die Dächer bersten. Seine Vision schließt:

Doch die Dämonen wachsen riesengroß.  
Ihr Schläfenhorn zerreißt den Himmel rot.  
Erdbeben donnert durch der Städte Schoß  
Um ihren Huf, den Feuer überloht.

Es sind unerhört starke und kühne Visionen, die man Seiten um Seiten zitieren könnte. In der Übersteilung der dichterischen Ausdrucksform, in dieser absolut pessimistischen Schwarz-in-Schwarz-Malerei mögen sie bei oberflächlicher Betrachtung vielleicht einseitig orientiert erscheinen. Sie wollen ja aber keinen naturalistisch getreu referierenden Abklatsch geben, sie dringen in jene tiefere Wirklichkeit ein, die sich austut in einer entsetzlichen Realität, wo immer die glatte Asphalthaut reißt.

Im jüngsten Drama haben sie in einer mehr objektivierten Wahrheitswiedergabe eine außerordentlich eindrucksvolle Ergänzung gefunden, in einer unter dem vielsagenden Titel: „Schrei aus der Straße“ erschienenen Einakterfolge Rolf Landners. „Schrei aus der Straße“ — das ist der Schrei des Glends und der Verzweiflung, den der Jammer, die Schuld und die Schande der zwischen Stein und Asphalt zusammengepferchten Menschen dem Leben entgegenbrüllen. Der Schicksalschrei der von der Großstadt Zertretenen, die der Natur und deren gesundem Mutterboden von früh auf entfremdet sind, deren Augen blind wurden im Qualm und im Gestank der entgrünzten eintönigen Straßenzeilen. Aufrüttelnd erschütternde Szenenbilder entwirft der Dichter um dieses Thema; weil er Verzweiflung malt, sind sie alle in Nacht gedunkelt. So bleibt allerdings auch hier die andere Seite der Großstadt, das Tagbild der in kraftvollem Antrieb schaffenden Tätigkeit, vorenthalten, aber das Angstvolle, Lähmende, das die Nacht sich hervorzahlen läßt, bringt herauf: Jammer, Weh und Entsetzen. Darum vermag diese Darstellung bei aller krassen Härte der Umrisszeichnung gleichwohl Ausschnitte klar zu legen, die durchaus den Anspruch erheben dürfen, in ihrer lähmenden, die Nerven aufpeitschenden Grelle keineswegs übertrieben, sondern künstlerisch wahr und auch wirklich zu sein. Und immer klingt in die Schrilte der Dissonanzen ein Ton der Güte und des Mitleids hinein. Irgend ein



Barmherziger, ein Träumer vielleicht, ein Sonderling oder Schwärmer, durchwandert das Elend. Dem öffnen das Unglück und selbst die Sünde das Auge für die Verworrenheiten und unsagbaren Nöte, dem wird das Herz aufgetan, daß es überquillt in strömender Liebe, und er spricht Worte und handelt in Taten, daß die Herzen der anderen ihm mitteilksam werden. Vor allem, der Grund der abgründigen Verzweiflung — nicht anders, wie Spengler ihn sah — wird hier bloßgelegt: Heimatlosigkeit und Entseelung, die großen Nöte des unter das Gesetz der Materie und der Mechanisierung geratenen Daseins, haben diese Menschen wrack gemacht und gemordet, alle Freude und alles Schöne, Glauben und Hoffnung und Liebe in ihnen im Keim schon erstickt und verschandelt. Sie sind mit dem Leben fertig bereits vor dem, als einzige Hoffnung erwarteten Sterben. Das abschließende Ergebnis — das Ende: der hymnische Anruf des barmherzigen Todes als eines brünstig ersehnten Erlösers.

Gebt ihnen, sagt einer in dieser Dichtung, ein Stückchen Land, um jedes Häuschen ein Fleckchen Garten und etwas Kleintierzucht — und sie könnten vielleicht noch genesen. Die Großstadt aber hat alles Feld gemordet. — Was das heißt? Armin L. Wegner läßt den Zug der Häuser, grau in grau, in Massen geschart, über die endlose graue Ebene sich ergießen:

Gebt Raum! Gebt Raum

Unserm Schritt.

Wir wälzen den plumpen steinernen Leib darüber,  
Die Dörfer, die Felder, die Wälder wir nehmen sie mit.

Und wo bleiben die Menschen?

Hinein in der Städte pochendes Herz.

Ob lebend, ob tot, wir halten sie fest

An unsere steinernen Brüste gepreßt.

Bis unsere Stirnen die Sterne berühren,

Blutender Felder zerrissenen Grund,

Euch Ebenen, die in das Endlose führen,

Alle verschlingt unserer Mauern zermalmender Mund.

Bis wir zum Saume der Meere uns strecken,

Nie sind wir müde, nie werden wir satt,

Bis wir zum Haupte der Berge uns recken

Und die weite keimende Erde bedecken:

Eine ewige, eine unendliche Stadt!

Das irreligiös gewordene Lebensgefühl, personifiziert im Wahnsinn der Großstadt, mündet nun wiederum ein in den, das Chaos heraufbeschwörenden Nihilismus. Irreligiös, sagte Spengler, bis in das Bild der Straßenzüge hinein. Dieser Eindruck verkörpert sich bei Georg Heym zu einer phantastischen Anschauung des „Gottes der Stadt“, ihres zum gefräßigen Baal gewordenen dämonischen Götzen, den der Rauch der Schloten, die Wolken der Fabriken wie Duft von Weihrauch, den man ihm spendet, umblauen:

Auf einem Häuserblocke sitzt er breit.

Die Winde lagern schwarz um seine Stirn.

Er schaut voll Wut, wo fern in Einsamkeit

Die letzten Häuser in das Land verirren.

Das ist sie in ihrer wahren Realität: die Stadt in den Wolken. Nicht mehr als phantasievoll erträumtes Gedankengebilde, sondern grausame, grausige Wirklichkeit, wie sie sich daraus ergab, daß man ein Volk ohne Religion zu regieren versuchte und darüber in die Wolken zu bauen begann. Es ward keine Stadt auf dem Berge — eine Stadt der Niederungen ist es geworden, welche die Ebenen, das freie Land erstickte. Und die Wolken, mit denen der Rauch der Essen und Schloten zusammenfloß in e i n mißfarbenes, fahles Grau in Grau — sie ballten sich, mit Johannes Schlaf zu sprechen, zu jener „großen, unheimlichen, dunklen Wolke“, die im zweiten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts Europa, die Welt zu überschatten begann in undurchdringlich tiefer Verfinsterung.

Die Staaten, ohne Religion regiert, gingen aus halber Resignation zur ganzen Verzweiflung über. Gott Baal, der Gott ihrer Wolkenstädte — der Antichrist rechte sich auf, die Zügel der Herrschaft zum Gericht der Nationen und über die Erde in seine Fäuste zu nehmen. Der Weihrauch der Schloten genügte ihm nicht — Hekatomben mußten geopfert werden.

### Drittes Kapitel

## Europa steht vor dem Selbstmord

#### 1. Menschlein, ich rief dich!

Plötzlich kam dann die Katastrophe: „Der in den letzten Jahrzehnten in allen Ländern Europas riesenhaft aufgestandene Industriematerialismus stürzt in blinder Tierheit gegeneinander los und zertrümmert sich selbst. Möge der Selbstmord vollkommen sein, damit der reinen Vernunft zum Siege verholfen werde und ein neues Leben der Menschheit auf den Ruinen Europas erstehe.“ So äußert sich der Dichter Gerrit Engelke, der im Felde wenige Tage vor dem Waffenstillstand fiel, in einem der letzten Briefe vom Oktober 1918.

Über Europa schwingt der Weltkrieg die blutige Geißel. Selbst von denen, die tiefer blickten, im voraus vielleicht doch mehr nur geahnt, als klar erkannt und begriffen. Für alle wohl überraschend, die nicht gerade selbst die Fäden in ihren Händen hielten, um das Gewebe enger und enger zusammenzuziehen — bis zu jenem „toten Punkt“ der „ultima ratio“: des gegenseitigen Draufloschlagens. Gewiß, das Attentat von Serajewo gab den von vielen bereits als solchen erkannten Auftakt; dennoch: selbst da, ja, wenige Tage noch vor dem Aufflammen des Brandes, der schon lange als eine Europa immanente Siedehitze unter der Oberfläche der Zivilisation verheerend gewütet hatte, dürften die wenigsten die Tatsache eines Krieges für überhaupt möglich gehalten haben. Noch im Juli 1914 nahm ein Berliner Wigblatt Poincarés hochpolitische Reise nach Rußland zum Anlaß einer viel belachten humorigen Karikatur, die den Ränfeschmied Reineke Fuchs in liebevoller Annäherung an eine Krähe zeigte, darunter die Verse: „Komm in meine traute Nähe, lispelte der Fuchs zur Krähe“. Die beiden beginnen dann einen Tanz, und das Scherzgedicht schließt mit der hübschen Wendung: „Poincaré mit leichtem Schritt — tanzte mit, tanzte mit.“ Man sieht: ein die Lage und ihre Entwicklung nicht allzu schwer wertender lustiger Spott. Und nicht viel



anders sind allenthalben die Empfindungen gewesen, die man der Zuspitzung der Krise zu ihrem Höhepunkt unmittelbar vor der aus den Tiefen empor geschleuderten Explosion entgegenbrachte, die das Gebäude einer aufgeklärten gebildeten Weltanschauung aus den Fugen heben und sprengen sollte.

Ein Weltkrieg: ein Aufeinanderprall moderner Kulturstaaten und ihrer Völker — dem so weit vorgeschrittenen, in der Theorie jedenfalls so unendlich human gewordenen zwanzigsten Jahrhundert mußte eine derartige Entladung im Geheimen längst aufgespeicherter Kräfte des Hasses, des gegenseitigen Argwohns, des Neides und der Zersetzung schlechthin als ausgeschlossen erscheinen. Mochten Schwarzseher, die in unserer Mitte ungern geduldet wurden, weil sie den Frieden der leichten, reibungslosen Welt unliebsam störten, ihn vor Zeiten vorausgesehen und prophezeit haben — Krieg: das war allenfalls eine Sache entlegener rauflustiger Balkanstaaten oder auch eine, zum Durchsetzen „heiliger Ansprüche“ von den europäischen Großmächten gegen minderrangige Rassen und Völkerschaften in die Wege geleitete notwendige „Expedition“, die für den, auf dessen Seite die Macht war, nicht ungewiß auslaufen konnte, wie etwa im Tripolis-Kriege der Italiener mit den Türken oder im Kriege Englands gegen die Buren. In beiden Fällen handelte es sich ja aber lediglich um Kolonialkriege, die für das friedliche Weitergedeihen der Staaten im Innern geringe Bedeutung hatten. Höchstens, daß diplomatische Zwischenspiele bei der Frage späterer Annektionen sich daraus ergeben konnten, ein Kampf der Federn, die in bitterböser Arglist ganze Tintenfüßer und Druckerschwärze auf Konzept- und Zeitungspapier verspritzten — zur Sensation für den beim Morgen- und Nachmittagskaffee mit angenehmem Gruseln von derartigen Barbaren Kenntnis nehmenden Leser. Aber der Krieg als trasse Wirklichkeit für Europa, mit seinen so intelligenten, weit voran gekommenen Kulturnationen: man mochte ihn tausendmal ahnen, als sicher voraus verkünden — in innerster Seele glaubte man an ihn nicht. Zu unangreifbar ragte die Stadt in den Wolken.

Heute liegen die Fäden, die hinter den Kulissen gezogen wurden, in geschichtlicher Objektivität zutage. Wir sind in der Lage, die Phasen eines abgekarteten Spiels bis in die Anfänge zurück zu verfolgen, das in strupelloser Intrige von solchen ge-

trieben wurde, die im Kriege, den sie entfesselten, keineswegs eine ultima ratio sahen, ein nicht anders mehr weiter Können, denen er vielmehr ein Rechenexempel war, das Resultat eines kühlen Abwägens, eines Zusammenzählens der mutmaßlichen Gewinnchancen. Wir wissen um die geheimen Verbindlichkeiten, wie sie mit dem Ziel des ausdrücklichen Losschlagens zur bestgeeigneten Stunde zwischen Frankreich und Rußland seit Jahren bestanden, aus dem seither veröffentlichten diplomatischen Schriftwechsel Iswolskis; wissen, wie ihm in Paris grundsätzliche Bereitwilligkeit zum Kriege zugesagt war, unter dem alleinigen Vorbehalt der rechtzeitigen Benachrichtigung an Frankreich, wenn es so weit wäre, damit man dort die öffentliche Meinung in günstiger Weise vorbereiten und beeinflussen könne.

In einem Briefe Iswolskis vom 30. Januar 1912 etwa lesen wir über den Verlauf eines Gesprächs mit dem Außenminister und dem Präsidenten der französischen Republik, wobei deren bindende Äußerungen mit „phonographischer Treue“ festgehalten werden: „Aus meinen langen Unterredungen mit den beiden Staatsmännern bin ich zu folgenden Schlüssen gekommen: die französische Regierung ist fest entschlossen, ihre Bündnisverpflichtungen uns gegenüber in vollem Umfange zu erfüllen, und gibt vollkommen bewußt und kaltblütig die Möglichkeit zu, daß sich für sie als Endergebnis der gegenwärtigen Verwicklungen die Notwendigkeit erweisen könnte, an einem allgemeinen Kriege teilzunehmen. Der Zeitpunkt, in dem Frankreich genötigt sein wird, das Schwert zu ziehen, ist durch das französisch-russische Militärabkommen genau festgesetzt, und in dieser Beziehung sind auf seiten der französischen Minister keinerlei Zweifel oder Schwankungen vorhanden. Andererseits muß jedoch die französische Regierung notwendigerweise der Stimmung des Parlaments und der öffentlichen Meinung Rechnung tragen.“

Die Vorgänge auf dem Balkan, so fährt Iswolski fort, dürfen als äußerer Kriegsanlaß für eine derartige Einstimmung sich wenig eignen, da die öffentliche Meinung kaum geneigt sein werde, in ihnen sie selber nahe angehende Lebensinteressen erblicken zu wollen. Mit anderen Worten: populär konnte nur ein direkt gegen Deutschland eingeleiteter Revanchekrieg sein,

den diese öffentliche Meinung Frankreichs seit 1870/71 dauernd, bald in lauter Geste, bald schweigend in stumm verhaltenem Ingrimm, aber immer in heftigem Fanatismus begehrte. — Der Brief Iswolskis führt weiterhin aus: die französische Regierung sei jedoch „keineswegs bestrebt, Rußland seiner Handlungsfreiheit zu berauben oder seine moralischen Verpflichtungen den Balkanstaaten gegenüber in Zweifel zu ziehen. Rußland ist daher von seiten Frankreichs nicht nur Waffenhilfe in dem vom französisch-russischen Abkommen festgesetzten Falle, sondern auch die entschiedenste und tatkräftigste Unterstützung aller Maßnahmen gesichert, die die russische Regierung zugunsten der erwähnten Staaten unternehmen wird.“ Das bedeutet nichts anderes als: Krieg unter jedem, für die öffentliche Meinung der beteiligten Staaten irgendwie glaubhaft annehmbaren Vorwande und um jeden Preis, wobei es wie ein Hohn auf alles Ethische wirkt, wenn von „moralischen“ Verpflichtungen Rußlands gegen die Balkanstaaten gesprochen wird. — Daß alles kam, wie Iswolski es mit den Vertretern der französischen Regierung, den Drahtziehern der republikanisch öffentlichen Meinung des Mobs auf den Pariser Gassen und Plätzen vereinbart hatte — der weitere Verlauf der Geschehnisse hat es bewiesen, jenes Eintreten Rußlands in den Konflikt, als Österreich von Serbien eine dem Mord seines Thronfolgers gerecht werdende Sühne verlangte. Sie zu verhindern, war die lange gesuchte moralische Verpflichtung für Rußland mit einem Male gegeben.

Offen liegt sie vor uns, die gesamte abgefälschte Einkreisungspolitik, die von der einen Mächtegruppe Europas gegen die andere betrieben war. Auch das wird niemand verkennen, der die Wahrheit erfahren will, daß der Ausbruch des bewaffneten Konflikts für die Mittelmächte zu einem für sie denkbar unglücklichen Zeitpunkt erfolgte. Daß der Krieg von Deutschland jedenfalls nicht gewollt wurde, daß er fast ganz unerwartet über uns kam: selbst in Kreisen des Feindbundes, soweit sie es ehrlich meinen, brach diese Einsicht allmählich sich Bahn.

Aber die eigentlichen inneren Gründe, die zu dem Selbstmord des alten Europa geführt haben, sind den meisten auch heute noch immer verborgen. Daß es der die Welt entgottende, riesenhaft aufgestandene Industrie-Materialismus gewesen ist, der seit Jahrzehnten in blinder Tierheit unter den Völkern und



zwischen den Staaten raste und sie zuletzt zu wechselseitigem Sichzerfleischen wider einander trieb, wollen auch heute noch nur wenige wahr haben. Nicht eine zufällig ungünstige Konstellation, ein Mißverständnis beziehungsweise ein politisches oder diplomatisches Versagen der einen oder der anderen Seite hätte sich derart auswirken können, daß selbst im Falle eines Konflikts kein anderer Ausweg mehr offen gewesen wäre, als der gleich der äußersten radikalen Weltkatastrophe. Diese sich selber mündig sprechende, nach Beseitigung der göttlichen Autorität in ihrem Fortschritt viel zu reibungslos funktionierende Welt trug das Gericht in sich selber. Die oberflächliche Ursache mochte diese oder jene politische Zuspitzung sein; damit erklärt sich jedoch nicht der Wahnsinn des Massenrasens. Das Versagen, das in dieses allgemeine Kriegschaos führen konnte, ist denn doch tiefer zu suchen: Der Bankrott des nicht weiter Könnens ist letzten Endes moralischer Art gewesen — ein Versagen der Religion unter den nur dem Namen nach christlichen, in Wahrheit entchristlichten und so aller Halte auch im realen Staatsgefüge beraubten Völkern, die sich ohne Religion selber nicht zu regieren vermochten.

Angeblich waren es ja nur moralische Gründe, die Europas Völker, zuletzt auch Amerika, auf den blutigen Plan zwangen. Rußland, wie angeführt, fühlte sich den Balkanstaaten moralisch verpflichtet; lediglich von Moral diktiert war auch Englands Haltung, das durch das Eingehen einer Entente cordiale im Sinne der „Herzengemeinschaft“ an Frankreich und Rußland gebunden war. Demgegenüber vollzog Italien den Treubruch am Dreibund allein aus moralischen Gründen eines sacro egoismo, und Amerika entschloß sich, nachdem es dem Feindbund von Anfang an Munition und Waffen geliefert hatte, in die Entscheidung aktiv einzugreifen, bloß um der gefährdeten Menschlichkeit willen, im Anschluß nämlich an die Lusitania-Affäre. Für alle standen Moral und Kultur auf dem Spiele, alle kämpften sie selbstverständlich um ewige Ideale. — Das heißt: in Kundgebungen und die öffentliche Meinung machenden Proklamationen. In Wahrheit ist in dem ganzen Weltkrieg so wenig um ideale Güter gerungen worden, wie in kaum einer anderen bewaffneten Auseinandersetzung früherer Zeiten. Rein merkantile Gründe der Beherrschung des Weltmarkts ergaben den Ausschlag für das Opfer der Tausende und Millionen.

Auch hier war es das Denken in Geld, das die Völker der antichristlichen Macht der Materie überantwortet hatte.

Es war — in große Ausmaße übertragen — das nämliche Schauspiel, das, auf eine engere Handlungsfläche zusammengedrängt, wenige Jahre zuvor der Tripoliskrieg geboten hatte. Von des Schweden Gustaf Janson Buch „Lügen“ über diese gewaltsame Episode der neuesten europäischen Weltgeschichte, der die zivilisierten Nationen wie stets — so auch in den neunziger Jahren dem Burenkriege — lediglich mit der egoistischen, vom gegenseitigen Belauern gebotenen Anteilnahme gefühl- und tatenlos zugeschaut hatten, ward schon gesprochen. Was sich dort in begrenztem Rahmen vollzogen hatte, war typisch für die bewegenden Anlässe, aus denen heraus moderne Kriege als ein geschäftliches Unternehmen der Wechsler und Händler zustande zu kommen pflegen. Als Gustaf Janson 1912 seine zur Ein- und Umkehr mahnenden, das Gewissen der Welt aufrüttelnden Betrachtungen schrieb — wer dachte damals daran, daß hier in der eindringlich nachgestaltenden Darstellung einer, das Interesse der Welt recht geringfügig angehenden, genau genommen aber sehr schaudervollen und unmoralischen Begebenheit in kleinem Geschehen vorweggenommen sein könnte, was dann 1914 bis 1918 in ungeheurerlicher Ausweitung das Schicksal des gesamten Europa, auf Menschenalter hinaus bestimmend, aus der Bahn einer kulturgesegneten Fortschrittsentwicklung werfen sollte.

In unbeirrter Objektivität des Urteils deckt der Schwede das Wesen jenes Krieges des Unrechts wider die mindere Wehrhaftigkeit als das einer reinen Geldtransaktion auf. Wenn wir da etwa lesen, daß verlorene Schlachten heutzutage wenig bedeuten, daß es vielmehr in der Hauptsache darauf ankomme, durch die Länge des Unternehmens die Finanzen des Gegners in Unordnung zu bringen — wem steht da nicht der endliche Ausgang des Weltkrieges vor Augen, an dem das auf dem Schlachtfelde unbefiegte Deutschland, bis zuletzt eroberten feindlichen Boden behauptend, nicht mit den Waffen, sondern durch die Wirtschaftstortur einer abgefeimten Einkreisungs- und Aushungerungsblockade niedergerungen, zusammenbrach. Und wer denkt nicht an jene Poincaré und Iswolski, wenn es bei Janson in Erläuterung dessen, was das große gräßliche Fragezeichen „Krieg“ zu bedeuten habe, heißt: „Niemand kann sein

Warum erklären, wenn auch alle ihr Darum schreien. Einen Augenblick hängt er drohend über unserer Nation, im nächsten über unserem Nachbar. Er kann jede Minute vornüber oder auch rücklings fallen, mich oder jenen zermalmen. Aber... an seinem Fuß sitzen die Führer und spielen Karten, wie Koftäuscher auf einem Jahrmakft.“ Das Warum der inneren Berechtigung zur Entfesselung der Kriegsfurie: „Es war ein politischer Schachzug, eine Spekulation,“ sagt Janson; Italiens Prestige erforderte einen großen Schlag — es ist genau dasselbe, was wir in jüngster Zeit bei Spanien in seinem marokkanischen Abenteuer erlebten —, die „Kapitalisten wünschten einen Landstrich zum Exploitieren.“ Um Ideen sollte es etwa gegangen sein? „Als ob man im zwanzigsten Jahrhundert um etwas anderes kämpfte, als um einen Markt zu erobern!“ War Italien denn durch die Türkei herausgefordert? — Die türkische Regierung, der an einer Spannung gar nichts gelegen sein konnte, hätte sich Derartiges nie erlaubt. Aber: die Hohe Pforte hat eben eine Provinz, die Italien gebrauchen kann; greift es nicht selber zu, so werden andere kommen, sich ihrerseits etwas zu stehlen. „Dieser Krieg,“ führt in dem Buche ein italienischer Kaufmann aus, „ist im Großen gesehen nichts weiter als ein Sieg im Wettrennen. Als wir anfangen zu befürchten, daß andere ihr Augenmerk auf Tripolis warfen, mußten wir zuschlagen.“

Als wir anfangen zu befürchten... Da haben wir die ganze verstopfte Feigheit jenes „heiligen Egoismus“, der alles Unheilige im Leben der Völker zu decken und zu beschönigen beufen ist, von der „Revanche“ Frankreichs bis zur Vergewaltigung Südtirols in unseren Tagen. Als wir anfangen zu befürchten... Das tiefste Motiv für all das gemordete Recht. Aus Angst vor dem Profit, den dem anderen ein gemeiner Raub oder Diebstahl einbringen könnte, entschließt man sich, den Raub oder Diebstahl lieber selbst zu verüben. Einer tut's so wie so; da ist es am besten zuvorzukommen, der Erste zu sein. Denn der trägt den unrechtmäßig erworbenen Gewinn meistens heim. Die Furcht Gottes hatten die zivilisierten Raubstaaten von sich getan, der Autorität der Bibel war man glücklich entwachsen. Dafür sind die mechanisierten Nationen zu Sklaven der Furcht voreinander geworden.

Was bleibt da von der, in den tönenden Reden der Staats-



männer, im Phrasendrusch ihrer Presse gefeierten hohen Moral? Das Ergebnis, zu dem Gustaf Janson in seiner Anklage gelangt, sieht anders aus als diese, des Selbstbetrugs völlig bewußten Schönsprechereien: „Alles am Krieg,“ unverhohlen findet dies seinen offenen Ausdruck, „ist unauflöslich mit der Lüge verknüpft. Die zwei gehören zusammen, sie sind eins wie Leib und Seele. Der Leib ist der Krieg, die Seele ist die Lüge. Ohne diese könnte jener nicht existieren . . . Wenn man einen Krieg anfängt, geschieht es immer auf einer Grundlage von Lügen. Würde man die Wahrheit sagen, gäbe es keinen Krieg mehr.“

Die Lüge: als Umkehrung des gesunden Rechts ist sie Aufhebung aller Gesetzmäßigkeit, jeglicher Ordnung. So stellt sich heraus, daß der Krieg, recht gewertet, lediglich Ausschlag ist der Anarchie bei den, infolge des gegenseitigen Meides, der gegenseitigen Beargwöhnung hysterisch gewordenen Völkern: „Krieg, das war ja die Anarchie, vollendet, in System gesetzt . . . Man überfiel einen anderen in der Hoffnung, daß jener der Schwächere sei. Wenn es einem glückte, eine Provinz zu rauben, wurde das in Poesie und Prosa gefeiert. Der Ausgang sanktionierte jeden noch so gemeinen Anschlag. Konnte man nur den Raub behalten, war man auch den Sieg wert.“ So ist es nur die Logik eines geschlossenen Zusammenhangs, wenn nachmals der so verstandenen Anarchie des Krieges die gleichfalls anarchistisch gerichtete Revolution folgen konnte. Nach Rußland und Deutschland werden auch England und Frankreich sich über kurz oder lang mit ihr als Problem auseinanderzusetzen haben.

Anarchie — mit einemmal wird es uns klar: das ist ja der tote Punkt . . . „Alles schwebt und geht durcheinander, es ist kein Verlaß noch Sicherheit. Das aber ist die Verzweiflung.“ Der Krieg: ein Ausbruch der Verzweiflung aus Menschenfurcht. Den Völkern sind die Grundlagen eines gefesteten, unbedroht gesicherten Staatswesens völlig entzogen; daher: alles schwankt. Und zwar ist es an erster Stelle der Industrie-Materialismus, der den Zusammenbruch an sich selber erfährt; wieder können wir den Ausführungen Jansons folgen, die auch darin wie auf den Verlauf des späteren Weltkriegs geschrieben sind: „Daheim werden die Fabriken und Werkstätten geschlossen, die Ersparnisse verschwinden, der Kredit nimmt ab. Der Export ist

gestoppt. Da unsere Waren keine Käufer mehr finden, lohnt es sich auch nicht mehr, welche zu fabrizieren.“ Das ist — für alle Beteiligten — der ganze Erfolg. Dennoch: „Man mißt ja einen Erfolg nicht nach dem direkten Nutzen für sich selber, sondern nach dem Schaden, den man dem Gegner zufügt.“ Das alles kann ohne weiteres auf die Ereignisse des Weltkriegs wörtlich übertragen werden. Nur — das hat der Weltkrieg im Gegensatz zu dieser untergründigen Spekulation zutage gebracht: daß der Gewinn durch den Schaden, den bei dem Experiment der Roßtäuscher der andere erleidet, auch für den „Sieger“ ein höchst fragwürdiger ist. Die moderne Weltwirtschaft hat die Staaten viel zu eng aneinander geschweißt, als daß der Profit des einen aus dem Bankrott des anderen einwandfrei wäre. Im Gegenteil: alle, wenn auch der eine mehr, der andere minder, sind sie in diesem gewaltigsten aller Kriege ohne Ausnahme Unterlegene gewesen. Früchte, die das Opfer der Millionen hätten aufwiegen können, trug das Massenschlachten niemandem ein — außer ein paar Hyänen der Schlachtfelder, die allenthalben vertreten waren. Es zeigte sich: Lüge wird nicht zur Wahrheit, das Unrecht nicht Recht. Der Bankrott des einen zog den des anderen nach sich; dieser Bankrott aber, wie er absoluter als radikales Defizit nicht gedacht werden kann, ist eben doch, wenn wir ihn von höherer Warte aus überschauen, ein Bankrott gewesen der von atheistisch-materialistischer Weltanschauung entgotteten Welt, ein Bankrott der von der Gottesfurcht frei gewordenen, dafür in Menschenfurcht verzweifelten entseelten Seele.

Krieg: Anarchie, insofern das irreligiös gewordene Lebensgefühl der Staaten sich selbst der sittlichen Herrschaft beraubt hatte. Krieg: die letzte Phase eines Denkens in Geld, wie es aus einer rein materialistischen Welt- und Lebensanschauung hervorgehen mußte — eine Geldtransaktion mit dem Einsatz eines bislang nie dagewesenen Massenaufgebots an Blut und Gedeihen der Völker. Krieg: das Fazit des Unglaubens, wie er sich aus dem Hinschwinden der Religion auf das Gefüge der Welt übertrug, indem Mißtrauen des Nachbarn wider den Nachbarn den Glauben und das Vertrauen der Nationen untereinander vernichteten. Krieg: die große Lüge des Atheismus in praktischer Nutzenanwendung, wie sie das wirtschaftliche und das politische Dasein Europas zersetzte. Krieg: der Triumph des

Antichrist, dem die Erde sich unterworfen hatte; nicht Sieg der einen oder der anderen Partei, sondern — in aller Realität doch wieder Geisteskampf, nämlich Sieg der Mächte der Finsternis, der Volksverzweiflung und des Völkerunfriedens über Frieden und Licht. Krieg: Gottes Geißel und Gottes Gericht „über den Menschen und die Erde, über die Nationen und die Erde um des Menschen willen.“ Krieg — Gottes Antwort auf den Bau der Stadt in den Wolken: Ihr könnt eher eine Stadt in die Wolken bauen, als Völker ohne Religion regieren.

Krieg aber auch: Gottes Antwort auf die Sehnsucht des Menschen, aus der dumpfen Gebundenheit, in die der Materialismus das geistige und mit ihm das reale Dasein geschlagen hatte, irgendwie wieder herauszukommen, unter der Einwirkung eines ungeahnt Ungeheuren die Last von der Seele weichen zu fühlen, durch den Anprall starken, heftigen Erlebens neu zu erwachen zu eigenem Leben aus der Todesstarre der Mechanisierung. „O gäbe es Krieg!“ rang ein Aufschrei sich los bei Gustav Sack, einem der jüngeren Poeten: „Käme der Krieg! In gleißenden Volkentürmen lauert er rings —: erwachte ein Sturm, der ihn aufjagte aus seiner lauernden Ruhe, daß er über uns kommt in seiner schwarzblauen Wetternacht, mit seinen Schwefelwinden, seinen goldenen Blitzen! Volk gegen Volk, Land gegen Land — e i n Stern nichts denn e i n toben- des Gewitterfeld, eine Menschendämmerung, ein jauchzendes Vernichten —! oh, ob dann nicht ein Höheres...“ Manches daran mochte Überschwang sein, erklärbar und — verzeihlich aus Unkenntnis der furchtbaren Wirklichkeit, mit der dann das so ausgezeichnet ästhetisch geschilderte tobende Gewitter nachmals über Länder und Völker hereinbrechen sollte, aus einem kaum einmal Ahnen dessen, was keinesfalls als jauchzendes Vernichten einer heroischen Menschendämmerung angesprochen werden konnte, was vielmehr ein Untergang war — durchaus bössartig und gar nicht pathetisch. Die Farbenmischung fiel doch etwas anders aus, als auf der Palette des Dichters, der in die schwarzblaue Wetternacht goldene Blitze hineinzucken ließ. Vier Kriegsjahre und darüber, mit Stellungskampf und Hungerblockade, unendlich lähmend, zermürbend: zum Jauchzen war das wohl nicht. Und doch: wenn wir das Phantasiegemälde Gustav Sacks derart kritisch betrachten — übersehen dürfen wir andererseits nicht, worauf diese wohl übertriebene,



aber aus einem vollen Herzen geschaute Vision einer einzigen Menschendämmerung hinausläuft. Auf etwas, das der Dichter, den Satz mitten inne seltsam verhaltend und jäh abbrechend, kaum anzudeuten wagt, geschweige denn, daß er es vernehmlich machen, es laut werden lassen möchte: „Oh, ob dann nicht ein Höheres . . .“ Die ganze verzweifelte Sehnsucht der Zeit aus ihrer Verzweiflung heraus, ihr Aufverlangen aus den Niederungen zu — etwas Höherem ist hier zu einem ekstatisch stammelnden Aufschrei geballt.

Der Krieg: Gottes Antwort auf diesen Ruf nach Erlösung, der in vielen, den Besten lebendig wurde. Anders zwar, als die Menschheit sie sich erträumte, jedoch von jener überzeugenden Logik, die nicht in einem als unausweichlich vermeinten Schicksal, wohl aber in aller von ewigem Ratsschluß bestimmten Entwicklung ist. Im Krieg vernimmt der Arbeiterdichter Heinrich Versch — dem wir jenen, von inbrünstiger Vaterlandsliebe eingegebenen, allgemein bekannten „Soldatenabschied“ verdanken: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!“ — die Rede, in der Gott zu den Menschen spricht. Donnerworte der Ewigkeit sind es, die hinfahren über eine verlorene Welt. Wird sie sich dessen, zu dem sie von Gott berufen war, wieder besinnen?

Menschlein, ich rief dich: Da war ich in der Blumen duftendem Blühn.

Ich rief dich mit meiner stillen Sterne einsamem Glühn.

Ich rief dich: Ich kam im seligsten Frühlingswind, —

Ich kam in Licht und Sonne, in Tau und Regen, — und suchte dich, mein Kind!

Menschlein, ich rief dich: Da sang ein Vogel im grünen Laube dir.

Ich rief dich: Ein Kind ging vorüber in Unschuld und Jugendzier, —

Sprach ein Bettler dich an, kamen Menschen zu dir, die arm, schwach und blind:

Ich war in Unschuld und Jugend, in Alter und Elend und suchte dich, mein Kind!

Menschlein, ich rief dich: Ein Bauer schritt stark hinterm blinkenden Pflug.

Ich rief dich, da war ich der Mann, der in der Schmiede das glühende Eisen schlug.

Mit tausend demütigen Frauen geh ich in die Fabriken, wenn  
der Tag beginnt:

Bahnzüge eilen durchs Land, Schiffe gleiten im Strom: ich  
suche dich, mein Kind!

Ich rief dich in den Städten von Stahl und Stein: sie reden  
mit hohen Schlotarmen in den Himmel sich auf, —  
Aber noch höher beteten Domtürme wie gefaltete Hände in die  
Lüste hinauf.

Ohne Licht, ohne Lust dunkeln Straßen, wo das Elend schreit,  
das die Hölle auf Erden find't;

Mönche und Nonnen heben sich, chorälesingend, zum Kreuz em-  
por: ich suche dich, mein Kind!

Alles, was die Vorkriegszeit an sozialen und wirtschaftlichen,  
an technischen und an Problemen auch der reinen Wissenschaft  
in sich bewegte, alle die Fragen, an denen sie, ohne eine Lösung  
zu finden oder auch nur zu wollen, leichtfertig vorüberging: in  
diesem Rufen des lebendigen Gottes nimmt es noch einmal  
Gegenwart an. In allem war er: in jedem Fortschritt, in  
Mensch und Natur, Kind und Blume, dem Armen, den er der  
Fürsorge des Mitmenschen anempfahl, in dem Bauer hinter  
dem Pfluge und — im Geläut der Dome über dem Lärmen der  
dunklen Städte. Alles war seine Predigt, die Predigt einer  
suchenden, das Menschlein Mensch aus großer Güte und Warm-  
herzigkeit an sich rufenden unermesslichen Liebe: Ich suchte dich,  
mein Kind! — In keinem Kriegsgedicht ist der Sinn des Krie-  
ges so sicher erfaßt, so eindringlich erfahren und in einzigartig  
erschütterndem Ausdruck mitgeteilt worden. In keinem anderen  
wird es uns so deutlich zu Bewußtsein gebracht, wie der Krieg,  
der zwar nicht die ultima ratio aus Menschenverstand hätte  
werden brauchen — die ultima ratio war einer göttlichen Weis-  
heit, die auf andere — liebende — Weise die Menschheit nicht  
mehr zurück zu gewinnen vermochte. Ich rief dich, so heißt es  
weiter, in dem edlen Gebilde des Künstlers, in Liedern von  
begnadetem Mund, in der Orgel, im Ton der Geige, in deiner  
Sehnsucht, in deinem Heimweh und in deinem Hoffen. Du  
aber — über dem Golde und dem Besitz, den du dem Blut-  
schweiß der Armen erpreßtest, in deinen Städten, in die deine  
Industrie sie pferchte hinter Mauern von Stein — vergaßest du  
mich. Da ward Gottes verachtete, von dir immer wieder zurück-  
gestoßene Liebe zu Gottes Gericht:

Menschlein, jetzt komm ich in Donner und Bliz, — jetzt fließ  
ich in Strömen von Menschenblut, —

Jetzt mach ich zu Staub dein Haus, in Felsen zersplittert dein  
kostbares Gut.

Mit dem Blute Millionen unschuldiger Menschen wasch rein  
deine Seele ich, —

Ich schreie aus Schmerzen und Wunden! Aus Mutter- und  
Kindesleid, — und jetzt erkennst du mich?

Du, ich nenne dich nicht! Um dich mußt all das Bittere ge-  
schehn.

Ich kam in Blühn und Gesang, in Armut und Glück, — du  
wolltest mich nicht verstehn.

Jetzt rettet dein Leid dich nicht. Du hast mich nicht einmal ge-  
sucht!

Hörst du das Weh? Siehst du das Blut? — Ich nicht, du selbst  
hast dich ewig verflucht.

Erschütternd ist diese in allem werbende Liebe Gottes, deren  
förmlich zu greifende Offenbarungen das Menschlein Mensch  
nicht wahrnehmen w o l l t e, in diesem Gedicht zu einem seelisch  
wie künstlerisch vollendeten Ausdruck gestaltet worden. Du hast  
mich nicht einmal gesucht! Das bricht den Stab über jene äußer-  
lich so glanzvolle, innerlich seelenverarmte Epoche. All-Ich-  
Vollkommenheit, Selbstvollendung: die stolzen Schlagworte  
jener dem Niedergang rasend zueilenden Zeit. Nun reißt Gott  
den Menschen aus der maßlosen Überhebung seines Über-  
menschentums, das nach den Sternen griff und im Symbol der  
Wolkenstadt das Paradies auf Erden zu gründen gedachte,  
herab ins Bewußtwerden dessen, wie wenig Menschenwerk und  
Menschenwille bedeuten. Furchtbar wird Gottes eifrige, zür-  
nende Liebe: „Ich nicht, du selbst hast dich ewig verflucht.“

An jeden Einzelnen ist es gerichtet: „Du, ich nenne dich nicht!“  
Weil ohne Ausnahme alle davon getroffen werden; d e i n e t z  
wegen das Bittere, das Leid und die Schmerzen, der Verfall  
deiner Habe, die du in der Materie so unveränderlich fest ge-  
gründet wähest; d e i n e r Sünde zur Sühne das Blut Mil-  
lionen unschuldiger Menschen zum Opfer gebracht... „Und  
jetzt — erkennst du mich?“

W a r d Gott erkannt? — In der Vorrede zu seinen weit  
verbreiteten „Dreizehn Büchern der deutschen Seele“ nennt  
Wilhelm Schäfer den Krieg einen „Kampf um den Futtertrog,



in den die abendländischen Völker blind und leichtfertig hinein-  
 tappten. Die in der Ausbeutung der Erde und ihrer Völker  
 stillschweigend einträchtigen Raubtiere von Europa kamen um  
 den Raub ins Beißen: deshalb war Krieg, deshalb brannten  
 die Dörfer, deshalb fuhr eine Raserei des Hasses in die angeb-  
 lich christlichen Völker, deshalb wurden die Massen des Erdballs  
 vor die Kanonen gerufen.“ Der Krieg — Gottes Sprache: er  
 hätte kein Beißen um den beneideten Raub, kein Kampf um  
 den Futtertrog sein oder bleiben brauchen, wäre er in höherem  
 Sinne begriffen worden als ein die Donnersprache der Ewigkeit  
 predigendes Gericht. Der Krieg: eine ultima ratio der gött-  
 lichen Liebe. Man erkannte sie nicht. Im Zeichen des Gottes  
 Sprache nicht mehr verstehenden, weil ihrer nicht mehr ge-  
 wohnten Materialismus, der Gott als eine das Dasein lenkende  
 Lebensmacht aus dem Dasein gestrichen hatte, ist auch der Krieg  
 Auseinandersetzung lediglich technischer Kräfte — Materialkrieg  
 geworden.

## 2. Der Sieg der Gewaltlosigkeit

„Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!“  
 sang Heinrich Lersch. Das war Kriegsbeginn. Ein anderer  
 Arbeiterdichter, Karl Bröger, legte ein Bekenntnis ab, das gleich-  
 falls in aller Munde war:

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,  
 Bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.  
 Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,  
 Auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort  
 Deutschland.

Nicht besser als in den beiden Gedichten läßt die Stimmung  
 sich wiedergeben, die in jenen Augusttagen von 1914 in deut-  
 schen Landen allgemein herrschend war, jene tief inbrünstige  
 Begeisterung, mit der ein zu hohen Taten, zu letzten Opfern  
 williges, in seiner heiligen Liebe zur Heimat bedrohtes Volk in  
 den Kampf zog. Darin war nichts vom Geist des Materialis-  
 mus, dem Geist egoistischer Dekadenz. Alle eigensüchtige Selbst-  
 vollendung war wie mit einem Zauberschlage abgefallen vom  
 Einzelnen wie von den Massen. Siegesbereitschaft — Todes-  
 bereitschaft in ihnen allen, die hinauszogen, im Feld ihren

Mann zu stehen, zu Schirm und Schutz der Vatererde, dem Vaterlande. In allen e i n Herzschlag, e i n Glaube.

Ja, auch der Glaube schien wieder erwacht zu sein. Wir erinnern uns jenes Tages, an dem die Stimmen der Glocken von den Türmen der Kirchen und Dome herab die Botschaft des Krieges über das Land und die Städte riefen. Manchen einen, der sich der Autorität der Bibel entwachsen wähnte, zwang ihre, an Sonn- und Feiertagen so oft achtlos überhörte eherne Sprache, die nun seine Seele traf, in die Knie. Die Kirchen waren gefüllt von einer in atemlosem Ernst feierlich gesammelten Menge, die zusammengeströmt war, in einer Welt, die ein, in seiner ungeheuren Tragweite noch unbegriffenes Ereignis aus den Angeln gehoben hatte, den festen Boden zu suchen, der unter den Füßen plötzlich gewichen war. Der Übermensch empfand sich mit einem Male wieder als Menschlein, ausgeliefert dem Ansturm übermächtiger Gewalten, denen gegenüber all seine, eben noch selbstsicher und eitel behauptete stolze Persönlichkeit hilflos gleich einem Wack im Orkan war. Einer Predigt gedenke ich, der ersten Kriegspredigt jener, für jeden, der sie erlebte, unvergeßlichen Tage: wie der Prophet den zertrümmerten Altar Jehovas vor Israel wieder errichtet. — Die zerbrochenen Altäre erstanden neu.

In unvergleichlichen, bewunderungswürdigen Siegen gab Gott sein Ja und Amen zu dieser Geisteserweckung. Menschlein, ich rief dich! Noch einmal galt es die Probe: würde das deutsche Volk, in Not zu Eisen geschmiedet, fortan ein Volk Gottes sein?

Die Begeisterung, hat Bismarck einmal gesagt, lasse sich nicht einpöfeln. Mit dem weiteren Vorrücken einer, zu immer längerer, immer schwererer Prüfung lastend anwachsenden Dauer mußte sie weichen. Das konnte nicht anders sein, und es wäre auch keine Niederlage gewesen. Wäre dem deutschen Volk nur der G l a u b e erhalten geblieben — nicht bloß der Glaube an Sieg, sondern die stille, durch nichts zu erschütternde Festigkeit einer lauterer Überzeugung, eines Willens, der zäh, unangreifbar die gerechte, von Gott selber vertretene Sache vertritt. Mit Gott im Bunde wäre das deutsche Volk auch gegen die Überzahl seiner Feinde eine unsiegbare Majorität gewesen. — Abermals ist Gott aus dem Bunde verstoßen worden. Der Glaube an ihn schwand dahin; ein Glaube, der kein starker Besitz ge-

wesen, der verloren ward — kaum minder rasch, als man ihn in der ersten aufrauschenden Begeisterung flüchtig gewonnen. Die Materialschlacht konnte entscheiden, weil zuvor in den Herzen der Materialismus seine Entscheidung getroffen hatte zu einem: Und ihr habt nicht gewollt.

Der Krieg: Gottes vernommene Stimme, Gottes erkanntes Gericht — geht aus in einen scheinbar völligen Sieg des antichristlichen Atheismus. Die Selbstsucht behauptet das Feld, das nun nicht ein Feld der Ehre mehr ist, sondern ein Feld der Lüge. Da schickt einer, der 1914 den Heldentod pries, am Abschluß des gigantischen Ringens den „Schrei in die Welt“:

„Auf dem Felde der Ehre gefallen.“ —

Wie lange sollen und wollen wir noch, von allen Leidend errungenen Menschheitsjahrtausendgedanken verlassen, Wie schwachsinrige Greise solche Worte lügen und lassen! —

„Auf dem Felde der Ehre!“ — Diese Schädelstätte von Mord, Gepflügt und gepflegt von geldstinkenden Händen und Lügenwort? —

Von neuem machen sich die alten „Menschheitsjahrtausendgedanken“ eines die Welt zum Einklange mit sich selber weiterführenden Fortschritts geltend, die „Selbstbesinnung“ kehrt zur Selbstvollendung zurück. Man ist nicht mehr bereit, sich einer höheren Idee oder Sache zum Opfer zu bringen. Râme der Krieg... Ob dann nicht ein Höheres?... hatte jemand vor Zeiten in Sehnsucht nach dem befreienden, reinigenden Sturme gefragt. — An ein Höheres wollte man glauben; nur daß dieses „Höhere“ wie einst in den Tiefen des irdischen Daseins gelegen war. Ihm wollte man leben, aber nicht sterben müssen.

Die „Menschheitsjahrtausendgedanken“ gewinnen die Oberhand. So erklären sich die wehleidigen, bleichen Pazifistenträume derer hinter der Front oder solcher, die vor dem Ruf zu den Waffen in das neutrale Ausland geflüchtet waren. Wie sie etwa in den „Weißen Blättern“ Form und Gehalt annehmen, die René Schickel in der Schweiz mit Gleichgesinnten herausgibt. Darin wird vom Beginn einer neuen Welt, einer neuen Menschheit gesprochen, deren Gesicht sich herauslöst aus dem Atmosphärendruck der Angst und Lüge als das Gebilde einer schöneren künftigen Vollkommenheit: „Das Gesicht einer Kreatur, überirdisch glänzend... Und dennoch erdhast gebunden.



Jetzt macht er ernst, der Mensch. Endlich. Ernst mit sich, der leben will für sein Glück. Es gibt nur das eine und unteilbare Glück des Menschen, an dem alle teilhaben . . . Jetzt! Beginnen wir, befreit vom Gepäck des Mittelalters, den Marsch in die Neuzeit! Los!“

Jetzt? . . . Sind es denn nicht dieselben „Menschheitsjahrtausendgedanken“, die schon die Jahrhundertwende bewegten? Ist es nicht das gleiche Idol vom Paradieseszustand auf Erden, der sich nunmehr, in einer dem ungeheuren Kriege folgenden ungeheuren Revolution durchsetzen soll? Das gleiche Idol des aus sich selbst den Erlöser gebärenden Menschen, der hier als „Kreatur“, irdisch gebunden, aber doch schon erstrahlend in überirdischem Glanze, gezeichnet wird? Ist es nicht die nämliche Ablehnung aller überkommenen Autorität, als eines Gepäcks aus dem Mittelalter, dessen man sich für den nun endlich beginnenden Vormarsch in die neue Zeit möglichst schnell zu entledigen hat? Die nämliche Proklamation des Glückes als einziger, unteilbarer Pflicht? — Jetzt? Als ob damit ein Neues verkündet wäre!

Da entdeckt Leonhard Franck, auch einer aus dem Bunde der Propheten, die in den „Weißen Blättern“ ihre Offenbarungen niederlegen, die einfache Lösung, die Wunderformel, die alle Kriege, all das gegenseitige Sichbelauern und Massenmorden der Völker aus der Welt schaffen könnte, in einer aus allgemeiner Menschheitsliebe geborenen Verbrüderung, die alle Nationen umfaßt: „Wir sind verblendet und Mörder, weil wir den Gegner außer uns suchen und zu finden glauben. Nicht der Engländer, Franzose, Russe und für diese nicht der Deutsche, sondern in uns selbst ist der Feind. Und wir sehen deshalb in anderen Menschen den Feind, weil der tatsächliche Feind etwas ist, das nicht da ist.“ — Eine eigenartige Philosophie, die von denen, die das tatsächliche Dasein dieses, von Leonhard Franck auf so einfache Weise aus der Existenz gestrichenen Feindes im Donner der Schlachten, dem Rattern der Maschinengewehre, beim Einschlag freipierender Granaten denn doch zu spüren bekamen, allerdings kaum so ganz geteilt worden ist. Der friedfertige Phantast fährt fort: „Das Nichtvorhandensein der Liebe ist der Feind und die Ursache aller Kriege,“ eine freilich ganz unbestreitbare Wahrheit, in der man ihm schon eher beistimmen muß. „Ganz Europa weint, weil

ganz Europa nicht mehr lieben kann. Ganz Europa ist wahnsinnig, weil es nicht lieben kann. Oder ist es nicht Wahnsinn, wenn ihr euch freut über die Notiz: zweitausend französische Leichen lagen vor unserer Linie? Ist die Einwohnerschaft von Paris nicht wahnsinnig, wenn sie sich freut über die Notiz: zweitausend deutsche Leichen lagen vor unserer Linie? Wir schreien vor Schmerz, oder die Augen bleiben trocken vor Schmerz, wenn unser Sohn fällt. Solange wir nicht ebenso vor Schmerz schreien, wenn ein Franzose fällt, lieben wir nicht. Solange wir nicht fühlen: ein Mensch, der uns nichts getan hat, fiel und starb, solange sind wir Wahnsinnige. Denn dieser Mensch, der fiel und starb, hatte eine Mutter, einen Vater, eine Frau, die vor Schmerz schreien. War ein Mensch. Wollte so gerne leben. Und mußte sterben... Und dabei — war das Ganze so einfach, so selbstverständlich. Aber die Menschen hatten sich von der Selbstverständlichkeit weggestellt. Sie hatten die Liebe einfach vergessen, wie man seinen Schirm stehen läßt. Man braucht ja nur zu lieben, dann fällt kein Schuß mehr. Dann ist der Friede da. Kinder sind wir dann auf unserer Erde.“ — Man braucht nur zu lieben, dann ist der Friede da. Wirklich sehr einfach; wenn es nur — einfach wäre!

Waren sie etwa nicht Idealisten, diese himmelblau weichen, in ihrer Empfindsamkeit seligen Schwärmer, die das furchtbare Sphinxrätsel des Krieges aus dem Leben der Menschheit glaubten forträumen zu können, indem sie den tatsächlichen Feind schlechtweg leugneten, als etwas, das gar nicht vorhanden wäre? War ihr Zukunftsglaube etwa nicht — Glaube? War es nicht etwas Schönes und Keines um diesen ehrlichen, ernsten Willen, die Liebe zum Grundgesetz aller Handlungen zu erheben? — Das alles war ja ganz in einem geradezu christlichen Sinne gesprochen, nur — daß man Christus selber dabei vergaß, daß man erneut dem gleichen Irrwahn, der die Jahrhunderte wende besessen hatte, nachjagte, indem man die Stadt in den Wolken baute — das dritte Reich nicht Gottes, sondern des heilig gewordenen Menschengestes. Immer wieder, bis auf die heutige Gegenwart stoßen wir auf diesen, vielleicht im Einzelfall durchaus nicht unsympathischen, aber jeder Realität entbehrenden verstiegenen Glauben an das radikal Gute im natürlichen Menschen, statt daß der Wahnsinn des Krieges, den auch

der Christ ganz gewiß als Wahnsinn ansprechen muß, der vernünftigen Einsicht in das radikal Böse eines Trachtens von Jugend auf den Weg frei gemacht hätte.

Revolution des mündig gewordenen Menschen, Auflehnung ganzer Völker gegen jegliche vermeinte Gewalt irgendwelcher abgebrauchter und abgewirtschafteter Autoritäten: davon träumten diese modernen Romantiker, bei denen es, ganz wie bei ihren Vorläufern vor hundert Jahren, „Tränen regnete“, sobald sie mit der harten Wirklichkeit in Verührung kamen. Nachdem laut „Beweis“ der Naturwissenschaften die überirdische Autorität Gottes hinfällig geworden war, war es lediglich ein Schritt weiter zur Aufgabe auch jeder irdischen Autorität; ein Volk, ohne Religion regiert, mußte geradezu dahin kommen, auch auf sie zu verzichten. Gleich der Autorität der Bibel durfte die Autorität des Staates nicht nur als überflüssig erscheinen, sie stand darüber hinaus jeder fortschreitenden Entwicklung hindernd im Wege, als letztes Rudiment eines aus dem Mittelalter überkommenen, in die neue Zeit der Aufklärung nicht mehr eingehörigen Bedürfnisses nach Unterordnung. Alle Menschen werden Brüder, über denen Freude — Glück als Pflicht, die schöne Tochter aus dem Elysium waltet! Was sollte da überhaupt noch eine über dem Einzelnen stehende Macht der Gesellschaft, was die des, durch willkürlich gesteckte Grenzen den Bruder vom Bruder widersinnig trennenden Staates? Um den kommenden Paradieseszustand auf Erden zu verwirklichen, nachdem man lange genug davon geträumt und darüber gesprochen hatte, war nichts weiter nötig, als das „einfache“ Niederreißen der Schranken, wie sie in der überlebten Vorstellung der Nationen und Rassen bestanden. Revolution: sie war die letzte Etappe auf dem Marsch zum verheißenen Erlösziel einer Selbstbefreiung der all-ich-vollkommenen Menschen. Revolution: der Sieg der Gewaltlosen über die starre Gewalt — Triumph der herrlich weit vorgeschrittenen Menschheitsjahrtausendgedanken.

Nicht mit dem Kriege erst war dieser Gedanke gekommen. Er lag sozusagen längst in der Luft. Ganz abgesehen von den, auf den Umsturz hinstrebenden, breiten Massen der politisierten und fanatisierten Sozialdemokratie, hatte er in den Kreisen der großstädtischen Gehirnintelligenz lange vor Ausbruch des Völkerringens Wurzel geschlagen. Den Sozialdemokraten hatten die



geistigen Sozialaristokraten und Edelanarchisten Schild- und Waffenträgerdienste im Vorkampf geleistet, genau so, wie die gebildete Wissenschaft dem das seelische Massenempfinden vergiftenden Atheismus das Rüstzeug zur allmählichen Materialisierung der Welt geliefert hatte. Auch der sozialen Dichtung jener Führer der Jahrhundertwende sei noch einmal gedacht, an Dehmel, Wille, Gerhart Hauptmann; weiter aber auch jener gedanklichen Revolutionäre mehr der Theorie als der Tat, wie sie als eine, der Kritik der Urteilskraft bare Jugend in den literarischen Teegesellschaften und Salons zu Berlin nicht anders vertreten war, als in Paris, Rom, Madrid, Petersburg oder Moskau.

Ein typisch deutsches Beispiel: der hochbegabte, durch einen Unglücksfall — er ertrank 1912 vierundzwanzigjährig beim Schlittschuhlauf in der Havel — zu früh dahingeraffte Georg Heym. Man lese seine, bei aller ins Grauensvolle verzerrten Exzentrität packende Schilderung vom Ausbruch der Revolution in der Geschichte: „Der fünfte Oktober“. Darin ist uns bewahrt ein genaues Bild der Vorstellungswelt, wie jene Schwärmer es mit dem Begriff einer Revolution verbanden: „Ein unsichtbarer Führer führte sie; eine unsichtbare Fahne wehte vor ihnen her, ein riesiges Banner wallte im Winde, das ein ungeheurer Fahmenträger vor ihnen hertrug. Ein blutrotes Banner war entfaltet. Eine gewaltige Drifflamme der Freiheit, die mit einem purpurnen Fahmentuche im Abendhimmel vor ihnen vorausflackerte wie eine Morgenröte.“ — Bemerkenswert ist daran im besonderen, daß ausdrücklich von einem „unsichtbaren“ Führer gesprochen wird, da es eines wirklichen ja nicht mehr bedarf, wo sie doch alle Brüder geworden sind, die ein gemeinsames Denken und Fühlen, e i n Streben nach e i n e m Ziel zusammenschweißte. Männer und Weiber, Arbeiter, Studenten und Advokaten: kein Unterschied mehr in Klasse und Rang — ein einziger großer Zug, der e i n e m Feldzeichen folgt, Schulter an Schulter, „waffenlos“, e i n e Führerschaft „ohne Kommandanten“: „Der Mensch war in ihnen erwacht.“ Tausend Köpfe im brennenden Abendrot, ein unzähliges leuchtendes Meer: „Das war der Abend, wo der Sklave, der Knecht der Jahrtausende seine Ketten abwarf und sein Haupt in die Abendsonne erhob, ein Prometheus, der ein neues Feuer in seinen Händen trug... Aber die gewaltigen Pappeln der

Straße leuchteten wie große Kandelaber, jeder Baum eine goldene Flamme, die weite Straße ihres Ruhmes hinab.“

Man achte darauf, wie der junge begeisterte Dichter sich darin gar nicht genug tun kann, seine Vision mit schmückenden Beiworten und gesättigten Bildern zu verbrämen, um die volle Gewalt des Eindrucks hervorzufehren, der von dieser Masse Mensch ausgehen soll, wie sie ohne Waffen, gewaltlos ihre Straße einherzieht. Die gleiche Vorstellung damals schon, der wir dann in der Dichtung des Nachkriegs und der Nachrevolution immer wieder begegnen, bei Toller, bei Wangenheim, bei Steindorff oder Rubiner, bei Frits von Unruh oder Rolf Lauckner, und wie alle sie heißen mögen, deren Zeitausgeburten im Schoß einer schnelllebigen Epoche längst schon wieder begraben wurden.

Waren sie keine Idealisten? — Nicht viel anders wie Georg Heym mochte der junge Schiller die erste Kunde von der Revolution in Frankreich begrüßt und gefeiert haben, bis die Wahrheit der dort von den entfesselten Horden verübten Gewaltsamkeiten und Greuel ihn empört und schauernd sich abwenden ließ von der rohen Realität eines Geschehens, dessen Auswirkungen sein Idealismus sich nicht hatte träumen lassen. Als einen „ewigen Traum von Größe“ kennzeichnet Heym seine dichterische Vision, womit er andeutet, daß seine Schilderung kaum mehr das historische Ereignis betrifft, als vielmehr ein Symbol der Sehnsucht ist, die eine aus Menschheitsjahrtausendgedanken dämmernde nahe Zukunft erwartet.

Hätte er sie erlebt — es wäre ihm ähnlich wie Schiller oder auch wie vielen Zeitgenossen seiner eigenen Generation ergangen, die vor dem grauenvollen Ergebnis entsetzt zurückwichen und seither stiller geworden sind. Was Revolution bedeutet — wir erfuhren es nicht in Deutschland etwa, wo sie in einem Lohnkampf der Futtertroginteressenten versandete, sondern im Rußland des „toten Punkts“, der nicht mehr halben Resignation, sondern ganzen Verzweiflung.

Welche Erfüllung haben die utopistischen Traumwünsche, die mit Aufhebung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung an den Anbruch eines goldenen Zeitalters glaubten, in der Wirklichkeit des Sowjetstaats angenommen? — In der Vossischen Zeitung vom 6. März 1928 berichtet Reichsminister und Mitglied der demokratischen Reichstagsfraktion Erich Koch-Weser aus

eigener Anschauung: „Zerstört ist allerdings die ruhige und gesicherte bürgerliche Lebenshaltung. Trotzdem sind die sozialen Abstände nicht geringer als in Westeuropa. Denn es gibt hier wiederum ganz unten Schichten, in denen das Elend und die Unsicherheit der Lebensumstände unendlich viel größer sind als in irgend einer Schicht im Westen Europas. So viele zerlumppte, hungernde und arbeitslose Menschen habe ich noch nirgendwo in der Welt angetroffen. Dabei ist das Elend in diesem kalten und rauhen Lande viel bitterer und düsterer als etwa in Spanien oder Süditalien, wo eine goldene Sonne alles tröstet und verklärt. Die Versuche, der Allmacht des Geldes zu Leibe zu rücken, sind gescheitert. Geld ist Trumpf wie überall, und es ist hier manchmal noch wichtiger wie anderswo, weil es seltener ist. Man kann für Geld alles haben und ohne Geld nichts. Aber es ist verboten, Geld zu verdienen. Wer Geld hat oder verdient, ist verdächtig und mit einem Fuß im Gefängnis.“

Das Elend viel größer als irgendwo sonst. Dies die harte Wirklichkeit der phantastischen Stadt in den Wolken, dies der einzige Ertrag der Weltverbesserungssillusion aus dem Geiste des frassesten Materialismus. Und mit welchen Opfern ist die Zerstörung der Bourgeoisie erkaufte? — Im Dezember 1927 beging zu Moskau die berüchtigte „Tscheka“ — in äußerlich harmloser Aufmachung offiziell „Staatlich Politische Verwaltung“ genannt — das Fest ihres zehnjährigen Bestehens. Aus diesem feierlichen Anlaß gab die Sowjetregierung erstmalig ein genaues statistisches Material heraus über die Tätigkeit dieser Organisation des Grauens, deren Aufgabe darin besteht, alle etwaigen gegenrevolutionären Strömungen oder gar Anschläge aufzuspüren und im Keim zu ersticken. Seit ihrer Gründung hat sie unter den Gegnern der Umwälzung, die sich dieser nicht bedingungslos unterwarfen oder die auch nur in Verdacht des geheimen Widerstands kamen, erbarmungslos ausgeräumt, schrecklicher als der, im Vergleich zu diesen vertierten Greueln, die Brüder an Brüdern desselben Vaterlandes verübten, immer noch menschliche Krieg. Die Zahl dieser Opfer ist nunmehr, vorerst bis zum September 1921, authentisch festgelegt worden. Sie beträgt für diese vier ersten Jahre 1 766 118 Personen, die hingerichtet, beziehungsweise in den Gefängnissen und auf dem Transport oder in organisierten Überfällen ermordet wurden. Und zwar entfallen auf die einzelnen Schich-



ten der Bevölkerung die folgenden Anteile: 815 100 Bauern, 355 250 Angehörige der freien intellektuellen Berufe, 260 000 Soldaten, 192 350 Arbeiter, 8800 Ärzte, 6775 Lehrer und 1243 Geistliche. In dieser Blutliste sind mithin ausnahmslos alle Klassen und Stände, und nicht etwa vorwiegend die Intelligenz, vertreten. Obenein aber darf auch diese offizielle Statistik nicht einmal als vollständig gelten, indem bei der ungeheuren Ausdehnung des russischen Reiches, aber auch in Anbetracht der bekannten Unzuverlässigkeit der Sowjetbehörden eine in allen Punkten einwandfreie und lückenlose Statistik jener Schreckensjahre kaum geführt worden ist.

Bestimmte Zahlen über die Zeit seit dem Herbst 1921 liegen zunächst noch nicht weiter vor. Nach den Bekanntmachungen in der Sowjetpresse dürften sie sich jedoch in ungefähr richtiger Annäherung festlegen lassen, mit rund 38 000 Hinrichtungen für 1922, 112 000 für 1923, das Jahr des Bauernaufstands, und rund 80 000 für 1924. Seither ist die Kurve gesunken, doch hat sie für 1927 immer noch 9574 Opfer betragen.

So schaut das Bild der Gewaltlosigkeit der führer- und waffenlosen Massen in Wahrheit aus. Nach dem Selbstmord des Kriegs der europäischen und außereuropäischen Völker wider einander — der Selbstmord der Revolution zwischen Bruder und Bruder in ein und demselben Volk. Demgegenüber kann die deutsche Revolution mit ihren Spartakuskämpfen, so Entsetzliches in ihnen geschah, nur als ein schwacher Abflatsch lahmer westlicher Resignation bezeichnet werden. Bei uns ging der Kampf um den Futtertrog, an dem die vom Industrie-materialismus hysterisch besessenen Völker Europas miteinander ins Weissen gekommen waren, über lediglich in einen Kampf um den Futtertrog zwischen den einzelnen, das deutsche Volk repräsentierenden Parteien.

Der 9. November: Um in die Mentalität derer, die in ihm den Sieg ihrer Menschheitsjahrtausendgedanken feierten, einen Einblick zu gewinnen, sei nochmals der schon genannte Herausgeber der während des Krieges in der neutralen Schweiz erschienenen „Weissen Blätter“ herangezogen. René Schickele, der Grenzlanddeutsche aus dem Elsass, Sohn eines „alemanischen Bauern an Leib und Seele“ und einer französischen Mutter, legte das Bekenntnis ab: „Am 9. November war ich am glaubhaftesten, fast möchte ich sagen: nachweislich im Him-

mel. Ich glaubte, von nun an nie mehr allein zu sein, nie mehr an mir und den anderen zu verzweifeln. Zum erstenmal lag ich, geborgen, Deutschland am Herzen.“ Auch er betrachtet die Revolution als Idealist, in dem festen Glauben, daß in ihr die reine Idee triumphieren werde. Auch er sieht in ihr von vornherein nichts weniger als ein Balgen um das bessere „Futter“; was er von ihr erhofft, ist — eine Revolution der Seele. Und er, der im Kriege der Pflicht gegen das Vaterland, aus einem, bei seiner besonderen Abkunft und Lage vielleicht nicht ganz unverständlichen Konflikt heraus, sich durch die Flucht ins neutrale Ausland entzogen hatte, verlangt nunmehr von jedem revolutionären Befenner den Mut auch zur Blutzugehörigkeit, „sich abschachten zu lassen, nicht aber, andere dafür unter's Messer zu werfen.“ Der Gewalt schwört er ab um der Güte willen; auch nach ihm soll keine andere Gewalt mehr herrschen „als die der Herzen, der Überredung und des frohen Beispiels“.

Es bedarf keiner wiederholten Erläuterung, wie sehr diese Phantasten, die, weil sie sich selber glaubten, auch ihrem Volk und der Menschheit den Glauben an eine gewaltlose Zukunft entgegen brachten, enttäuscht worden sind. — Der erste Präsident der Vereinigten Staaten, George Washington, hat einmal die gleiche Meinung wie Plato vertreten, es sei unmöglich, ein Volk zu regieren ohne die Bibel. Noch unmöglicher ist es, verschieden geartete, von gegensätzlichen Interessen bestimmte Völker zur Eintracht zusammen zu zwingen ohne das in Gottes Wort niedergelegte Gesetz. Kein Gesetz der Menschenliebe vermag zur Brüderlichkeit und Allgüte zu erziehen, außerhalb des Gesetzes, das in dem Evangelium von Jesus Christus dargestellt worden ist. Daß Nationen und Rassen in Völkerbünden oder auf Grund einer Friedensliga sich untereinander gewaltlos verständigen können, ist Utopie.

Utopia aber bedeutet, trotz allen Entwachsenseins der Menschheitsjahrtausendgedanken aus Fesseln der göttlichen wie der irdischen Autorität, für das von Gott gesuchte, sich nicht von ihm finden lassende Menschlein Mensch immer noch wie vor dem: die Stadt in den Wolken.

### 3. Utopia sei dein Traum!

Utopia sei dein Traum, stets dich begleitender Wunsch,  
Deine Lichtgestalt!

schwingt und klingt der Triumphgesang der Neumenschlichkeit in einem Gedicht Johannes R. Bechers. Utopia: das ideale Traumland, dem sie entgegenstrebt — ein altes Wort für den von der Jahrhundertwende her vertrauten Begriff eines Paradieses aus der Kraft des Menschengelösers. Utopia: das Dritte Reich, in dem die Vereinigung zwischen Geist und Sinnlichkeit sich vollziehen soll; Utopia: ein letzter Überrest frank gewordener Romantik, nicht Ausgeburt einer starken, die Zukunft ergreifenden Phantasie, vielmehr das irre Phantom einer halt- und ziellosen Gegenwart, die aus ihren Ängsten und Nöten in gesteigerter Überempfindsamkeit sich krampfhaft in irgend einen, wenn auch noch so schemenhaft vagen Trugschluß hinein verliert, ohne sich selber klar darüber zu sein, wohin ihr Kurs eigentlich treibt, die darum hascht nach über den Wolken gelegenen Zielen. Wiederholt in der Literatur der Nachkriegsjugend taucht diese poetische Vorstellung auf, die sie beseligt, ohne daß sie darunter ein greifbar Konkretes versteht — im Gegensatz zu jenem Sir Thomas More, der im sechzehnten Jahrhundert lebte und in seiner „Utopia“ jedenfalls doch ein in vielen Punkten fundamentales, bis auf den heutigen Tag noch nicht überholtes Lehrgebäude des theoretischen Sozialismus geschaffen hat. Ihnen war es schlechthin das Idol ihrer schwachen, von Furcht in Zaghastigkeit hin und her jagenden, unbeständigen Träume.

Max Barthel preist 1919 in seiner politischen Lyrik Utopia als Stätte der Zuflucht aus dem Branden des Zeitmeers:

Utopia! umrauscht von Melodien,  
Selige Insel in des Zeitmeers Flucht!  
Umбетet und von Haß bespien.  
Wie habe ich nach dir gesucht!

Umrauscht von Melodien: die Rauschgefahr, der sie alle mehr oder weniger erlagen, die Idealisten jener Neumenschlichkeit, wie sie sich auf der schönen, seligen Insel, die es nur leider in der Wirklichkeit niemals gab, ansiedeln sollte, mit dem Zweck



der Allversöhnung zu einer unvergänglichen Harmonie im Leben des Einzelnen, im Leben der Völker, im Leben der ganzen Erde. Frohe Lieder der Neumenschlichkeit auf den Lippen, mit Psalmen und Hymnen, die des Menschenheilands Heimkunft dithyrambisch begrüßen, ziehen sie in feierlich erhabener Prozession ihrem weltabgeschiedenen Eiland, von dem aus sie die Welt zu erobern gedenken, entgegen — eine Welt, die aber nicht von ihren sanftmütigen Träumereien regiert wird, sondern — was sie ausnahmslos übersehen — von Versailler Verträgen. Die Wirklichkeit ist für sie einfach nicht da, weil sie von ihnen aus ihrem Denken heraus gedacht ist; in ihren Ideen erscheint sie so umgeformt, wie sie es wünschen und wollen, nur — daß ihr Wollen kein solches ist, aus dem eine starke Tat hervorzugehen vermöchte. Trotz eines, mit viel Lungenaufwand und unter mancherlei Drohung gepredigten Aktivismus ist in all ihrem Verkündigen von Aktivität gar wenig zu spüren.

Zuletzt wird der Rausch der von anderen unaufgenommenen Melodien für sie selber zur bitteren, verbitternden, aus der Schwermut der Resignation den Haß entflammenden bodenlosen Enttäuschung, zu einem Weltgift, dem sie ohne Hemmung und Widerstand, ohne Einsicht und Einsehenwollen erliegen. — Max Brod durchschaut diesen Taumel, der Deutschlands zivilisierte Junggeistigkeit in allgemeiner Umnebelung erfaßte, als einen Tanz ums „Güteplakat“, dessen Farben, im Gegensatz zum Inhalt der Verkündigungen, giftgrün gehalten sind:

Ihr plakatiert euer Güteplakat.

An allen Litfaßsäulen: Große Menschenliebe!  
Verbrüderung! Umarmt euch! Sonnenstaat!

Wäre nur eure Unterschrift nicht so giftgrün, —  
Gern glaubt ich euch! In euren Augenwinkeln  
Wär eigensüchtig nicht dies Lächeln und Verblühen! . . .

Ihr aber verpaßt, nur einmal einem Freunde  
Über das Haar zu streichen, — fragen, ob er schlafen kann.  
Ihr brüllt nur los. Für euer Gebrüll bezahlt man dann . . .

Weg, weg, ihr Larven, Erlösungs-Großbetrieb,  
Weg, Tourniquet des Gottesreichs, Elektroturbine Versunken-  
heit,  
Warenhaus „Zum großen Erbarmen“, Patent „Jenseits der  
Zeit“,

Weg, Tenorarie der Demut, Kino der Rettungstat,  
Plakat: „Ich revoltiere“ und vor allem: Inserat  
„Wie werde ich paradiesisch?“ O ihr, aus denen Lästung schreit,  
Ahntet ihr, was Gefühl ist, das Blick an Blicke reiht —  
Ihr wäret nicht so laut, so verlassen  
Laut, eure Liebe röche nicht wie parfümiertes Hassen,  
Ihr säntet einmal abends um, für Mutterstirn  
Und Kuß bereit — und Gott nicht gar so weit, so weit —  
Und unsere Zeit wäre nicht unsere Zeit.

Schärfer und unerbittlicher ist nirgend und nie dieses ganze, aus Hohlheit aufgeblasene Treiben der verbissenen Erlösungs-  
fanatiker und Paradiesenthusiasten charakterisiert worden, dieses reklamehaft aufgebauschte Gebaren der Kaffeehaus-  
und Zivilisationsliteraten, die ihr neues „Gottesreich“ anprei-  
sen wie ein „Warenhaus zum großen Erbarmen“, Gott und  
das Paradies ständig im Munde führen — und so gnadenlos  
gottesfern sind. Die lauten Halses die Liebe über die Gassen  
schreien, im Fanfarenton der Plakate und Inserate, und keine  
Ahnung haben, was Liebe, die in der Stille wirkt, in Wahrheit  
bedeutet. Deren Hassen nicht einmal ganz und großartig aus-  
fällt, vielmehr parfümiert anmutet, deren Anbetung ihrer  
eigenen Vollkommenheit sich kund tut im Hohn und der Ver-  
lästerung dessen, was anderen heilig ist. Ahntet ihr, sagt der  
Dichter, — ihr wäret nicht so laut! Ahnung aber ist nicht in  
ihnen, trotz all ihrer, weil nicht in Überzeugung erlittenen und  
erlebten, so mit desto größerer Stimmfestigkeit vorgetragenen  
Ideale; nicht die Sehnsucht, anderen zu helfen, hat diesen Form  
und Umriß verliehen, sondern einzig die Ichsucht, sich selbst  
etwas zugute zu tun. Ein leeres Gaukelspiel schlimmer Komö-  
dianten — dieser ganze Erlösungs-Großbetrieb, der sich durch  
das Gebrüll bezahlt macht. Ein Verblühen dieses Lächeln, das  
nur der Eigensucht Weihrauch streut.

Eigensucht: damit trifft Max Brod den Kern der modernen  
Sünde, damit dringt er ins Zentrum des Zivilisatorischen ein,  
in die Herzkammer der mechanisierten Gottesferne. Hier liegt  
der Grundschade der utopistischen Welt, die sich als Gottesreich  
ausgeben möchte und dem Menschen des Materialismus zur  
selbstgeschaffenen Hölle geworden ist. Wäret ihr wirklich von  
Liebe durchdrungen: Gott wäre nicht gar so weit — und unsere  
Zeit nicht unsere Zeit.

Verfolgen wir einmal den Paradiesweg der neuen Menschheit, wie er sich im geistigen Niederschlag der Nachrevolution abzeichnet, von seinem Beginn bis zum Ende. Wir werden dabei erkennen, wie es auch auf ihm nicht hinausgeht über den toten Punkt, wie der Aufstieg zur Stadt in den Wolken zu keinem anderen Ziele hinführt, als zu dem der ganzen Verzweiflung eines mit sich selber die Welt und die Menschheit vernichten wollenden pessimistischen Nihilismus. Nichts Neues stellen wir fest, als das alte Ergebnis: ohne Gott kein Blühn auf Erden! Mit dem Glauben an ihn muß letztlich auch der Glaube an alles Menschentum schwinden. Das Ende ist hoffnungslose Verzweiflung, in gleichem Maße für das Leben des Einzelnen wie für das Leben der Völker. Europa steht vor dem Selbstmord: so lautete das Verhängnis, unter dem der alte Kontinent in den Weltkrieg eintreten mußte. Nun werden wir an der Betrachtung des neuen Menschen der Nachkriegsepoche den Selbstmord des Einzelnen sich tragisch vollenden sehen.

„Neu“ ist das Ideal der „neuen“ Menschlichkeit wiederum nicht.

**Aber in jedem geborenen Menschen  
Ist mir die Heimkunft des Heilands verheißen:**

Wenn Franz Werfel sein Lied der Neumenschlichkeit in solchem Frohlocken anstimmt, so ist diese Raufschmelodie nur das alte Motiv der Jahrhundertwende von ihrem Menschen-Messias. Wir erinnern uns seiner bei Richard Dehmel:

Gott ist der Mensch, auf den wir hoffen!

Uns ging kein Paradies verloren,

Es wird erst von uns selbst geboren.

Die Nachkriegsdichtung weist demnach in ihrer Grundthematik keine eben neuen Einfälle auf, nur daß jene Illusion, die ehemals, in einer Zeit verhältnismäßigen Wohlergehens, lediglich engere Kreise zu beschäftigen vermochte, nunmehr, im allgemeinen wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenbruch, der Sehnsucht weitester Massen Ausdruck gibt, aus der jetzt auch äußerlich, im politischen Schicksal wirksam gewordenen Verflavung heraus zu kommen. Da es der todwunden Generation an eigener Kraft gebricht, einen selbständigen Ausweg zu finden und auch zu beschreiten, erwartet sie ihre Erlösung von dem unmittelbar nahe gewählten Erscheinen eines mystischen Wunder-



täters, des neuen Menschen, der in den Köpfen der Utopisten geradezu eine beherrschende Form annimmt.

Herz, frohlocke:

Es lebt ein Mensch!

bejubelt Franz Werfel des anderen Güte, die ihn selber erlösen soll aus dem Gefühl seines Einsamseins.

Sei begrüßt:

Du! Mensch!

entbietet Johannes N. Becher den Willkommengruß des „Miteinander-Zueinander“ in schöpferischer Empfängnis des Geistes: „Der Eine, der Einzige ist da!“ Und der Schluß seines Festspiels „Arbeiter, Bauern, Soldaten“ klingt aus in den dreifachen Aufruf zum gesammelten Vormarsch:

Mensch, Mensch, Mensch stehe auf!

Auf! Auf! Auf! Ins Land der Verheißung!

Ins Land der Verheißung. Ins heilige Land...

Ein moderner Barde, feiert er den „Staat des neuen, des allvereinigenden, des reinen Bluts“, die Waffenlosen: das „Volk ohn all Schwert“, die „Heerschar Gottes“. Brüder, Brüder sie alle — auf der Fahrt begriffen zu der allerheiligsten Insel.

Wie Werfel erkennt Hanns Johst den tiefsten Grund aller Trauer der Erde im Einsamsein: „So werde Bruder und mein, du dort, o Fremder!“ wendet sich sein Verlangen nach dem, das seine ergänzenden Ich. — Kurt Heynickel stammelt ein ergriffenes Gelöbniß:

Heilig ist der Mensch!...

Wir schenken einander das Ich und das Du —

Ewig eint uns das Wort

M e n s c h.

Immer

Können wir glücklich sein.

Zum erstenmal tritt sogar, und dies nicht etwa vereinzelt, in dieser Literaturpredigt der Jüngsten die Mehrzahl des Heilandsbegriffes auf: von „Messiasen“ und ähnlichen Abwandlungen ist des öfteren die Rede. Man ist freigebig geworden mit einer Bezeichnung, die ehemals das höchste, einmalige Wunder der Offenbarung von Gottes Liebe umschreiben wollte. Ein Beweis für die Entwertung dessen, was man mit der Vor-

stellung des Messias verband: Kein Glaubenssymbol im festen Umriß einer sicheren Gewißheit, sondern ein Symbol des schwankenden Suchens, das bald hierhin, bald dorthin blickt, von woher es jeweils die Rettung erwartet. Aber aus allem vernehmen wir doch immer das eine, das gleiche Motiv, das der defäcent überhebliche Irrwahn einer Niedergangszeit in die Worte kleidete von G o t t — als dem kommenden M e n s c h e n, auf den sie ihr Hoffen und Harren setzte.

Mit dem Übermenschen freilich, wie er Nietzsche vorschwebte, ist diese Neumenschlichkeit der revolutionären Schwärmer nicht mehr zu vergleichen. An das von ihm ursprünglich gemeinte Herrentum reichte deren Fühlsamkeit und Empfinderei längst nicht heran. Bei ihnen ist es ein halbes Kompromittieren, ein Tasteten nach einem Ausgleich, in dem die egozentrische Selbsterlösung des neuen Menschen mit seiner altruistischen Erlöser-sendung an die Leidenden seiner Umgebung in Einklang gebracht werden könnte.

Fast das gesamte dramatische Schaffen des revolutionären Sturmes und Dranges ist unter das, in allen möglichen Variationen immer wiederkehrende Thema solcher, das klare Entweder-Oder scheuenden Neumenschlichkeit gestellt. In dem Ruf nach ihr endet Georg Kaisers „Gas“, die typische Tragödie der zur Maschinenthätigkeit entseelten Menschheit. Das Schlußwort — die demütig stolze Verheißung durch die Tochter des Milliardärs: „Ich will ihn gebären!“ Es ist der verlangende Erlösungsschrei einer in Ängsten und in Verzweiflung gequälten Gegenwartsmenschheit, der — noch lähmender als der vorausgegangenen Generation der ungleich glücklicheren Jahrhundertwende — das Entstehen gekommen ist über ihre in Fühllosigkeit erstarrte Mechanisierung. Allenthalben im Drama des sogenannten Expressionismus klingt er aus dunkler und dumpfer Verworrenheit — dieser Schrei nach dem sich verjüngenden Leben. Auf allen Abwegigkeiten einer in Enttäuschung und in Erwartung zerrissenen, in sich zersetzten Sehnsucht, die in aller Gewalttätigkeit und Verzerrung gleichwohl immer noch Sehnsucht ist, freist alles Empfinden um jenes eine Suchen und dennoch nicht finden Können des neuen Menschen. Im Siedelungsgedanken deutet der letzte Aufzug von „Gas“ — genau wie Lauchners „Schrei aus der Straße“ — die Möglichkeit seiner Wiedereinwurzelung auf eigener Scholle an.

Tollers „Wandlung“ und Hasenclevers „Antigone“, die „Gewaltlosen“ des Ludwig Rubiner, Rolf Lauchners „Wahnschaffe“, Fritz von Unruhs „Geschlecht“, Barlachs Drama „Der arme Vetter“, Hanns Johsts Szenarium „Der junge Mensch“, Ulrich Steindorffs „Die Irren“ und der „Mann Hjodor“ des Gustav Freiherrn von Wangenheim, um nur ein paar der markantesten Erscheinungen aus der Literatur des Expressionismus herauszugreifen — sie alle treffen zusammen in dem Verlangen nach dem erträumten Menschen-Messias, ohne dessen erlösendes Kommen die Welt ein Chaos ist. Noch in den wüstenstesten orgiastischen Schwülsteleien einer als gepredigter Aktivismus der Tat unter die Politisierung geratenen Poesie, in den Schamlosigkeit einer selbst bis zur Perversität extravagantem Erotik: immer ist es in Dumpsheit das gleiche Sehnen und Suchen, das aus den Dunkelheiten der Wildnis und Wirnis die Stimme erhebt — führerlos — nach dem Führer, der die Verirrten aus Nacht und Vergehen zum Lichte geleiten soll. Und in aller, oft genug die Groteske streifenden Gefühlsverflitterung ist doch mitunter auch etwas, das einen erschüttert aufhorchen läßt: dieser ungestillte, unglückliche Trieb aus der Entgötterung wieder zu einem Glauben. Man hat zuweilen den Eindruck, an einem Abgrund zu stehen, aus dem tausend Arme sich aufrecken zu dem Einen, der von Gipfelhöhen herabsteigen soll in diese Tiefen des Elends und der Erniedrigung, der Schuld und des schuldlosen Unrechts, um die Verdammten aus ihrer trostlosen Hölle emporzuheben, und — der nicht kommt, auf den alles Warten vergebens.

Darum ist in dieser gesamten Dichtung eine so bittere Enttäuschung, in all ihrer heftigen Ekstase kündigt sich eine — gewaltsam aufgepeitschte Müdigkeit an; wir merken eine Resignation, die nicht aus noch ein weiß: es ist die Verzweiflung, die sich mit der Entseelung des Materialismus die Wege selber verbaut hat und nun nicht weiß, zur Beseelung zurückzufinden. Denn sie ziehen wohl aus — die Erlöser, der Menschheit das Heil zu versprechen, aber bringen tun sie es nicht. Wohl ist in ihnen der heiße Drang, in die Tiefe hinabzusteigen, um zu erkennen, wie es da unten aussieht, was sie treiben, die man entrechtete und enterbte? Aber nicht einer steigt aus der Tiefe wahrhaft wieder empor, geschweige denn, daß er den anderen der Messias würde. Entweder scheitern sie an sich selbst,



oder, noch häufiger, an dem Widerstande der Massen, die sie zu befreien gedachten. Ob wir auf die Jahrhundertwende zurückgreifen, auf den Roman Felix Holländers: „Jesus und Judas“, in dem der Held aus dem Jesus des Volksbeglückers zum das Volk verratenden Judas wird, oder ob in der jüngsten Dichtung der Toller, Barlach, Hasenclever, Rubiner die Erlöser von der Menge vernichtet werden — es ist nie eine Tat, die ihnen gelingt, sondern stets nur eine, am ehesten der romantischen vergleichbare, von der Wirklichkeit des Selbstbetrugs überführte haltlose und gefährliche Schwärmerei, ein Sichverlieren in das Reich der süßen Verirrung der Phantasie, der schwebenden, nebulösen Gefühle.

Das einzige Evangelium, mit dem diese geistig und sinnlich Verstiegenen politische Literatur, beziehungsweise literarische Politik betreiben, ist jene erwähnte Gewaltlosigkeit. Sie sind im Grunde sanftmütige Massenfanatiker und Demagogen, journalistische Leitartikler, die ihre Allverbrüderung und Allversöhnung, die Botschaft von der siegenden Macht der Güte dem neuen Menschen beibringen möchten. Immer wieder erhebt sich aus dem Trümmersfeld ihrer zusammengebrochenen Ideale die letzte Hoffnung, der Glaube an die durch Selbstbesinnung erstarkte Gewalt der Masse. Laßt uns marschieren! fordert der Friedrich in Tollers „Wandlung“ die Menge zu ihrer Befreiung auf. Aber handelt in Güte, werdet — Menschen zuvor. Was sie betreiben, ist eine lehrhafte Revolution, ein Aufruhr — von dem Katheder. Mitunter lächelt man unwillkürlich über die dogmatischen Verstiegheiten dieser Säulenheiligen, die vom erhabenen Piedestal ihres Dichtertums herab Leben und Menschheit mit großen Träumeraugen betrachten und den Mechanismus der Wesen und Dinge zu sehen vermeinen, während sie in Wahrheit versunkenen Blickes durch sie hindurchschauen, nur immer wieder in das „Glück“ der eigenen Seele hinein. In ihr, nicht in der Welt der Tatsachen und der Wirklichkeit, feiern sie ihre Ekstasen. In Georg Kaisers „Hölle — Weg — Erde“, in den „Gewaltlosen“ des Ludwig Rubiner tun die Pforten der Gefängnisse sich weit auf, die Sträflinge, ihre Wärter, der Zuchthausdirektor — alles, was Beine hat, stürzt in schöner Eintracht heraus, der Freiheit entgegen. Wohin führt der Weg? — Aus Dämmerungen in Haltlosigkeiten.

Alle diese neuen Menschen sind — das kennzeichnet ihren degenerativen Charakter — Helden der Passivität. Zu weichen Gemüts, zu sehr von Empfindung beschwert, zu stark berauscht, von ihrer Ekstase benebelt, treten sie an ihre Aufgabe lahm und zage heran und sind daher niemals imstande, bestimmenden Einfluß auf die Massen zu gewinnen. Das letzte Ziel dieser, ganz in Politik festgefahrenen Literatur ist der Umsturz aller seit Jahrtausenden gewohnten Ordnung, der seine höchste Vollendung erfährt in der befreienden Groß- und Gewalttat der Masse, die, um führerlos zu sein, — ihre eigenen Führer als willige Opfer erschlägt, um hinfort gewalt- und führerlos die Zukunft zu suchen. Aber der überzeugenden Wucht der Tatsachen können selbst diese Träumer des Aktivismus sich nicht verschließen. Immer kommt ihnen die Einsicht, daß die Masse nur Rohstoff ist, aus dem erst nach viel Arbeit und in viel Verwandlung das Menschliche sich werde entläutern können. Denn bald erweist bei diesen Gewaltlosen — die erste Gewalt den Widersinn einer Führerlosigkeit, die sich auf menschliche Güte gründet.

Aus der Fülle gleichartiger Erzeugnisse sei eine Dichtung als für den Entwicklungsgang typisch herausgehoben: Rolf Lauckners „Wahnschaffe“. Wie Georg Kaiser und alle die anderen, so entrichtet darin auch Lauckner der Revolution den ihr von der jungen Generation geschuldeten Tribut. Aber eins zeichnet sein Werk vor anderen des Genres bemerkenswert aus: die Einsicht in die Haltlosigkeit aller revolutionären Ideale, die Erkenntnis der sinnverwirrenden Utopie, der Gefahr des phantastischen Rauschs, eines mit den Tatsachen der Wirklichkeit nicht rechnenden Fanatismus. Das Drama gehört damit in die Linie jener bereits von der Ernüchterung erfüllten Revolutionstragödien, die sich mit den Problemen der Gewalt und Gewaltlosigkeit in Kritik auseinanderlegen. Doch ist Lauckners Blick entschieden von vornherein klarer, als dies bei der Mehrzahl jener selbst vom Wahn befallenen Ideologen der Fall ist, die sich, auch wo die Dämmerung in ihnen schon zur Erkenntnis ward, gleichwohl nur widerwillig der Überzeugung fügen. Warum das alles? fragt Wahnschaffes Schwester Elsbeth den Freund Götz von Magedanz: „Als ob des Elends nicht genug schon war?“ Jener erwidert:

Warum? . . .

Vom Schuft zu schweigen, der gewinnen will,  
Weil ein paar Männer, wie dein Bruder, die  
Nicht schwer genug an ihren Sünden tragen,  
Die Welt befreien gehn! . . . Die Welt ist groß . . .

Dazu gehörte ehemals ein Gott.

Heut, aufgeklärter, straucht und stolpert jeder  
Phantast ein Stückchen den Erlöserweg,  
Knüpft sich ein Dornenkrönchen in die Locken  
Und schleift doch nur das V o l k nach Golgatha.

Damit rechnet Lauckner mit der Revolution ab. In seinem Wahnschaffe will er den Typ und das Schicksal des aus Menschengüte zum Revolutionär gewordenen Phantasten zeichnen, der zugrunde geht an der Realität der Revolution. Wahnschaffe, der Arzt und Dichter, unternimmt es, den Wahn in Wirklichkeit umzusetzen, und gerät dabei, zur Tat unberufen, nur tiefer in den Irrweg des Wahns hinein. Die Volkserhebung geht über die Köpfe der weltfremden Kathedersozialisten seines Schlages hinweg, plünderndem Gesindel fällt dieser reine Tor zum Opfer.

Die Idee der Neumenschlichkeit verfängt sich in ihrem eigenen Geschlinge, verläuft wieder in ihren Anfang zurück. Und das einzige positive Ergebnis ist — ihre Verneinung; ohne Glauben und ohne Hoffnung endet dieser Neumenschlichkeits-Irrwahn im radikal vollendeten Nihilismus. Charakteristisch für dieses absolute Regieren, wie es sich schließlich herausschält aus den Zwangsvorstellungszusammenhängen eines unerhörten Zerrissenseins, eines mit Gott — die Welt und sich selber Verlierens, ist Tollers „Wandlung“. Das Ganze der furchtbare Aufschrei eines Beseffenen, der aus dem ungelösten Warum seiner Zweifel und Ängste nach irgend einer Erlösung ringt, weil das Sphinxrätsel des Volk wider Volk aufspeitschenden Mordens sich seinem Begreifen versagte. Er klammert sich, Rettung suchend, zunächst an Gott. Aber Gott muß ein Trugschluß sein: Wie hätte er sonst dieses Übermaß an Jammer und Elend zulassen können? Sodann nimmt er seine Zuflucht zu der Idee eines „Vaterlandes“, um dessen heiliger Sache willen das Opfer der Millionen vielleicht gerechtfertigt sein möchte. Doch auch sie hält nicht stand: Ich kenne kein Vaterland; ich kenne nur Arbeiter, die sich schinden, und Reiche, die pressen.



— Liebe — ein Wahn: Sprechet nicht vom Liebeswerk! gelst der Chor der Verwundeten den Barmherzigen Schwestern vom Roten Kreuz in die Ohren; was ihr an uns vollbringt, ist nur Flickwerk, mit dem ihr die Knochen für den Dienst am Staate wieder zusammenleimt, um uns aufs neue für die Martern der Front tauglich zu machen. — Abermals sehen wir, daß mit der Idee des lebendigen Gottes auch die Idee des Staates ins Wanken geraten ist, empfangen in einem, nicht etwa vereinzelt dastehenden, sondern typischen Beispiel aus der Literatur der Kriegs- und der Revolutionspsychose erneut den Beweis für Platons Behauptung: ein Volk läßt sich nicht ohne Religion regieren. Weil mit der Religion auch die Volksgemeinschaft hinfällig geworden ist. Sehen, Glied um Glied unlöslich sich aneinander schließend, die Kette von Fehlern und Schuld, die sich ergibt aus dem Erkenntnis-Unvermögen der antichristlichen, atheistischen Illusionisten, die den Staat und die göttliche Vor-sehung zur Verantwortung ziehen und es in unverbesserlicher Verblendung verabsäumen, die große Schuldfrage an sich selber, das „Menschlein“ Mensch zu richten.

Die Idee der Weltrevolution erweitert sich dann zum, alle Lebensgesetze aufhebenden und umstoßenden Kampf wider die göttliche Weltordnung. Damit stehen wir denn am endgültigen Ausgang des aus dem Materialismus geborenen Umsturzgedankens. Aber zugleich auch an jenem entscheidenden toten Punkt, wo er sich selber totlaufen muß. — Der Mensch ist nicht gut. Darum muß alles Leben auf Erden mit Stumpf und Stil ausgetilgt werden. Das wäre an Gott die Rache! Ein Rausch wahnwitziger Selbstvernichtung soll die Menschheit, die weder von einem Gott, noch aber auch von sich selber erlöst werden kann, ergreifen, daß sie müde wird und sterbensbereit zu ihrem vollkommenen Untergang. Derart und ähnlich spukt in der Dichtung das Phantom des entseelten Maschinenmenschen der Mechanisierung, der sich selber und alles auf Erden noch etwa vorhandene Leben der Seele zerstört.

Eine Gipfelleistung, die wiederum nicht vereinzelt geblieben ist, den Fall nur vielleicht am krassesten, dafür aber auch am konsequentesten durchführt: Fred Antoine Angermeyers dramatische Vision in drei Akten „Raumsturz“. Ihr passiver Held, der Erfinder, hat es in seiner eigenen Entwicklung erfahren, daß Güte auf Erden nicht existiert. „Wind des Bösen trieb

schon den Knaben zur Flucht vor den Menschen. Jahre seitdem, — niederkeulte mich Schlechtes und Schlechtes.“ Niemals werde im Fühlen der Menschen Einheit regieren, vielmehr, wie seit Anbeginn, so in alle fernste Zukunft ihr Tun und Denken ein tödlicher Haß bestimmen. Nur ein Weg der Erlösung steht darum der verlorenen Menschheit frei: „Tod — — ist Erlösung.“ Unter Tod aber ist zu verstehen das uns entgegenblühende, „sinnenunfaßbare Nichts“, ein „Verwehtsein in zeitlose Leere“. Die Menschheit soll im Erlöschen des Weltsystems mit diesem gleichzeitig enden. Zu diesem Zweck entdeckt der Erfinder eine sagenhafte Maschine, ein Werk der äußersten Konstruktion, das den Raumsturz des Alls durch Einwirkung ur-elementarer, bislang gebundener Kräfte herbeiführen soll. „Raumsturz in Welttschlaf“ — das wäre das letzte Ziel, das die Güte des Nichtseienden wieder herstellen könnte, Auslöschen der Materie durch das, die Selbstvernichtung aus freiem Entschluß bedingende Sichselberlöschen der geistigen Macht. Raumsturz: „Mündung in Nichtzeit“.

Er vollbringt den gigantischen Plan. Der letzte Akt zeigt das, wie vor der Schöpfung gestaltlose, Chaos. Die untergegangene Erde als ein undurchdringliches, unermessliches Dunkel, darinnen drei Helligkeiten von verschiedenartiger Leuchtkraft, aus denen Gottes, des Satans und des Erfinders Stimmen ertönen. Der Erfinder klagt Gott als den Urgrund des Bösen an. Denn alles Seiende ist böse gewesen, und alles Seiende ward von Gott erschaffen. Gott jedoch wiederum war nur so lange da, als lebende Wesen ihn dachten. Gott: ein Phantom, geboren aus dem Geiste, der Phantasie des Menschen. So etwa ist zu verstehen die paradoxe Anschuldigung des Erfinders: „Anklag ich dich, daß wir dich träumten! Daß du dich träumen ließeßt von uns.“ Er erklärt, in voller Übereinstimmung mit der, am modern atheistischen Lebensglauben erläuterten Weltanschauung des Materialismus, Gott als einen Begriff, dessen Autorität dazu angetan war, die Menschheit zu entmannen: „Feigheit erwuchs aus diesem Begriff! — Böses gebär, immer und immer, die Angst vor diesem Begriff! Mensch wurde Raubtier — um diesen Begriff! ... U n s e r W i l l e — warst du, — einzige Fremdheit im Kosmos von Uranbeginn! — Tödlcher Zwingherr, aus menschlichem Angsttraum geboren ... Nimmermehr schufst du die Welt! ... Welt

erst schuf dich!“ Nun aber ist, zugleich mit dem Raumsturz des Menschen, auch dessen Gottesraum in das Nichts aufgegangen: „Alle Gedanken aller — denken dich nicht mehr!“

Gottessturz wird der Raumsturz. Gottes Gebot einer neuen Schöpfung: Es werde Licht! erweist sich machtlos gegenüber dem nicht mehr geschaffen sein Wollen der Menschheit: „Keine Schöpfung — ohne Willen des Menschen.“ Die letzte Heiligkeit der drei Stimmen verweht im Chaos: „Gott erlöst — — angst-entbunden — — gutgeworden — — ruft mich mein Nichts! . . . Ich — — traumlester Wille — — entdenke mich.“ Damit verliert nun auch das Licht des Erfinders den letzten Schein. Finsternis füllt den Raum, oder vielmehr — das Nichts.

Zu einem grelleren Ende konnte die Logik des Materialismus nicht wohl gelangen. Der Wille, sich selbst zu entdenken, aufzugehen in das Nichts — er ist die äußerste unerbittliche Konsequenz eines Denkens, das unter die Mechanisierung und ihre Maschinengesetzlichkeiten geraten ist. Von der Lästerei in all dem wilden Geschrei der Erlösungs-Großbetrieb-Industriellen hatte Max Brod gesprochen. Hier nun finden wir die revolutionären „Idealisten“ der Gottesferne festgefahren in dem Geschlinge ihrer eigenen Idee, die Neumenschlichkeit an den toten Punkt eines Nihilismus gekommen, der mit der Leugnung Gottes die Welt und sich selber in absoluter Verzweiflung zu verneinen und aufzuheben gezwungen ist.

Und im Anschluß an die dramatisch gestaltete Welt- und Menschheitstragödie der Dichtung — eine Tragödie der Wirklichkeit aus dem Alltagsleben: Am 13. Januar 1927 gingen drei Berliner junge Mädchen, achtzehn- bis neunzehnjährige Kontoristinnen, die von denen, welche sie kannten, als „lebenslustig, lebensstüchtig und selbständig“ bezeichnet wurden, gemeinsam in den Tod. Was sie zum Selbstmord trieb, ist völlig nicht aufgeklärt worden. Tatsache ist, daß sie noch tags zuvor ihren beruflichen Pflichten an der Arbeitsstätte bis zuletzt nachkamen, ohne daß irgendeine auffällige Veränderung an ihnen zu bemerken gewesen wäre; daß sie mit großer Umsicht Abschiedsbriefe verfaßten, die eine sogar ihr restliches Bargeld durch die Post den Angehörigen übersandte. Auf dem Stadtbahnhof Tiergarten begegneten sie Bekannten; denen riefen sie lächelnd zu, was von jenen als „Scherz“ aufgefaßt wurde, die Freunde möchten sie noch einmal genau betrachten, sie wollten hinaus-



fahren, sich das Leben zu nehmen. Mit der Eisenbahn begaben sie sich nach Friedrichshagen, zum Müggelsee, und ertränkten sich.

Ein Berliner Arzt, Dr. med. Heinrich Dehmel, der Sohn des Dichters, ein Mann von hohem sozialen Idealismus, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, Lebensmüde in seiner Sprechstunde kostenlos zu beraten, äußerte sich zu dem Fall in einem ausführlichen Aufsatz. Das Seltsame an dieser, unter eigenartigen, dunklen Umständen vollzogenen Tragödie, die eine klare Deutung nicht zuläßt, wird in seinen Darlegungen zu einem erschütternden Zeitproblem. Dieses Todesrätsel dreier lebensbrauchbarer, lebensfröhlicher Menschen, die, einen leichten Scherz auf den Lippen, ihr Dasein und all seine Möglichkeiten, dem Anschein nach unbeschwert und ohne Bedenken, hinter sich werfen, veranlaßt ihn zu der Frage: „Sind unsere jungen Mitmenschen so tragisch leichtfertig geworden, daß sie zum Tode gehen wie zu einem Stelldichein?“ Meist, so führt Dr. Dehmel aus seiner Erfahrung aus, erzwingt irgendeine Art innerer oder äußerer Verzweiflung den Freitod. „Finden sich aber Fälle leichtfertigen Selbstmordes, so ist das das tragische Anzeichen für das Fehlen innerster Religion... Es fehlt den Menschen jene innerste Gebundenheit und Sammlung, ohne die das sich selbst bewußt werdende Leben nur im Rausch zu ertragen ist. Und das ist das Innerst-Schmerzliche an diesem völlig ungeklärten Fall vom Müggelsee, daß er wegen seiner ahnungslosen Unzulänglichkeit, seiner inneren Unklarheit und in seiner Aufmachung so entsetzlich an ein Kinodrama schlechten Stils erinnert. Wehe dem, der glaubt, daß diese Ansicht zynisch oder unmenschlich gemeint ist. Sie ist geschrieben aus der weinenden Frage heraus: Sind wir so weit gekommen, unbewußt mit dem Allerheiligsten der eigenen Seele und dem unserer Mitmenschen oberflächliches oder geisterhaftes Fastnachtsspiel zu treiben, statt es ernst zu nehmen? Das ist die einzige wichtige innerliche Frage dieser tragischen Erscheinung vom Müggelsee.“

Ein Sonderfall, der vielleicht eine Grenze darstellt, zugleich aber auch als typisch anzusehen ist. Ein warnendes, drohendes Menetekel. Die Tragödie der Wirklichkeit und die der oben angezogenen Dichtung — beide liegen sie auf derselben Ebene, beide sind sie tragische Anzeichen einer Krankheit, deren Keim im Fehlen der innersten Religion, dem spielerischen Verneinen des Allerheiligsten in der eigenen Seele und der unserer Mit-

menschen zu suchen ist. Beide zeigen sie an den Höhepunkt einer ganzen Verzweiflung, den toten Punkt, zu dem die Menschheit im Freiwerden von der göttlichen Autorität gekommen ist. Wo, so drückt Dr. Dehmel es aus, Gebundenheit und Sammlung aus innerster Religion den Menschen verlorengegangen sind, muß die hemmungslose Entwurzelung das Leben, das nur noch als Raub zu ertragen wäre, ins Grenzenlose hinübersführen. Ein Wort aus Björnsens „Über die Kraft“ fällt uns dabei ein: Das Starke setzt Grenzen und hält sie. Das Schwache ist grenzenlos.

„Sind unsere jungen Mitmenschen so tragisch leichtfertig geworden?“ ... Leicht fertig mit dieser leichten Welt, ihrem reibungslos leichten Leben ... Da haben wir sie — die entscheidende Krise, mit der die Gründung der Stadt in den Wolken: Leichte Welt — reibungslose! ihren Anfang nahm. Ein mündig gewordenes Geschlecht neuer Menschen schleppte die Quaden herbei, auf dem schwanken Boden des Irr- und des Unglaubens das Hirngespinnst eines Reichs des heilig gesprochenen Menschengestes zu errichten. Was daraus wurde, war wie ein Kerker, dessen kalte und düstere Wände die Seele bis zur Verzweiflung einengen mußten. Was so leicht und hemmungslos schien, daß es den Geist in die Sphären unbegrenztester Freiheit emporführen sollte, ward zu einem Gewicht, dessen Schwere mit der Regsamkeit des inneren auch das äußere Leben erstickte. Wäre Gott nicht gar so weit — unsere Zeit wäre nicht unsere Zeit: nicht überzeugender und nicht ergreifender könnte die einfache Wahrheit erwiesen werden, als in dem unausgleichbaren Gegensatz zwischen Utopie, wie die Phantasten im Tanz um das goldene Güteplakat: „Wie werde ich paradiesisch?“ sie prätendierten, und der Grausen erregenden Realität, die das verzerrte Weltbild in Wirklichkeit annahm.

Dies ist der Weg des atheistischen Lebensglaubens, der damit begann, aus dem Leben der Welt Gott zu entdenken; er endet, im Willen einer radikalen Verzweiflung, mit dem Nihilismus des Selbstmords, dem Wunsche und der Bereitschaft — der Tat, sich ins Nichts zu entdenken.

## Viertes Kapitel

# Entchristlichung bedeutet Entsittlichung

### 1. Mündig geworden zum Sterben

Der tiefste Grund der Weltkatastrophe, die wir — trotz aller „Silberstreifen am Horizont“ — nicht etwa schon überstanden haben, in der wir uns vielmehr augenblicklich befinden, ohne ihr Ende vorerst überhaupt absehen zu können, liegt nicht auf politischem, auch nicht auf sozialem oder wirtschaftlichem Gebiet: Der Bankrott, der heute die Menschheit zu einem Zerrbilde ihrer selbst verunstaltet hat, daß wir Gottes Ebenbild nicht mehr in ihr erkennen, ist moralischer Art. Im Zeichen des Materialismus bot bereits die Jahrhundertwende und bietet in noch gesteigertem Maße die Gegenwart das Bild einer Entsittlichung und Verrohung, von der alle Gesellschaftsschichten ohne Ausnahme und in gleichem Umfang ergriffen sind, das sein Gegenstück nur findet in den Verfallserscheinungen des antiken Griechenland und des antiken Rom. Wo Nietzsche den Tod aller Götter angesagt hatte, entsprach es nur dem Gesetz der Mechanisierung, wenn das Fleisch zur neuen Gottheit erhoben wurde, indem man sich, mit Dehmel und Wedekind etwa, verstieg zu der doppelzüngigen Fäselei einer Venus Religio, der Liebe als Religion. O Mensch, wie herrlich ist das Tier, wenn es sich erst als Tier entfaltet! pries Dehmel die Rückkehr zu einem Naturzustande der Menschheit, die sich wissenschaftlich bemühte, ihre Abkunft vom Affen in strenger „Objektivität“ ernsthaft zu beweisen; gleichzeitig feierte der Tierbändiger bei Wedekind den Erdgeist Lulu als das freie, schöne „stolze“ naturwahre Tier. — Und da wundert man sich ob der Vertierung der Herdentiere!

Dieser Glaube des Nihilismus wirkte sich nun auch aus, und zwar ganz vornehmlich in bezug auf die Einstellung der Epoche zum Begriff der Moral; sie verlangte „Trennung der Sittlichkeit“ von jedem „gewissen Glauben“. Mit anderen Worten: wie man eine „neue“ Menschheit für dringend notwendig erachtete, so brauchte man auch eine „neue“ Moral. War doch die



des Christentums, die sich bis dahin eigentlich nicht ganz schlecht bewährt hatte, zu einem Schandfleck der Menschheit gestempelt, dem man die Schuld zuschob an der Jahrhunderte alten Demoralisation seit den Tagen des Mittelalters. Nachdem Krieg und Revolution den vollendeten Sieg des antichristlichen Atheismus heraufgeführt hatten, war die Bahn nunmehr frei für die Entfaltung jeglicher Tüchtigkeit, die sich außerhalb aller einengenden Grenzen der Autorität der Bibel, ja, in ausgesprochenem Gegensatz zu dieser, in „schöner“ Willkür darstellen konnte. Die Aufgabe war, sich selbst zu immer höherer Vollkommenheit zu realisieren.

Das Resultat sieht freilich wieder ganz anders aus, als es den Phantastenträumen von der Eigenherrlichkeit des Übermenschen vorgeschwebt haben mochte. Wir wollen uns hier nicht mit Sittenpredigen abgeben, was von den unentwegt Fortschrittlichen leicht als „moralindursäuert“ und rückständig abgelehnt werden möchte. Nüchterne Tatsachen sollen sprechen. Man sagt wohl, wo fühlende Menschen in Leid verzweifelt verstummen, reden die Steine. Im folgenden werden trockene Zahlen als eine furchtbar lebendige Statistik Zeugnis ablegen von der sittlichen Not unserer Zeit, die von der religiösen untrennbar ist.

Dem Katholikentag von 1925 wurde durch Mitteilung des Justizrats Schrömbgens an Material unterbreitet: „Die Verbrechen gegen die Sittlichkeit stiegen gewaltig; so die Blutschande von 235 Fällen im Jahre 1911 auf 760 im Jahre 1921; verdoppelt haben sich die Sittlichkeitsverbrechen an Kindern; vervierfacht von 1911 bis 1921 die Fälle der Abtreibung. Furchtbar ist die Zunahme der Geschlechtskrankheiten; man rechnete im Jahre 1922 sechs Millionen Geschlechtskranke. Sie wälzen sich wie ein breiter Strom des Todes über das Volk. Die Prostitution hat erschreckend zugenommen; man zählt an kontrollierten und geheimen Dirnen mehrere hunderttausend. Nehmen wir endlich noch die Zahlen der Homosexuellen, die man allein für Berlin auf 300 000 schätzt, mit ihren mehr als 2000 männlichen Prostituierten, ihren großen Organisationen, ihrer besonderen Gefahr für die Jugend, dann erkennt man das Bild des Schlammes und des Schmutzes, das uns entgegenstarrt, dann sieht man die Atmosphäre der Unsitte, die uns umgibt.“

Verhalten wir einen Augenblick bei dieser, in ihren knappen Angaben unendlich grauenvollen Statistik, um die in ihr genannten Zahlen in einigen nicht unwesentlichen Punkten noch zu ergänzen. Sechs Millionen Geschlechtsranke in einem Volke von rund sechzig Millionen: das ist — jeder zehnte Deutsche! Mit Recht kann daher von einem breiten Strom des Todes, der allein in Form venerischer Erkrankungen Deutschland durchrast, gesprochen werden. Die Zahl der Opfer des Weltkriegs wird durch die jener Unglücklichen, die den verschiedenen Arten der Luftseuchen unmittelbar oder mittelbar erliegen, weit übertroffen. Zum Vergleich, in welcher erschreckender Weise dieser Strom der Vernichtung deutschen Lebens im Anschwellen begriffen ist, sei erwähnt, daß man bei uns vor dem Kriege jährlich etwa 200 000 Geschlechtsranke zählte. Bereits während des Krieges ist diese Zahl enorm im Wachsen begriffen, zumal in seinem späteren Verlauf, wo Tausende des Kampfes überdrüssige Mannschaften — und auch Offiziere! — die geschlechtliche Infektion als Mittel benutzten, sich der Front zu entziehen. Insgesamt rechnete man im deutschen Heere gegen 800 000 Geschlechtsranke, und vielleicht liegt auch darin eine Begründung, warum wir den Krieg verloren, weshalb wir nicht wert waren, ihn zu einem wenigstens ehrenvollen, dem Recht der verteidigten Sache entsprechenden, und nicht derart schmählischen Abschluß zu bringen.

In Auswirkung des Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat sich dann allerdings in der Nachkriegszeit eine Wandlung zum Besseren vollzogen. Während man 1919 auf 10 000 Einwohner einen Jahreszugang von 87 Geschlechtskranken rechnete, hat sich die Ziffer für 1927 auf 58 gesenkt. Immerhin tut man gut daran, diese offiziös genannte Zahl, die einer Abnahme des Jahreszugangs von insgesamt einer halben Million auf 350 000 entsprechen würde, mit Vorsicht zu verwerten, indem trotz aller Aufklärung auch heute noch längst nicht alle Fälle der fachärztlichen Behandlung zugeführt beziehungsweise registriert werden. Auf keinem Gebiet des Volkslebens liegen die Zustände so unklar und sind zahlenmäßig so schwer zu erfassen wie gerade auf dem der sexuellen Erkrankungen, weil hier in der Regel die Infektion ängstlich geheimgehalten zu werden pflegt; jedenfalls ist die Verbreitung dieser furchtbaren Seuchen viel größer, als eine amtliche

Statistik überhaupt festzustellen in der Lage sein dürfte, weshalb denn auch Spezialisten auf Grund persönlicher Erfahrungen zu ganz anderen Ergebnissen kommen. Soviel aber kann man mit Sicherheit sagen: Immer noch nehmen unter den Infektionskrankheiten die geschlechtlichen die oberste Stelle ein. Und zwar sind ergriffen in gleicher Weise beide Geschlechter, ebenfalls Minderjährige, vornehmlich Mädchen, wovon im besonderen später noch ausführlicher die Rede sein wird. Die meisten Fälle sind zwischen dem 20. und dem 29. Lebensjahr anzusetzen, betreffen also die Jugend, die „neue“ Generation; doch hat auch schon das Alter zwischen 15 und 19 eine rapide ansteigende Kurve zu verzeichnen. Dies alles gilt in erster Linie allerdings für die Bevölkerung der Großstädte; auf dem Lande wird der Höchststand erst im Alter von über 30 erreicht. — Ergänzend ist zu bemerken, daß zwischen 15 und 24 Jahren mehr Mädchen und Frauen als junge Männer an frischer Syphilis erkranken; dann laufen die Ziffern bis zum 25. Lebensjahr gleich, von da an überwiegen die Männer. Wissenswert dürfte fernerhin sein, daß nicht weniger als 200 000 weibliche Personen alljährlich in Deutschland der Unzucht und daneben auch dem Alkohol verfallen.

Es ist viel, und mit Recht, von der schwarzen Schmach und der auch von ihr ausgehenden Verseuchung der durch den Versailler Schandvertrag besetzten Gebiete gesprochen worden. Die folgende Angabe mag jedoch mit nicht minderem Recht als weiße Schmach unter den Deutschen gelten: ein englischer Sanitätsbericht von 1922 hebt hervor, daß innerhalb des englischen Kontingents der Besatzungsarmee nicht weniger Soldaten von Geschlechtskrankheiten befallen wurden, die sie sich auf deutschem Boden, von deutschen Mädchen zugezogen hatten, als in irgendeinem anderen Teil der zivilisierten und auch der unzivilisierten Welt, also auch unter Farbigen und Schwarzen. Bei dieser Mitteilung mag berücksichtigt werden, daß in der Zeit der tiefsten nationalen Demütigung, der in der deutschen Geschichte aller Jahrhunderte seit ihrem Beginn so nicht dagewesenen Versklavung ihres Vaterlandes unzählige deutsche Mädchen und Frauen demnach fremden Eindringlingen in einer Würdelosigkeit sich ergaben, die ewig als ein untilgbarer Schandfleck unserer Degeneration bestehen wird.

Die Hauptansteckungsherde stellen natürlich die Städte, wo



bei wiederum die drei Hansehäfen Bremen, Hamburg und Lübeck — aus leicht ersichtlichen Gründen eines internationalen Verkehrs — an der Spitze stehen. Über Hamburg, um das eine führende Beispiel herauszugreifen, liegen folgende Zahlen vor: Die Stadt, mit einer Million 116 000 Einwohnern, hat — dies ist in einer Stadtverordnetenversammlung behandelt worden — 23 000 Dirnen in ihrer Mitte. Erfasst sind dabei, was wiederum in Rechnung zu stellen ist, nur die gewerbmäßigen Prostituierten, nicht die Unmenge jener anderen, die sich der polizeilichen Kontrolle entziehen, beziehungsweise sonst in Berufung tätig sind. Nicht weniger als 12 Bordellstraßen mit 209 öffentlichen Häusern, die seit wenigen Jahren erst aufgehoben sind, hat Hamburg besessen; in dem preussischen Altona gibt es noch jetzt zwei bekannte Bordellstraßen, in denen fast Haus bei Haus Unzucht getrieben wird. Hier verkehren, laut Polizeibericht täglich an 4000 Männer. — Als Folgeerscheinung ergibt sich, daß, nach Mitteilung Wilhelm Schreiners, jeder vierte Mann und jede siebente Frau in Hamburg geschlechtskrank sind.

Für Berlin bleibt die offizielle Ziffer der Dirnen, die gegen Entgelt Unzucht treiben, wenigstens soweit sie unter Kontrolle stehen, hinter jener der Hafenstädte freilich nicht unwesentlich zurück. Nach Angabe der bekannten Schauspielerin Hedwig Wangel, die ihr Leben und ihre Kunst seit anderthalb Jahrzehnten der Fürsorge für weibliche Strafgefangene gewidmet hat, zählt man in der Reichshauptstadt rund 6000 Prostituierte. Dabei muß nun jedoch wieder berücksichtigt werden, daß diese Zahl in Wirklichkeit um das Zehnfache überschritten wird; Frau Wangel rechnet nach ungefährender Schätzung mit mindestens 60 000 Mädchen, die sich der Kontrolle entziehen, wodurch die Gefahr der Ansteckung selbstverständlich nur noch erhöht wird. Unter diesen befinden sich auch Schulkinder, die nachts zwischen 12 und 2 Uhr sich auf den Straßen herumtreiben. Insofern sieht das Resultat für Berlin nicht weniger trostlos aus.

Der Prostitution gehören übrigens keineswegs etwa bloß die unteren Bevölkerungsschichten an, sie bezieht vielmehr ihren Nachschub aus allen Klassen und Ständen. Beispielsweise befanden sich in einer deutschen Großstadt in einem christlichen Heim zur Wiederaufrichtung gesfallener Mädchen zu gleicher Zeit Töchter aus den Familien eines Admirals und eines hohen Gerichtsbeamten. Keine Gesellschaftsschicht geht demnach un-

betroffen aus dieser Statistik hervor, keine hat Anlaß, sie, als ihre Interessen nicht weiter berührend, zu übergehen.

Ein weiterer Beitrag zu dem Kapitel der Unsittlichkeit: die unehelichen Kinder. Von 124 077 Kindern, die in den ersten sechs Monaten des Jahres 1926 in deutschen Großstädten geboren wurden, sind 18 513 unehelich. Das heißt: 14 von hundert, oder anders ausgedrückt, jedes siebente Kind. Im ganzen sind über eine Million Kinder unter 14 Jahren unehelich. Auch wer es aus Gründen einer „aufgeklärt“ neuen Sittlichkeit etwa ablehnt, sich darüber in rückständig unmoderner Moral zu entrichten, sollte doch immerhin bedenken, welch eine Unsumme an Kinderelend in dieser Ziffer enthalten ist! Vielleicht gibt es Anlaß zu einigem Besinnen, daß 100 000 Kinder, die sich überwiegend aus unehelichen rekrutieren, unter Jugendfürsorge stehen.

Mit dem Laster der geschlechtlichen Ausschweifung hängt das des Alkoholmißbrauchs aufs engste zusammen. Man braucht kein Anhänger der absoluten Trockenlegung zu sein und einem maßvollen Alkoholgenuß die Billigung keineswegs versagen; aber auch dann wirkt es geradezu ungeheuerlich, wenn man hört, daß im Rechnungsjahr 1924/25, also inmitten der tiefsten Wirtschaftsnot, der weiteste Volkskreise aus einstigem Wohlstand in Mangel und in Entbehren herabdrückenden Verarmung, in einer Zeit des unsäglichsten sozialen Elends — 3 Milliarden und 240 Millionen für alkoholische Erzeugnisse aufgewandt wurden! Allein in Spirituosen sind 358 000 Hektoliter umgesetzt worden, was einem Tagesbedarf von 32 000 Zentnern Brotgetreide in den Brennereien entspricht. — Auch hier gewinnt man den Eindruck, daß die mündig gewordene Menschheit von ihrer schwer errungenen Selbständigkeit einen recht fragwürdigen Gebrauch nur zu machen weiß.

Die Sünden der Väter heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht: auf Lustseuchen und Alkoholmißbrauch ist es zurückzuführen, daß wir gegenwärtig in Deutschland rund 75 000 Idioten, 100 000 Epileptiker, 200 000 Geistesfranke haben, gar nicht eingerechnet die Grenzfälle der mehr oder weniger belasteten Psychopathen. Auch eine Errungenschaft der neuen Menschheit, ihrer der Autorität der Bibel entwachsenen Sittlichkeit: ein Anwachsen des kompletten Wahnsinns und der Verblödung.

Die Summa Summarum des moralischen deutschen Kultur-  
tiefstands dürfte ohne einen wenigstens knappen Überblick der  
Verbrechen unvollständig erscheinen. Anfang 1929 hat der  
Reichsjustizminister Koch-Weser eine Statistik des Gefängnis-  
wesens im Deutschen Reich herausgegeben, der die folgenden  
Angaben entnommen sind. Am 1. Juli 1927 gab es in Deutsch-  
land insgesamt 1732 Strafanstalten, von denen 1026 auf  
Preußen entfielen. Die Zahl der Gefangenen belief sich am  
1. Juli 1926 auf rund 74 000, das Jahr darauf am gleichen  
Stichtag auf nur 62 000. Es wäre nun aber verfehlt, wollte  
man aus einer solchen scheinbaren Senkung der kriminellen  
Ziffer im Abstand nur eines Jahres auf eine ebenso wunder-  
bare wie plötzliche Besserung der Gesamtlage schließen. Viel-  
mehr dürften da lediglich Zufallsmomente, die das Zahlenver-  
hältnis gerade des einen herausgegriffenen Stichtages im  
zweiten Fall ungleich günstiger als im ersten bestimmten, mit-  
gespielt haben. — Ein schon weit klareres Bild ergibt sich, in-  
dem heute noch durchschnittlich 142 Gefangene auf je 100 000  
Strafmündige der Bevölkerung gerechnet werden, was einem  
Tagesdurchschnitt von rund 70 000 entsprechen dürfte, womit  
eine glaubhaft mittlere Ziffer zwischen den beiden Stichtagen  
für 1926 und 1927 gegeben wäre.

Eine genaue Statistik der preußischen Gefängnisse, die  
das Jahr vom 1. April 1923 bis 31. März 1924 umfaßt  
und als Veröffentlichung des Strafgefängnisses Berlin-Tegel  
Ende 1927 erschienen ist, zeigt ein ähnliches Bild. Sie stellt  
für das genannte Rechnungsjahr einen Tagesdurchschnitt von  
70 000 gegen 47 000 im Jahre 1914 auf, wozu dann noch die  
Internierten der Zuchthäuser kommen. Die Gesamtbelegschaft  
der preußischen Gefängnisse betrug fast eine halbe Million, die  
der 22 Zuchthäuser 24 000, darunter 1200 Frauen. — Als für  
den allgemeinen Stand der Geschlechtskrankenziffer aufschluß-  
reich, mag hier noch angeführt werden, daß während des vor-  
verflossenen Jahres 1927 nicht weniger als 145 000 Straf-  
gefangene bei ihrer Einlieferung venerisch infiziert waren.

Zugegeben darf nun allerdings werden, daß die kriminelle  
Statistik auf den ersten Blick eine rückläufige Bewegung ver-  
zeichnet, soweit man nämlich nur die Gesamtziffer ins Auge  
faßt. Doch handelt es sich bei der Abnahme um verhältnis-  
mäßig leichtere kriminelle Vergehen, wie Diebstähle, Unter-



schlagungen, Fehlerei. Dagegen haben die Schwerverbrechen, wie Brandstiftung, Raub und räuberische Erpressung, Nötigung und Bedrohung, Hausfriedensbruch, Abtreibung, Totschlag und Mord eine ständige Zunahme erfahren. Ein untrügliches Kennzeichen einerseits der in den Nachkriegsjahren allgemein eingetretenen Entsittlichung und Verrohung, anderseits einer, der Revolution zu dankenden, humaneren, will sagen: lascheren Handhabung der Gesetze, die das Strafmaß herabdrückten und vielfach auch, wo dies früher niemals geschehen wäre, Begnadigung und Bewährungsfrist zugestanden. Dies macht sich besonders geltend auf dem Gebiet der Kapitalverbrechen, wo die Zahl der Begnadigungen in keinem Verhältnis zu den verübten Untaten steht, indem vor dem Kriege ungleich mehr Todesurteile auch wirklich vollzogen wurden als heute. Das heilsame Abschreckungsmittel der Todesstrafe hat eine starke Einschränkung erfahren, was sich für die bürgerliche Gesellschaft höchst gefährlich bemerkbar macht. 1912 sind im ganzen 35 Verbrecher zum Tode verurteilt worden, von denen 20 dem Scharfrichter überantwortet wurden. 1915 verfielen von 24 Mördern 18 dem Henker, das sind immerhin 75 vom Hundert. Ganz andere Ergebnisse zeitigten die Nachkriegsjahre: 1919 wurden an insgesamt 119 zum Tode Verurteilten nur 10 Hinrichtungen vollstreckt. Das Jahr 1920 mit 177 Todesurteilen, von denen 36 zur Ausführung kamen, stellte die bislang überhaupt erreichte Höchstziffer dar. 1921 endeten von 167 Kapitalverbrechern nur noch 28 auf dem Schafott. 1923 sank die Kurve auf 72 Todesurteile und 15 Hinrichtungen. 1924 stieg sie abermals an auf 112 Todesstrafen, wovon 110 wegen Mordes und nur 2 wegen Aufruhrs verhängt wurden. Die Vollstreckung erfolgte in 23 Fällen.

Für 1925 gibt der „amtliche Preussische Pressedienst“ allein im Freistaat Preußen 874 Fälle von Mord oder Totschlag an, wovon fast ein Drittel, nämlich 276, Kinder im ersten Lebensjahre betreffen, die von der eigenen Mutter umgebracht sind. Die Zahl der Todesurteile betrug für dieses und auch für das folgende Jahr im Monatsdurchschnitt je 7, von denen 1925 insgesamt nur 12 vollstreckt worden sind. 1926 erfolgten in Deutschland noch 14 Hinrichtungen, 1927 nur 6 und 1928 überhaupt keine mehr. Die Zahl der Todesurteile belief sich für die genannten letzten drei Jahre auf 89, 64 und 40. Es wäre

nun aber verfehlt, daraus die Folgerung auf ein Schwinden der Kapitalverbrechen ableiten zu wollen. Die Senkung der Ziffern ist vielmehr auf eine mildere Strafbemessung und darüber hinaus auf eine weitestgehend angewandte Begnadigungspraxis zurückzuführen, die es endlich dahin gebracht hat, daß, wenn auch nicht dem Gesetz nach, so doch tatsächlich bereits 1928 die Todesstrafe außer Wirkung gesetzt worden ist.

Auch eine weitere Ziffer dürfte für die Beurteilung der kriminellen Gesamtlage aufschlußreich sein: In den Listen der Staatsanwaltschaften werden gegenwärtig nicht weniger als 300 000 Personen geführt, hinter denen wegen irgend welcher Schwervergehen Steckbriefe erlassen sind. Da Hamburg schon einmal als Schulbeispiel für die Entsittlichung in den Großstädten angeführt wurde, mag es auch hier herangezogen werden: 3000 Verbrecher sind ständig in seinen Gefängnissen und Zuchthäusern eingekerkert. — All das belegt wohl genügend die unter der Freigesetzlichkeit der neuen Moral entstandene Verkommenheit ihrer Freiheitentartung.

Nun steht jedoch Deutschland, das uns freilich am nächsten angeht, unter den übrigen Völkern der Erde keineswegs als ein Ausbund des Bösen da, auf den die anderen mit Fingern zu weisen berechtigt wären. Wie allenthalben unter den zivilisierten Staaten die Weltweisheit des Materialismus sich praktisch in Form einer durchgehends bemerkbaren Entchristlichung und damit verbundenen Entsittlichung und Entseelung ausgewirkt hat, so ist es auch bei ihnen genau wie bei uns mit dem Anwachsen des Verbrecherunwesens bestellt. Außerordentlich aufhellend wirkt in diesem Sinne das von Professor Franz Eyner mit Hilfe der Carnegie-Stiftung herausgegebene Buch: „Krieg und Kriminalität in Österreich“, das sich nicht nur auf die dortigen Verhältnisse beschränkt, sondern auch interessante Überblicke gewährt über das Anwachsen der Kriminalvergehen in anderen Ländern und sich insofern geradezu darstellt als eine „kriminalistische Bilanz des Weltkriegs“. Überall stieg in gleicher Weise vornehmlich die Zahl der Eigentumsdelikte; teilweise auf das Dreifache, Sechsfache und Achtfache der Vorkriegszeit. Von den Nachwirkungen der Katastrophe am stärksten betroffen wurde die Jugend, die infolge der allgemein um sich greifenden Demoralisation, nicht zum mindesten aber auch durch die Lockerung der Erziehung in Schule und Haus vielfach völlig

verwahrlost, wo nicht verdorben ist. Das Buch ist ein Teil der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkriegs, deren Herausgeber, Professor James E. Shotwell, im Vorwort die ernste Mahnung ausspricht: „Wer künftig an verantwortlicher Stelle über die schicksalschwere Frage von Krieg und Frieden wird entscheiden müssen, möge seinen Entschluß nicht fassen, ohne, nebst der Blutz- und Geldopfer, auch der moralischen Opfer des Weltkriegs gedacht zu haben.“

Als Warnung, wohin — bei aller betonten äußeren Frömmerei, die in Wahrheit mit einem lebendigen Handeln und Denken im Geiste Christi nicht das Geringste zu tun hat — die Entgottung, die Vergeschäftlichung der Weltanschauung und Daseinsgestaltung zu führen vermag, kann Amerika dienen, das von keiner europäischen, und auch von keiner anderen Nation in seiner Mordstatistik erreicht, geschweige denn überboten wird. Dort haben sich im Verlauf eines Jahres 9500 Morde ereignet, das sind mehr, als das gesamte Europa mit seinen 700 Millionen Menschen aufgebracht hat. Kam in Deutschland auf jeden Tag im Durchschnitt ein Totschlag oder ein Mord, so in den Vereinigten Staaten an jedem Tage rund 27; auch eine Art Weltrekord. Allein in einer einzigen Stadt wie Chicago sind in 11 Tagen 46 Personen ermordet worden. Für die Zahl der Verbrecher, die Newyork beherbergt, ist es bezeichnend, daß bei einer Razzia 1180 Männer und Weiber, die man steckbrieflich suchte, eingebracht wurden.

Wo heute der seelenlose Amerikanismus in ganz Europa und auch in Deutschland für eine gewisse Kultur der Oberfläche als vorbildlich zu gelten beginnt, sollte eine derartige Rekordstatistik nicht übersehen werden. Auch sie zeigt die Kurve an, die eine Entwicklung aus der Kultur zur Zivilisation unbedingt nimmt. Höchste Zeit wäre es, von dieser Gefahr des Amerikanismus, der zum Schlagwort der allgemeinen Weltentseelung geworden ist, frei zu kommen und sich auf das zu besinnen, was unseres Wesens ist. Allerdings wird dies möglich sein nur in einer Wiedergewinnung der, auch von uns preisgegebenen und ver-ratenen Güter der Seele. Ist doch die Ursache aller Demoralisation die Gottesferne einer Epoche, ohne welche die Zeit nicht — diese Zeit wäre. Atheismus und Materialismus sind eben die, allen Völkern gemeinsam anhaftenden, sie zu fortschreiten-dem Siechtum verdammen-den Grundkrankheitsformen.



Ist man nun wohl geneigt, dem einst viel angefeindeten Hofprediger D. Stöcker doch Recht zu geben, wenn er behauptete, daß Entchristlichung gleichbedeutend sei mit Entsittlichung? Oder ist das Bild der von jeder göttlichen Autorität befreiten Menschheit etwa nicht zu einer grinsenden Frage des Todes geworden? — Nicht wahr: An deutschem Wesen soll künftig einmal die Welt genesen? . . . „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!“ Das war der Trutzgesang, mit dem zu Beginn des Krieges eine todesmutige Jugend auf die blutigen Schlachtfelder zog. Angesichts der grauenvollen Tatsachen, die diese Betrachtung bloßlegte, die in ihrer Realität vielleicht im einzelnen zu ergänzen, als Ganzes aber nicht zu bestreiten sind, fragen wir uns: *Lebt* Deutschland, *will* Deutschland leben? Meint man auch heute noch, dem von Jahr zu Jahr sich drohender aufreckenden Bösen durch eine von Gott losgelöste, damit entseelte Moral beikommen, ihm steuern zu können? Hat die perfekte Religionslosigkeit der Zeit zum Segen gereicht, oder ist sie ihr nicht vielmehr ein Fluch zum Untergange geworden? — Die Menschheit mündig? — Mündig, jawohl, zum Sterben. Nun vielleicht gewinnt man die Erkenntnis, als wenn ihr Lebensglaube der Autorität der Bibel, der er angeblich lange entwachsen ist, denn doch ganz dringend bedürftig wäre; es hat durchaus den Anschein, daß wir — auch im „psychologischen Sinne“ — über die Erlösungsnotwendigkeit durch Christus nicht hinauskommen.

Deutschland muß leben! — Ist es wirklich so sicher, daß Deutschland leben *m u ß*? — Auch jene oben genannten Zahlen, genau wie Krieg und Revolution, sind Gottes Sprache an das verlorene „Menschlein“, das er immer wieder — immer wieder vergeblich — ruft. Möglicherweise denkt Gottes Ratschluß, dem es auch einmal des langmütig wartenden Rufens genug sein könnte, anders als unsere Weisheit über die von uns vermeinten Notwendigkeiten. So viel werden wir jedenfalls zugeben müssen, daß es um Deutschlands Weltmission bei einer derartigen Krankheit zum Tode, wie wir sie eben erst festgestellt haben, recht heikel bestellt ist, indem die Völker an unserem gegenwärtigen Siechtum, das zunächst einmal selbst der durchgreifenden Heilung bedürfte, wahrhaftig nicht zu genesen imstande sind. Vielleicht hat Gott damit eine letzte Botschaft an uns zu richten, indem er, nach der Massenopferung des Welt-

Kriegs, nunmehr einem großen seelischen Sterben und körperlichen Verwesen den Lauf freigab? Vielleicht ist diese Botschaft an jeden von uns gerichtet — noch einmal als endgültige Entscheidungsfraße über den Willen zum Leben oder zum Sterben? Vielleicht ist es hart an der Zeit, die moderne Lebenskunst eines auf Irrwege abgeglittenen Lebensglaubens, mit dessen Hilfe wir auf einem trostlosen Totenfeld angelangt sind, als „geschichtlich“ vollkommen überholt beiseite zu tun und uns in reuiger Einklehr zu jener alten Lebenskunst unter der Autorität der Bibel zurückzugeben, die von ewiger Geschichtlichkeit ist.

## 2. Die Ehe ein Satz

Daß bei einer Vergiftung der Volksmoral, wie sie der vorausgegangene Abschnitt aufgerollt hat, mit den anderen Fundamenten des Gesellschaftslebens auch dessen Hauptfundament, die Ehe, untergraben werden mußte, ist ohne weiteres zu verstehen. So berührt es nicht eben erstaunlich, wenn wir hören, daß die Zahl der Ehescheidungen in dem Jahrzehnt zwischen 1913 und 1923 sich mehr als verdoppelt hat. Zieht man die vergleichende, auch hier ziffernmäßig belegte Statistik im einzelnen heran, so stehen, wenn wir für 1913 den Satz von Hundert zugrunde legen, diesem im Jahre 1923 an Ehescheidungen gegenüber: in Berlin 158,7; in Hamburg 183; in Bayern 219,5; im Rheinland 232,8; in Westfalen 242,6. — Nach jüngsten Veröffentlichungen für Preußen sind im Lauf eines Jahres, von Oktober 1926 bis Ende September 1927, alles in allem 69 000 Ehesachen vor den Gerichten verhandelt worden. Für das Deutsche Reich stieg die Kurve der Scheidungen zwischen 1900 und 1906 von 8000 auf 12 000, 1913 auf 18 000 — auch ein Beweis für die schon vor Kriegsausbruch mit der Jahrhundertwende einsetzende, rapide zunehmende Entseelung. Seit her jedoch hat die Zahl sich beinahe verdoppelt: sie betrug 35 451 Ehescheidungen im Jahre 1925.

Was Deutschland recht ist, gilt dem Auslande, da es sich, was immer wieder betont werden muß, um keine Einzelerrscheinung handelt, sondern um Krankheits Symptome der gesamten Menschheit, ihres irreligiös gewordenen Lebensgefühls, nur als billig. Um aus der Reihe der Länder wieder Amerika herauszugreifen, das, wie überall, so auch auf diesem Gebiet, die Gipfelfurke be-

zeichnet, so bringt auch von dort herüber aus dem Munde derer, die es mit ihrem Volk und Vaterland ernstlich meinen, die bewegliche Klage über das Ausmaß der in ständigem Steigen begriffenen Anzahl der unglücklichen und der geschiedenen Ehen. Wie bei uns, wo die sogenannten „Inflationsehen“ für die Leichtfertigkeit und die Gewissenlosigkeit einer außer Rand und Band geratenen Dekadenz geradezu typisch waren, so wird auch in Amerika ausdrücklich und in vollem Umfange der Wortbedeutung von einem „Hineintanzen“ in die Ehe gesprochen. Ein bekannter Ehescheidungsrichter in Chicago, David Brothert, sagte unlängst von der amerikanischen Ehe, sie sei keine geheiligte Einrichtung mehr, vor deren Eingehen man seinen Gott und sein Herz befrage, sondern — ein Jazz: bedenken- und skrupellos tanze man in sie hinein und wieder aus ihr heraus. Eine bis zu drei Malen wiederholte Trennung dieser höchsten sittlichen Lebensgemeinschaft bei ein und derselben Persönlichkeit sei an der Tagesordnung. Das Bewußtsein einer mit der Ehe eingegangenen ethischen und religiösen Verpflichtung bestehe vielfach nicht mehr.

Von einem in den Vereinigten Staaten grassierenden „Scheidungsieber“ könnte nach einer anderen Meldung die Rede sein. Wir entnehmen das folgende Material den genauen statistischen Angaben, welche die Newyorker Handelskammer für das Jahr 1925 über das Anwachsen der Scheidungswelle in Amerika veröffentlichte. Darnach wurden in diesem Jahre 1 181 838 Ehen geschlossen gegenüber 1 178 318 im Jahre 1924. Die Zahl der Scheidungen folgte diesem Anstieg in ungefähr dem gleichen Verhältnis; sie hat sich im selben Zeitraum von 170 852 auf 175 495 gehoben. Somit könne man sagen, daß von je 13 amerikanischen Heiraten immer zwei gerichtlich geschieden werden. Darüber hinaus sei jedoch in Betracht zu ziehen, daß viele der vermögenden Amerikaner sich in jüngster Zeit auffallend oft im Auslande, vornehmlich in Frankreich, scheiden zu lassen pflegten, weil dies „leichter gehe und weniger Aufsehen“ erzeuge. Insofern sei der Prozentsatz der Scheidungen in Wirklichkeit beträchtlich höher noch anzusetzen, als dies durch eine Statistik festgelegt werden könne, die nur in der Lage sei, lediglich die im Inlande vollzogenen Trennungen zu erfassen. Jedenfalls liegen für die Vereinigten Staaten mit ihrer äußerlichen Oberflächensmoral die Dinge so, daß keine andere zivilisierte Nation eine



derart enorme Verhältnisziffer aufweist. — Kein Wunder, wenn wir bedenken, daß in Amerika die mit der Entseelung verbundene mechanisierte Zivilisation am weitesten vorgeschritten ist. Der ganze Dünkel der im Weltkriege einzigen wahren Sieger, die vermeinen, das Weltgewissen und die Sittlichkeit für sich allein gepachtet zu haben, stellt sich auch hierin dar als eine aus Heuchelei und pharisäischer Selbstgerechtigkeit hervorgegangene Utopie, die selber einmal das Schicksal der „Stadt in den Wolken“ ereilen dürfte. Auf alle Fälle wäre es unrecht, jenes Urteil, das die amerikanische Ehe als einen leichtfertigen Jazz in Vergleich zieht, als puritanisch und muckerhaft in das Reich der phrasenhaften Übertreibung zu verweisen.

Die Ehe — ein Jazz: abstoßender und widerwärtiger kann die autoritätsbefreite, gewissenlose Art, wie die von Gott gesegnete und gebotene, heiligste Sinnen- und Seelengemeinschaft der Geschlechter von der modernen Menschheit entwertet und parodiert wird, nicht charakterisiert werden. Wohl einem jeden von uns sind sie aus eigener Beobachtung und Erfahrung geläufig, diese eifertig, vielfach aus Augenblicksneigung, ohne geistigen und ohne wirtschaftlichen Rückhalt zusammengelaufenen Ehen meist Jugendllicher, die der Prüfung vor sich selber und vor einander glauben entraten zu können, weil sie von vornherein mit der Möglichkeit auch eines Auseinandergehens rechnen, sobald die Interessen aus einem beliebigen, oft nebensächlichen Anlaß wechseln. Aber auch viele, in mancher äußeren und inneren, gemeinsam getragenen Not bewährten, wie man annehmen sollte, dauernd zusammengeschweißten Ehen sehen wir heute unter der Zersetzung und Auflösung einer, aller Halte beraubten Volksmoral, einer der Züchtheit bequem entgegenkommenden laxen Verwilderung der ethischen Begriffe in die Brüche geraten.

Auch dies nur die Folge der Entwurzelung eines pathetisch zum neuen Lebensglauben gestempelten Materialismus. Was verlangte doch Ellen Key als Voraussetzung ihrer aufgeklärten Moral im Buch „Über Liebe und Ehe“? — Ihr Grundgesetz lautete: Freiheit der Liebe! Worunter nun allerdings nicht zu verstehen ist die heute in Schwang gekommene Willkür einer beliebigen Freigeisterei der Leidenschaft. Freiheit der Liebe bedeutet vielmehr bei ihr: Freiheit für jedes Gefühl, das des Namens Liebe würdig genannt werden könne.

Dennoch, auch hier fallen Entchristlichung und Entsittlichung in vollem Umfang zusammen. Wo man sich, wie der neue Lebensglaube, erst einmal in Sittlichkeitsdiskussionen einläßt, Auslegungen darüber anstellt, was für echte Geschlechtsmoral „relativ“ höher zu schätzen sei: freie Liebe oder unlösbare Ehe; wo man statt eines eindeutig klaren Entweder-Oder den Wust schwülstiger Konglomerate, wie einer „immer seelenvolleren Sinnlichkeit oder einer immer sinnlicheren Beseeltheit“ freizügig durcheinandermischt; wo man die Forderung der geschlechtlichen Reinheit als ein „vom Christentum genährtes“, also nicht rasch genug abzulegendes Vorurteil hinstellt; wo man sich dazu versteht, ein Geschlechtsverhältnis nicht darnach zu beurteilen, ob es das erste und einzige ist, sondern lediglich unter dem Gesichtspunkt, „ob es ein Zusammenleben gewesen ist, wo weder die Seele die Sinne, noch die Sinne die Seele betrogen haben“ — bei alle solchen vagen Schönredereien, die jede gewünschte Interpretation zulassen, darf man sich keineswegs wundern, wenn hinterher die eigenen, an sich gewiß rein und ehrlich gemeinten, aber überaus verschwommenen und vieldeutigen Ideen bei anderen nach deren persönlichem Gutdünken zurecht geformt werden. Was ist denn das: „seelenvollere Sinnlichkeit“ oder „sinnlichere Beseeltheit“? — Eine zwar klingende, aber jeder festen Abgrenzung entbehrende Problematik, unter der, je nach der „relativen“ Einschätzung, alles Mögliche zu verstehen ist.

Wohl soll, was der Lebensglaube als Liebesethik vertritt, auch ethisch genommen werden. Doch fehlt dieser Weltmoral des irreligiös gewordenen Lebensgefühls eben jede, vordem vom Gottesgesetz gebotene Bindung. Keinen anderen sittlichen Maßstab erkennt der Monist als Erotiker an, als den der Steigerung seines Daseinsempfindens. Wie ihm die Pflicht zum Glück die einzig wichtige Richtschnur seiner Lebensformung bedeutet, so gewährt er „unter dem Mantel der Liebe“ tatsächlich nicht ihr, sondern der Leidenschaft volle Freiheit, sich auszuleben, sobald einem Menschen durch sie neue Kräfte und Möglichkeiten erschlossen werden: „Wer durch eine neue Liebe versiegte Quellen singen, den Saft in kahle Zweige steigen, die schaffenden Kräfte des Lebens sich erneuern fühlt, wer dadurch fähiger zu Hochsinn und Wahrhaftigkeit, zu Milde und Edelmut wird, wer in seiner neuen Liebe nicht nur Verausgung, sondern auch Stärke

findet, nicht nur Festesfreude, sondern auch Nahrung — der hat das Recht zu diesem Erlebnis.“ Das alles klingt prachtvoll poetisch; aber mehr als tönendes Erz und klingende Schelle ist dieses Gerede nicht. Manch einer wird zunächst das Kriterium der „Stärke“ oder der „Nahrung“ für eine neu aufkeimende Leidenschaft, die nicht Liebe, sondern Lust der flüchtigen Stunde ist, voll Überzeugung in Anspruch nehmen, während der Außenstehende darin nur das Merkmal des Rauschs und der Festesfreude findet. Ist doch Rausch anfänglich allemal Lebenssteigerung, Gefühl einer wachsenden Stärke. Der Jammer pflegt hinterher sich erst einzustellen, wenn das Opiat verflogen. Dann freilich bietet dem Lebensgläubigen seine erotische Ethik die gangbarsten Brücken dar, ihn zurückzutragen, über ein für ihn selber erledigtes Liebeschicksal zu neuen, sein Schaffen erhöhenden Episoden weiter voranzuschreiten. — Unverrückbar derartiger Freigeisterei gegenüber Gottes Gesetz, niedergelegt im sechsten seiner Gebote: „Du sollst nicht ehebrechen“, das Luther dahin erklärt: „Du sollst keusch und züchtig leben in Worten und Werken“. An solchem „Du sollst“ läßt sich nicht rütteln und auch nicht herumdeuteln wie an den diskutablen Verschwommenheiten zeitgemäß aufgeklärter, neuerungsjüchtiger Moralisten.

In der erotischen Liebe, so verlangte es Ellen Key, sollte der Lebensgläubige geradezu eine Lebensfrage der Seele sehen. Wie aber nun, wenn die des Besten: der Göttlichkeit als ihres eigentlich tiefsten Lebenszentrums und Lebensimpulses entmündigte Seele seelenlose, unselige Materie geworden ist? — Frei wie die Liebe sollte die Ehe sein, frei demnach auch der Wunsch, sie zu scheiden. Dies lag nur in der Linie einer allgemein fortschreitenden Entwicklung. „Die allgemeine Meinung,“ fordert der Lebensglaube, solle sich „hinsichtlich gelöster Ehen zu jener weiteren Auffassung aufschwingen, die man schon in bezug auf die gelöste Verlobung erreicht habe.“ Das war 1906. Zwei Jahrzehnte später ist die Ehe zum Jazz herabgesunken!

Wir können das Thema nicht verlassen, ohne einen Blick nach Rußland zu werfen, wo die vom Lebensglauben als Ideal prätendierte und protegierte „weitere“ Auffassung des Liebes- und des Eheproblems im Bolschewismus eine Verwirklichung angenommen hat, die freilich auch die kühnsten Erwartungen



der erotischen Monisten noch übertreffen dürfte. Wir müssen dabei, wie so oft schon, wieder berücksichtigen, daß gegenüber der halben Resignation des westlichen Europa Rußland das Reich der radikalen Verzweiflung geworden ist. Was wir von dort her über die Art erfahren, wie die Phantasterei der freien Liebe ins Praktische umgesetzt wird, wirkt wie eine vollendete Tragikomödie auf das pathetisch betriebene neue Ethos des Westens.

Das wesentliche Hauptmerkmal für die bei Rußlands junger Generation geltende „neue Geschlechtsmoral“ erblickt ein Kritiker der — gewiß nicht engherzigen, sondern in ihrer Anschauung auch des Sittlichkeitsbegriffs reichlich liberalen — „Frankfurter Zeitung“, Joseph Roth, in einer „Reduzierung der Liebe zu einer hygienisch einwandfreien Paarung zweier durch Schulvorträge, Filme und Broschüren sexuell aufgeklärten Individuen verschiedenen Geschlechts.“ Eine Definition, die das eine richtig hervorhebt: Die völlige Seelenlosigkeit in den erotischen Beziehungen der Geschlechter. Der Verfasser des Aufsatzes, der — von seinem Standpunkt aus; andere werden anders darüber denken! — das Urteil, als wenn es in Rußland irgendwie unsittlich zugehe, als ein Vorurteil zurückweist, erkennt doch immerhin an, daß mit einer derartigen „Reduzierung“ auf das rein Physiologische die Geschlechtsebene der Liebe jede Heiligkeit, damit aber auch jede Freiheit und Schönheit verloren habe. Er spricht von einem „naturwissenschaftlichen Stadium“, in dem sich die Entwicklung der Erotik in Rußland befinde. Wenn er nun aber auch diesen Übergang „zu einer gesunden, neuen natürlichen Liebe“ — immer aus dem Gesichtswinkel der „Frankfurter Zeitung“ gesehen! — als durchaus hoffnungsvoll gelten läßt, so ist doch auch seinem Empfinden nach in der ganzen Art, wie diese neue Geschlechtsmoral einstweilen, um mit der Vergangenheit zu brechen, der Erotik alle Gefühlswerte entzogen hat, ein Zuviel enthalten. Diese „maßlose“ Aufklärung, die Rußland zwar nicht zu einem „Sündenpfuhl“, wohl aber zu einem „naturwissenschaftlichen Lesebuch“ gemacht habe, lasse im ausschließlichen Sinnlichen denn doch das Übersinnliche der Liebe gar zu empfindlich vermissen. Selbst ein absoluter Leugner der „Seele“ dürfte dieser „Naivität eines aufgewärmten Materialismus“ keinen Geschmack abgewinnen. Im ganzen kommt Joseph Roth zu dem skeptischen Resultat: „Die wirkliche Degradation ist die... vom freien, erotisch kultivierten,

mit der Fähigkeit zu lieben ausgestatteten Menschen zum sexuell funktionierenden Säugetier.“ Und weiter sagt er: „Wenn die Sowjets glaubten, es könne eine natürliche Liebe zwischen Menschen ohne das geben, was sie als metaphysisch fürchten, so irren sie sich.“ — Hier also ward endlich einmal die Grenze erreicht, wo es selbst denen, die einen „Sündenpfuhl“ um alles nicht anerkennen, denn doch des Guten zu viel wird. In Wirklichkeit hat die neue Geschlechtsmoral in Rußland ja aber nur jene Konsequenz bekannter deutscher Dichter aus der Jahrhundertwende vollzogen, die den Menschen ermahnten, an der herrlichen Entfaltung des Tieres sich selber ein Beispiel zu nehmen. Nun mit einemmal zeigt sich, daß ein metaphysisches Moment auch in der natürlichen Liebe „zwischen Menschen“ nicht entbehrt werden kann.

Was im besonderen die Ehe anlangt, so ist sie in Rußland nun zwar nicht etwa gänzlich abgeschafft worden, aber angepaßt der atheistischen, dort freilich nicht mehr monistisch patifizierenden, sondern mit jeder Gläubigkeit und jeder Verantwortung außer der einen gegenüber dem Gedanken der Revolution gründlich aufräumenden Weltanschauung der Sowjets. Vor allem ward mit dem geistlichen Einfluß bei Vollzug der Eheschließung in rücksichtsloser Schärfe gebrochen. Für jene, die auf eine staatliche Trauung überhaupt Wert legen, ist eine feierliche sogenannte „Eheinstruktion“ vorgesehen, die wie ein Hohn auf das heilige Sakrament anmutet, dabei zugleich als dessen äffische Nachahmung wirkt. Den Altar ersetzt eine mit rotem Tuch ausgeschlagene Tribüne. Vor sie hin tritt das Paar und wird nunmehr in einer kurzen Ansprache des Eheverrichters mit den Grundsätzlichkeiten der roten Ehe vertraut gemacht. Diese bauen sich auf in der Anerkennung der Revolution. Deren Erzungenschaften zu achten, ihre Forderungen zu erfüllen, ist die oberste Aufgabe des jungen Paares für seine künftige Lebensführung. Sodann wird dieses, wie auch in der alten Formel üblich, um die Freiwilligkeit seines Entschlusses befragt und um sein Verantwortlichkeitsgefühl vor der Revolution. Darnach wird die Trauung im „Namen der Weltrevolution“ eingeseget. Der Eheverrichter gibt die Hände zusammen und prägt den Vereinigten nochmals nachdrücklich ein, daß sie als revolutionärer Mann und revolutionäre Frau sich streng an die Prinzipien der Revolution zu halten und ihre Kinder in deren

Geist und Gesinnung zu treuen Anhängern und Verteidigern des Sowjetstaats zu erziehen haben. Ein Chor von Rotgardisten singt die Internationale, womit die „heilige“ Handlung beendet ist. Alles geht in der weihervollen Stimmung nach Hause, es sei „fast wie in der Kirche“ gewesen.

Meist allerdings verzichtet der Bolschewist auf allen überflüssigen Floskeltram, denn binden fürs Leben tut die frei eingegangene rote Ehe ja ohnehin nicht. Zumal die Jugend, die derartigen Traditionserbass eher entbehren kann, weil sie in der revolutionären Idee bereits groß wurde, gewissermaßen in sie hineinwuchs, pflegt mit dem schmückenden, aber zwecklosen Weinwerk reinen Tisch zu machen. Für sie ist die sexuelle Frage ohne Umschweife, nämlich ganz momentan — wie sagte doch Joseph Roth: „naturwissenschaftlich“ zu lösen, aus dem plötzlichen Trieb nach Geschlechtsgemeinschaft.

Lenin, der 1918 das neue Ehegesetz erließ, das die leichte Lösbarkeit der Ehe auf Grund des Vertrauens zu dem Verantwortlichkeitsbewußtsein des Einzelnen sanktionierte, äußerte sich gelegentlich über die erotischen Anschauungen unter den Sowjets wörtlich in dem folgenden Bekenntnis: „Sie kennen unsere Auffassung, daß in der kommunistischen Gesellschaft es ebenso einfach ist, sein Bedürfnis nach Liebe zu befriedigen, wie einen Schluck Wasser zu nehmen.“ Diesem wahrhaft „sittlichen“ Dogma nun ist, nach Mitteilung des Bremer Dr. Kulenkampff-Pauli, die er in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie“ veröffentlichte, das gegenwärtig in Rußland bestehende Familien- und Eherecht angepaßt worden. So lehnt dieses unter anderem sowohl die Strafbarkeit der Blutschande als auch der Doppel- oder der Mehrehe ab. Diesbezüglich bemerkt die höchste richterliche Kontrollstelle: „Indem unsere Gesetzgebung den Standpunkt der Monogamie, der im Leben der Kulturvölker eine tief eingewurzelte Tatsache bedeutet, nicht aufgibt, betrachtet sie die faktische zweifache oder selbst mehrfache Ehe als kein Verbrechen.“ Eigentlich eine hübsche praktische Nutzenanwendung der von Ellen Key seinerzeit vertretenen Ideologie. Wobei obenein sympathisch berührt, daß man sich im Geltenlassen wenigstens der Monogamie auf den Boden der Tatsachen stellt, die man aus dem Leben der Kulturvölker, sehr bedauerlicherweise, nun einmal nicht eliminieren kann.

Dem Gesetz nach besteht freilich immerhin eine Art Unter-



haltsverpflichtung selbst zwischen den geschiedenen Ehegatten, aus der aber auch der Mann seinen Profit zu ziehen vermag, indem, gleich ihm, anderseits auch die Frau gehalten sein soll, dem unvermögenden Teil, der außerstande ist, sich selbst zu ernähren, ein gewisses Existenzminimum auszusetzen.

Im übrigen vollzieht sich die Trennung der Ehe, die lediglich die Bedeutung eines Gesellschaftsvertrages mit längerer oder kürzerer Kündigungsfrist besitzt, in den denkbar einfachsten Formen: Ein paar amtliche Fragen, dann wird eine gestempelte Wichtigkeitserklärung erlassen. Bezeichnend für die volle Irrsinnigkeit dieser Zustände ist das rapide Heraufschwellen des Scheidungsfiebers im Laufe des vorletzten Jahres: Während 1926 auf je 100 Ehen 26 Scheidungen kamen, stehen — nach Angaben der *Grasnaya Gazeta* — für Leningrad 1927 in den ersten fünf Monaten 9681 Eheschließungen bereits 7255 registrierte Scheidungen gegenüber. „Mit jeder neuen Jahreszeit“ pflegt man, wie das Kleid, so auch den Ehepartner zu wechseln.

Wie dabei die Lösung der Kinderfrage zu denken ist? — Die Diktatur der Sowjets vertritt hier den Standpunkt: „Die Eltern sollen sich die engherzige, unvernünftige Liebe zu den Kindern abgewöhnen, sie sollen die Kinder nicht an die egoistische Familie anketten; dann werden, statt auf ihre persönlichen Interessen bedachter Individualisten, Mitglieder der großen Gemeinschaft, die sich Menschheit nennt, heranwachsen.“ — Man zweifelt, ob solche und ähnliche Theorien einer — Trozki gebrauchte den Ausdruck: „neuen höheren Familienordnung“ noch von Wesen vertreten werden, die mit Denken und mit Vernunft begabt sind, um von Gefühl und Gemüt ganz zu schweigen. Abgesehen von allen Einwendungen, die das Seelische etwa berühren, liegt die Unlogik auf der Hand, daß bei Herauslösung der Kinder aus dem Zusammenhang mit der Familie, die von Anbeginn der Menschheitsgeschichte die Grundlage und Voraussetzung jeder Staatenbildung und Staatenentwicklung gewesen ist, wo jede Erziehung zur Rücksichtnahme auf andere fehlt, der Individualismus umschlagen muß in den frassesten, keiner Eigenbegrenzung gewohnten, zu ihr auch nicht willigen Egoismus. Kinderelend und Kinderverbrechen in Rußland, die zu den unglaublichsten Zuständen geführt haben, denen gegenüber die Autorität des Staates oft

malß ganz machtlos ist — so haben sich aus verwahrlosten Kindern vielfach ganze Räuberbanden gebildet, die, ohne daß man ihnen beikommen kann, weite Bezirke terrorisieren —, reden denn auch eine mehr überzeugende Sprache als alle diese verlogenen und bornierten Phantastereien.

Der demokratische Reichsminister Erich Koch-Weser, auf dessen Eindrücke seines russischen Aufenthalts bereits an früherer Stelle zurückgegriffen wurde, weiß über dieses Kapitel des Kinderelends, das er ein besonders trauriges nennt, Erschütterndes mitzuteilen: „Fast tierisch muten diese Kleinen, mit einer Schmutzkruste überzogenen, mit den allerletzten Resten von Lumpen ihre Blöße deckenden Geschöpfchen an. Sie betteln den Passanten auf der Straße an und beschimpfen oder schlagen oder stoßen ihn, wenn er nicht gibt. Sie fahren — was wohl nur bei der geringen Geschwindigkeit der russischen Züge möglich ist — unter den Eisenbahnwagen mit und kriechen auf den Stationen darunter hervor... Sie schlafen in der Nacht draußen in Sturm und Regen... Kein Beamter, kein Polizist kümmert sich um sie, denn wo sollte er mit ihnen bleiben? Jeder geht ihnen nach Möglichkeit aus dem Wege. Nur in einem Restaurant in Batum, in das sie immer wieder bettelnd und stehlend eindringen, sah ich, wie ein Kellner einen niederschlug. Er blieb liegen, bis einige seiner Gefährten kamen und ihn forttrugen.“

Wohl gibt es staatliche Heime für diese verwahrlosten Kinder, aber sie fassen die Menge nicht; auch lassen die aller Ordnung entwöhnten Geschöpfe sich meist gewaltsam nur internieren; wo immer es angeht, rücken sie wieder aus, um ihr ungebundenes Abenteuerleben neu aufzunehmen. „Alle, die in den wenigen Anstalten nicht Platz finden, ziehen halb vertiert und nomadenhaft, fremd und feind der menschlichen Sittlichkeit und Kultur, durch das weite Land, verwildern und verkommen auf seinen Landstraßen und Schienenstrecken... Sie bedeuten eine wachsende Gefahr für das Land.“ — So weit der deutsche Besucher, dessen Eindrücke noch als begrenzt anzusehen sind, da Ausländern eine umfassende Kenntnis der in Rußland herrschenden Mißstände nach Möglichkeit vorenthalten zu werden pflegt; in der Regel schauen sie mehr nur die äußere Fassade.

In diesem Sinne führt ein unbedingt eingeweihter, zuverlässiger Kenner, Joseph Douillet, der als früherer bel-

gischer Konsul und später als Bevollmächtigter der Nansenstiftung für Sowjetrußland von Anfang der neunziger Jahre bis 1927 fast ununterbrochen in Rußland gelebt und sich in dieser Zeit die umfassendsten Kenntnisse von Land und Leuten zu eigen gemacht hat, in seinem 1928 zu Paris erschienenen Buche: „Moskau ohne Schleier“ an interessanten Beispielen aus, daß die berühmten „Potemkinschen Dörfer“, die schon einst Katharina der Großen an Stelle endloser Einöden blühende Ortschaften vorspiegeln mußten, indem sie auf Reisen der Zarin durch Mütterchen Rußland allenthalben am Horizont der jeweils eingeschlagenen Wegstrecke praktikabel auf- und zum Zweck neuer Verwendung rasch wieder abgebaut wurden, bei Besichtigungen seitens ausländischer Kommissionen auch im heutigen Sowjetparadies, in zeitgemäßer Abwandlung, immer noch existieren. Unter anderem berichtet er die folgende, grotesk anmutende Episode, die sich beim Besuch einer britischen Abordnung tatsächlich ereignet hat: „Die Bauern wurden plötzlich mit ihren Wagen und Pferden aufgeboten und mußten eine große Menge Streu nach einer Mühle an der Eisenbahnstrecke bringen. Diese Mühle war seit Jahren nicht mehr in Betrieb, aber das Stroh wurde nun in den Öfen verbrannt, und die Wolken von Rauch, die aus den Schornsteinen aufstiegen, riefen den Eindruck hervor, daß das Unternehmen in voller Tätigkeit sei.“

Nach Douilletts Angaben gibt es besonders beamtete Kräfte der Tscheka für die Ausführung solcher und ähnlicher gerissener Manöver, die zur Tagesordnung gehören: „Sie führen Deputationen aus dem Ausland durch eine Anzahl von Fabriken, Krankenhäusern, Kinderasylen und Sanatorien, die zu diesem Zwecke sorgfältig vorbereitet sind, um zu zeigen, daß unter dem Sowjetstern alles vorzüglich geordnet ist.“ Selbst den offiziellen Statistiken, die propagandistisch gefärbt sind, dürfe man nicht ohne weiteres trauen. — Auf einer Täuschung derart beruht denn auch wohl das verhältnismäßig günstige Urteil des deutschen Ministers, dem die Kinderasyle immerhin noch als wenigstens vor dem schlimmsten bewahrende Zufluchtsstätten erscheinen; in Wahrheit ist es recht traurig darum bestellt. In diesen Anstalten, in denen zu Beginn des Jahres 1927 rund 800 000 Kinder untergebracht waren, herrschen die furchtbarsten Verhältnisse, die es begreiflich machen, wenn diese ärmsten,



jammervollsten Opfer der neuen Menschlichkeit das Elend der Straße vorziehen dem Elend dieser entsetzlichen Heime.

Die Witwe Lenins, Frau Krupskaja, spricht es rückhaltlos aus, daß die unglückseligen Geschöpfe, die hier vegetieren, erst völlig entseelt und geradezu zu Verbrechern herangezogen werden. Ergänzend erklärt eine andere Kommunistin, Frau Smidowitsch, in bezug auf die sittliche Verwahrlosung dieser, ihren Instinkten ohne Einschränkung überlassenen Kinder, daß für sie „die Begierde das Maß aller Dinge geworden“ sei. Förmlich verzehrt, buchstäblich angefressen von den entsetzlichsten Seuchen und Krankheiten, vagabondieren eltern- und obdachlose Minderjährige in den Städten und auf dem Lande umher, nächtigen in der peinigenden Kälte des russischen Winters, bei dreißig bis vierzig Grad Frost, in Müllkästen und Asphaltkesseln und werden am Morgen „truppweise erfroren“ aufgefunden. So fand man in Moskau im Verlauf von sechs Wochen 1025 erfrorene Kinder! Die Folge der freien Liebe: Ein Heer von Toten und unheilbar vernichteten Krüppeln, die ihre ansteckenden Gebrechen weiter unter die Bevölkerung tragen. Dies die Realität des Triebes als Sittengesetz!

Auch den überzeugtesten Sowjet-Glaubensbekennern, soweit sie noch irgendein Rudiment von Verantwortung in sich fühlen, ist allmählich denn doch die Erkenntnis gekommen, daß solcherlei Libertinage, rein staatlich, auf die Dauer unhaltbar ist. So gab Lenin bereits offen zu, daß die so ungemein fortschrittlich und großzügig gehandhabte Theorie seines neuen Ehegesetzes in der Praxis „immerhin viele junge Menschenleben zerstört“ habe. Es war im Herbst 1925, als in der Sowjetpresse über den Kommunismus der Weiber und Männer sich eine aufsehenerregende Debatte entspann. In deren Verlauf stellte es sich heraus, daß diese freie Sexualität in der Propagierung des lediglich „naturwissenschaftlich“ genommenen Trieblesbens recht fern davon war, das erträumte Ideal zu verkörpern, daß sie vielmehr ein unsagbares, jammervolles Elend gezeitigt hat. In der Moskauer „Prawda“ brachte die schon erwähnte Kommunistin S. Smidowitsch einen Artikel heraus, der dann zu eingehenden Auseinandersetzungen in Für und Wider Veranlassung gab. Nach diesen Ausführungen wird als einzig würdig eines ehrlichen Kommunistentums „die allerprimitivste Auffassung“ der Liebe betrachtet. Alles, was jenseits dieser äußersten Pri-

mitivität liege, werde als reaktionäres Spießbürgertum ver-  
schrien. Jeder unreife Jugendliche fordere volle Freiheit seiner  
Instinkte. Schlägt ein Mädchen die auf sie gefallene Wahl des  
„Männchens“ aus — sehr bezeichnend wird ausdrücklich der  
Titel „Männchen“ aus dem Tierreich herangezogen! —, so ver-  
fällt sie unter Umständen einer als Terror anzusprechenden  
Fehme, indem sie, mit dem Vermerk, keine waschechte Kommu-  
nistin zu sein, aus der proletarischen Arbeiterfakultät ausge-  
stoßen wird, was so viel wie Erwerbslosigkeit bedeutet. Hieraus  
hat sich in Rußland ein unermessliches Elend der weiblichen  
proletarischen Jugend ergeben, die, eingeschüchtern durch die  
Drohungen und sie unablässig verfolgenden Intriguen der ab-  
gewiesenen männlichen Genossen, will sie nicht verhungern zu-  
grunde gehen, genötigt ist, dem Zwang einer freien Hingabe,  
die in Wirklichkeit Vergewaltigung bedeutet, zu gehorchen. Ein  
Bild dieses ganzen Sammers rollt Frau Smidowitsch in den  
folgenden Worten auf: „Das bleiche erschöpfte Gesicht des Mäd-  
chens, die sich zur Mutterschaft bereitet, die tiefliegenden Augen  
der schwangeren Frau“ sprächen von den ergreifenden Folgen.  
„In dem Zimmer der Kommission für Aborte kann man in die-  
sen Gesichtern mehr als eine Leidensgeschichte jugendlicher Kom-  
munistenliebe lesen, und das Resultat — die Verstümmelung  
des physischen Organismus der jungen Mutter, zugleich auch  
die Entartung ihrer Psychologie.“

Diese Schilderung wird bestätigt durch einen Bericht in der  
Bosfischen Zeitung vom April 1927. Dort schreibt ein in Mos-  
kau ansässiger Mitarbeiter, Dr. Erwin Honig, daß zu einem be-  
stimmten Termin in einer dortigen Geburtsklinik, welche die  
Gattin eines auswärtigen Diplomaten zu ihrer Entbindung  
aufsuchte, diese Frau unter dreißig Insassinnen die einzige war,  
die einem Kinde das Leben schenkte: „Alle anderen, fast durch-  
weg jüngere Mädchen, hatten die Aufnahme zum entgegen-  
gesetzten Zweck gefunden. Das Kommen und Gehen in den Kli-  
niken ist fast schon so Gewohnheit geworden, wie der Weg zum  
Friseur wegen des Bubikopfs.“ Im gleichen Zusammenhang er-  
wähnt der Berichterstatter den Tschubarowprozeß, der in Lenin-  
grad spielte und ein grauenvolles Licht auf die Vorgänge in  
kommunistischen Jugendclubs warf; es handelte sich um eine  
von 30 Jugendbündlern vergewaltigte Studentin.

Wir greifen zurück auf die Jahrhundertwende, auf Wede-

kind's Zwerggrieseu Hidalla, der eine neue Adelsgesellschaft veredelter Rassezucht auf der Basis der freien Liebe in äußerster „Primitivität“ zu gründen bestrebt ist: mit dem Recht der beliebigen geschlechtlichen Augenblickswahl, die kein Mitglied dem andern ausschlagen darf. Übrigens eine Idee, die bereits im klassischen Sturm und Drang vorgespukt hat; wir denken an Heines verwilderten Roman „Ardinghello“. Auch der jungdeutsche Sturm und Drang griff sie dann späterhin auf. Was Wedekind und jene Wirrköpfe vorweg nahmen, hat dann in Rußland jene eben dargelegte recht verzweiflungsvolle Erfüllung gefunden.

Gewiß, dem Gesetz nach soll auch bei den Sowjets, wie wir früher hörten, eine bedingte Verantwortlichkeit bestehen, die sich sowohl auf das Verhältnis zwischen den Gatten, beziehungsweise den lose zusammengelaufenen Paaren erstreckt, als auch auf Mutterschaft und die aus einer freien Vereinigung hervorgehenden Kinder. Doch erkennt der Mann in der Regel solche Verpflichtungen nicht an. Denn den ganz krassen Radikalisten gilt neben der Enthaltensamkeit auch die Mutterschaft als „Spießbürgertum“. Wie wir gleichfalls schon ausgeführt haben, bestimmt ja die Diktatur des Bolschewismus auf pädagogischem Gebiet, daß die Kinder nicht an die egoistische Familie zu ketten seien. In diesem Sinne nimmt denn auch J. Tschchow zur Anklage der Frau Smidowitsch in einer Erwiderung Stellung: Frau Smidowitsch scheine die „neue Lebensweise“ unter den Sowjets ganz zu verkennen; sie unterscheide sich von jener der alten bourgeoisen Gesellschaft eben gerade darin, daß „bei uns überhaupt keine Familie existieren soll, weder die alte noch die neue.“ — Ein anderer Gegner der von Frau Smidowitsch verfolgten unrevolutionären Reaktion, die immer noch auf halbem Wege abbremsen will, M. Brudni, gibt gleichfalls zu bedenken, daß die gerügten Beanstandungen von völlig falschen Voraussetzungen ausgingen; man möge sich doch darauf besinnen, welche Gesellschaftsordnung die jetzt in Rußland herrschende sei? Er gibt die Antwort: „Die der systematischen Vernichtung des Privateigentums.“ Das bedeute für die Familie: systematische Zerstörung ihrer Grundlagen. Die gegenwärtige Lebensweise der Jugend „ist nichts anderes, als der revolutionäre Bruch der Gesellschaftsverhältnisse, die auf der Grundlage des Privateigentums entstanden waren. Und wer weiß, v i e l-



Leicht ist auch der Widerwille gegen das Kollektivkind eine Art unbewußten Protestes eben dieses Privateigentums.“

Damit stehen wir denn glücklich wieder vor der letzten Konsequenz, jenem toten Punkt, wo das irreligiös gewordene Lebensgefühl sich zum Wahnsinn entscheidet. — Auf die sonstigen, je nach der Einstellung, teils widerwärtigen und irrsinnigen, teils erschütternden Stimmen der Auseinandersetzung brauchen wir nicht näher einzugehen. Sie redet eindringlicher als dickleibige Bände von der Leidensgeschichte physisch verstümmelter, ins Pathologische und Perverse entarteter junger Mädchen und Frauen. Man gewinnt die Überzeugung, daß in Rußland breitesten Volksschichten, die sich vornehmlich aus der heranwachsenden Degeneration rekrutieren, vor dem Selbstmord stehen. Die Degeneration des Seelischen führt allmählich auch zu einer Degeneration der Körper. Der einzige Ausweg, der bleibt, falls nicht bald eine Wandlung und Rückbesinnung eintreten sollte, kann nur der sein eines sich selber „Entdenkens ins Nichts“, womit dann der Nihilismus auch ethisch eine seiner politischen Gestaltung entsprechende Wahrheit annehmen würde. Immer wieder wirken von verschiedenen Seiten die Kräfte auf einen zentralen Punkt hin zusammen: die völlige Zerstörung irgend vorhandener Lebensgesetzmäßigkeiten und Lebensmöglichkeiten. Was allerdings immerhin — konsequent ist, wiederum ein Beweis, wie Gottlosigkeit in Verzweiflung endet.

Dies der tragische Weg der, von der religiösen Autorität des göttlichen Sittengesetzes befreiten, dem Individuum seine Eigengesetzmäßigkeiten zubilligenden Erotik. Das wahre Antlitz der Utopie, die mit dem erotischen Monismus des Lebensglaubens so feingeistig reizvoll begann, entschleierte sich im geschlechtlichen Kommunismus: es ist eine Frage des Todes, die zugleich grotesk und unheimlich wirkt. Eine Lebensfrage der Seele hat Ellen Key die Freiheit der Liebe genannt. Nun sehen wir das Seelische ausgetilgt, förmlich gemordet, zugunsten einer „naturwissenschaftlichen“ Auffassung auch der Liebe, die als ihr Recht und — als ihre Gewalt die alleräußerste Primitivität für sich in Anspruch nimmt: die entgottete Liebe führt zu einem ebenso seelen- wie lieblosen, abgrundtiefen Verwesen. Mag diese Krankheit zum Tode im Bolschewismus als eine anderwärts nicht erreichte Höchstkrise in die Erscheinung treten — ihre

Symptome sind auch sonst im zivilisatorisch entgleisten Europa der westlichen Staaten genug festzustellen.

Wir denken in diesem Zusammenhange an die, gerade in jüngster Zeit so vielfältig unternommenen Versuche aller möglichen und unmöglichen, sogenannt modernen Ehereformen. Etwa an des holländischen Arztes van de Velde, eine wahre, wenn jetzt auch schon wieder im Abflauen begriffene Sensation erregende Schrift von der „Vollkommenen Ehe“, als deren oberste Bedingung er ihre Erotisierung erklärt, oder an die in vielfachen Formen und Abwandlungen auftretenden Vorschläge, die der „Zeit“, der „Versuch“ und der „Kameradschaftsehe“ das Wort reden. Für diese setzt sich bekanntlich an führender Stelle der amerikanische Jugenddichter Ben B. Lindsey ein, dessen, gegenüber van de Velde's Vorschlag ein vielleicht noch erhöhtes Aufsehen machende Bücher: „Die Revolution der Jugend“ und „Die Kameradschaftsehe“ inzwischen ja auch in deutscher Ausgabe erschienen sind. Neues bringt diese sehr vage, in der Realität ganz unhaltbare Problematik durchgehends nicht; handelt es sich doch im Grunde genommen allenthalben um ein unfruchtbares Zurückgreifen auf Ideen, die vielleicht nicht immer gerade unmittelbar von Ellen Key angebahnt sein mögen, die ihren Ursprung aber jedenfalls haben in der, auf sittlichem Gebiet bereits stark wankend gewesenen, unsicheren Denks- und Gefühlseinstellung, die schon die Jahrhundertwende den Fragen um Liebe und Ehe entgegenbrachte; und dies nicht ohne den bestimmenden Einfluß der schwedischen Schriftstellerin.

Ebenso wenig wie der ursprünglich ernst gemeinten, keiner Kaszivität die Wege ebnenden Auffassung über Liebe und Ehe bei Ellen Key, liegt der von Lindsey als Rettung aus der Ehe-not vertretenen „Kameradschaftsehe“ eine irgendwie leichtfertige Wertung der innigsten menschlichen Gemeinschaftsformen von Liebe und Ehe zugrunde. Sein Ideal ist durchaus die Monogamie, und auch sonst ist seine gesamte Anschauungsweise unbedingt sittlich und sogar edel zu nennen. Die Kameradschaftsehe, die er nichts weniger denn als eine Art von vorn herein mit der Aussicht auf spätere Scheidung eingegangene „Probehe“ verstanden wissen will, soll möglichst zur dauernden Einehe führen. Ihr einziger Zweck ist — unter Voraussetzung der vorerst zwischen den Gatten vereinbarten Kinderlosigkeit —, die etwa nach einigen Jahren sich als notwendig

herausstellende Trennung gesetzlich zu erleichtern. — Wird aber mit einer solchen, die Herzkammer der Ehenot ganz und gar nicht erreichenden, dazu in vielfacher Hinsicht höchst ansehbaren Behelfseinrichtung oder mit der Forderung nach biologischer Aufklärung, die immer wieder im Mittelpunkt seiner Ausführungen erscheint, der Kern der Krise getroffen? In ihn dringt Lindsey nicht ein.

In einem Aufsatz des „Hannoverschen Kuriers“ nimmt Kurt Voss zu dem Versuch des Amerikaners Stellung; er kommt zu dem abschließenden Ergebnis, wie es in wenigen Worten die bereits in der Grundanlage fehl gehende Theorie Lindseys nicht klarer und einwandfreier aufdecken und widerlegen könnte: „Wir Deutsche können bei diesem Rezept — denn ein solches gibt Lindsey — nicht übersehen, daß er bei allem ehrlichen Willen doch lediglich an den Symptomen herumdoziert, daß er nur biologische Tatsachen, keine ethischen sieht. Es ist ein humanitärer Fortschrittsgedanke echt amerikanischen Zuschnitts, dem er huldigt, ein gesunder Glaube an die Heilkraft der Natur, die, nachdem die Menschen sie durch moralische Schranken eingeengt haben, höher und höher sich entwickeln wird, wenn man ihre Fesseln löst. Ein beneidenswerter Glaube, wie er nur in dem prosperierenden Amerika gedeihen kann, gleichwie nur dort auf dem Grunde des Glaubens an die Vollendbarkeit des Menschen die Völkerbunds-idee wachsen konnte. Uns ist auch diese Glaubensgrundlage schwankend geworden, und die kleinen formalen Verbesserungen helfen uns nicht. Wir können selbst mit den paar schöpferischen Geistern nichts anfangen, die uns vielleicht mit neuen Formen des Zusammenlebens bekannt machen, weil unsere Ehenot nicht die Frucht biologischer Unkenntnis, sondern Teileines glaubenslosen Zustands ist, der unser gesamtes Leben aus den Angeln gehoben hat. Unsere Ehenot ist auch eine Ausstrahlung unserer Kulturnot, und keine neue Form des Gemeinschaftslebens, kein Ehegesetzgeber wird uns in ein besseres Morgen führen, sondern allein der neue gläubige Mensch.“

Wir wollen voraussetzen, daß all die Versuche, der „sexuellen Not“ in irgendwelcher Ehereform zu begegnen, im einzelnen an sich aufrichtig gemeint sein mögen; in ihrer Wirkung jedoch tragen sie nur dazu bei, die heillose Verwirrung noch heillosen



zu verwirren. Denn alle die vielen Auswege, die der Zeit zu ihrer Heilung gezeigt werden, führen weit ab von dem einzigen, der wirklich ein Ausweg wäre: dem Weg einer völligen Neuorientierung der Ehe auf der Grundlage einer, im von Gott gebotenen Gesetz fest verwurzelten Sittlichkeit. Die allerdings anerkennt keine zeitlich begrenzten Versuche — sie prätendiert die Ehe als heiliges, unlösliches Sakrament, vertritt, im Gegensatz zu allen zeitgemäßen Bestrebungen der Erotisierung, den Standpunkt, daß die Gemeinschaft der Gatten kein Lustlager ist, sondern ein wechselseitiges Erziehen und einander Emporläutern mit dem Ziel, daß ein Teil dem anderen zu immer reiferem Werden verhilft. Ein Weg ist es der freudigen Opferbereitschaft, auch Kampf und Not miteinander zu tragen, ein Weg der Duldung und der Geduld, die nicht, wie Ellen Key es verlangt, im eigenen das Glück des andern, vielmehr umgekehrt in dem des andern das eigene Glück findet. Ein Weg — unter dem Kreuz, als dem Symbol der reinsten, von aller Selbstsucht befreiten Liebe. Ein Weg der Heilung, die — Heiligung ist.

Die Zeit will diesen Weg nicht beschreiten, sie wählt andere, die ihr mehr „zeitgemäß“, will sagen: bequemer erscheinen. Mit dem Ergebnis, daß der Erfolg ihrer Heilungsmethoden auch hier wiederum eine immer fühlbarer werdende halbe Resignation und ganze Verzweiflung ist. — Wie diese übergreift in einem weiteren Prozeß der Degeneration auf das künftige Geschlecht, soll im folgenden Abschnitt dargelegt werden.

### 3. Im Jahrhundert des Kindes

Das ist auch so ein Schlagwort unserer zum Modern reisen Moderne gewesen: das Jahrhundert des Kindes. In ihm sollte der neue Menschenheiland, dessen die Welt zu ihrer Erlösung bedurfte, geboren werden. Der Begriff, wieder von Ellen Key in ihrem gleichnamigen, berühmten Buche geprägt, kam mit dessen Erscheinen zur Wende von 1900 auf. Gewidmet war dieses Werk: „Allen Eltern, die hoffen, im neuen Jahrhundert den neuen Menschen zu bilden.“ Selbstverständlich war auch diese Aufgabe ganz unter das Entwicklungsgesetz des Monismus gestellt. Ein guter Zuschuß Übermenschentum war gleichfalls in das Rezept der Neumenschlichkeit hineingebacht worden, wie sie das zwanzigste Jahrhundert überwiegend zu einem, vom

Kind, der heranwachsenden, beziehungsweise noch zu gebärenden jungen Generation bestimmten Zeitalter prägen sollte. Darum hatte die Verfasserin ihrem Werk als Geleitwort den Spruch aus dem „Zarathustra“ Nietzsches vorangestellt: „Euer Kinder Land sollt ihr lieben: diese Liebe sei euer neuer Adel, — das unentdeckte im fernsten Meere! Nach ihm heiße ich euer Segel suchen und suchen. An euren Kindern sollt ihr gut machen, daß ihr eurer Väter Kinder seid: alles Vergangene sollt ihr so erlösen.“

In diesem Buche — mehr als in anderen Schriften der Ellen Key — ist manches Beherzigenswerte niedergelegt worden, so besonders in den Abschnitten, die sich mit Frauenarbeit und Mutterschutz beschäftigen, oder auch in der Kritik der Seelenmorde, die eine falsch gerichtete, die Individualität gewaltsam einengende und untergrabende Erziehung am Kinde verübt. Mancher in dem Kapitel: „Die Schule der Zukunft“ angeregte Gedanken, der damals unerhört neuartig anmuten mußte, ist inzwischen nicht nur in Schweden, sondern auch bei uns in Deutschland und anderwärts praktisch ausgeführt worden. In anderen Abschnitten wieder gehen wir nicht mit, wo nämlich, wie in den Angriffen gegen den Religionsunterricht, — auch hieraus hat das Problem der konfessionslosen Schule sich vieles zu eigen gemacht —, der ausgesprochen antichristliche Standpunkt betont in den Vordergrund tritt. — Wir können es uns im übrigen auch ersparen, die in dem Werk vorgetragenen Ideen im einzelnen zur Sprache zu bringen. Unsere Aufgabe besteht wieder lediglich darin, daß wir versuchen wollen, uns darüber Klarheit zu schaffen, was aus dem schöngeistigen und schönethischen, aber atheistisch fundierten Ideal im Verlauf des ersten Vierteljahrhunderts zu tatsächlicher Erfüllung gereift ist.

Dabei ist es keineswegs nötig, gleich das letzte Extrem: das Kollektivkind oder die Abortkommissionen des russischen Bolschewismus als Ziel eines gegensätzlich ausgefallenen Aufklärungsfortschritts noch einmal heranzuziehen; wir können uns auf Europas zivilisierten Westen beschränken, um in unserer eigenen Mitte zu entdecken, welche eigenartige, den Sinn in Widersinn verkehrende Ausgestaltung dieses so vielverheißend begrüßte Jahrhundert des Kindes erfahren hat.

Charakteristisch für die, zu Eingang des vorigen Abschnitts geschilderten modernen Ehen ist vielfach der Wille, überhaupt

ohne Nachkommenschaft zu bleiben, da sonst in die ungebundene freie Verantwortungslosigkeit, die ja Voraussetzung für die Lebenssteigerung des mündigen Menschen ist, eine gewisse, seine Entfaltung nach eigenem Willen hemmende Verantwortung hineinkommen könnte. Dieser Wille zur Unfruchtbarkeit ist, das sei im voraus bemerkt, typisch amerikanisch und von dem, den zivilisatorischen Segnungen des neuen Kontinents bewundernd und bereit zur Nachahmung offenen Europa übernommen. Drüben geht die Regierung des Kindes bereits so weit, daß ein von jenseits des großen Wassers nach Deutschland heimgekommener Journalist unlängst in einem Aufsatz über das American girl, ironisch halb, halb aber auch ernsthaft, bemerkte: die Amerikanerin, bei der Eheschließung befragt, ob sie ein Auto oder ein Baby wünsche, würde sich für das Auto entscheiden!

Dieser Zug egoistischer Unnatur ist eben allen zivilisierten Rassen und Völkern gemeinsam. In der deutschen Dichtung der verflossenen Jahrhundertwende tritt er beängstigend hervor — immer ein erstes Zeichen, daß etwas im Staat und im Volk faulig ist. Der Verherrlichung des neuen Geschlechts und des künftigen Heilandskinds nebenher geht nämlich in dieser, die Neumenschlichkeit des Weltenmessias predigenden Literatur ein auffälliges Hinneigen zu defakter Lebensverneinung, das seinen Ausdruck findet im Unwillen zur Zeugung wie zur Empfängnis, weil das Vorhandensein von Kindern die auf selbstischen Genuß bedachte Persönlichkeit zu versklaven drohe. Da ist, um ein Beispiel zu nennen, in dem Roman Jacob Wassermanns: „Christian Wahnschaffe“ in einer Episode von einer Frau die Rede, die sich Mutter fühlt und sich weigert, ihre Leibesfrucht auszutragen. Soll ein Wesen sie und den Gatten „affenhaft“ wiederholen? „Wir graut davor.“ — In einer anderen Defaktenzschilderung der Jahrhundertwende, dem Roman „Wurzellocher“ von Wilhelm von Polenz, stoßen wir auf das jene Ehe ergänzende Gegenbeispiel einer freien Liebe; hier ist es die Geliebte, die dem Mann voller Glück das Geheimnis des werdenden Lebens verrät. Er aber sieht sich plötzlich vor einen Abgrund gestellt; denn eine Verantwortlichkeit, wie sie sich nunmehr ergeben könnte, ist ganz und gar nicht in seinem Sinne gelegen. „Ihm war zumute, als müsse er aufspringen und sie von sich stoßen... Ihn mahnten furchtbare Möglichkeiten.“ Dies im sogenannten, viel gepriesenen Jahrhundert



des Kindes. Keine Beispiele bloß aus der Literatur, sie geben, für damals und noch mehr für heute gültig, unzählige typische Fälle des täglichen Lebens wieder. Verstehen wir daraus die für das fin de siècle — in der Dichtung etwa bei Wedekind oder in dem Roman des Emil Strauß „Freund Hein“ behandelten — bezeichnenden vielfachen Kinder- und Frühlingserwachen=Tragödien?

Spengler in seinem „Untergange des Abendlandes“ erblickt in der Unfruchtbarkeit des zivilisierten Menschen geradezu den Beweis für die Tatsache, „daß das Dasein immer wurzelloser, das Wachsein immer angespannter“ geworden ist. Für ihn tritt damit eine Erscheinung, die sich im Stillen längst schon bereitet hatte, „in das helle Licht der Geschichte, um dem ganzen Schauspiel ein Ende zu bereiten.“ Und zwar, so führt er aus, handle es sich hier nicht um etwas, „das sich mit alltäglicher Kausalität, etwa p s y c h o l o g i s c h, begreifen“ lasse: „Hier liegt eine durchaus m e t a p h y s i c h e Wandlung zum Tode vor. Der letzte Mensch der Weltstädte will nicht mehr leben.“ Wieder ist es der Nihilismus des irreligiösen Lebensgefühls, das in sich selber durch seine Verneinung erlischt.

Der Mensch der Weltstädte: Mit der Stadt in den Wolken stößt in diesem Problem die Stadt als moderne Realität hart im Raume zusammen. Dem echten Bauern, der noch nahe der Scholle verwurzelt ist, sagt Spengler, erscheint der Gedanke an das Aussterben seiner Familie und seines Namens angstvoll und unerträglich. Für den zum Nomaden gewordenen Großstädter jedoch hat diese Angst ihren Sinn verloren. Er will wohl weiter leben, aber — einzig für sich: „Die Fortdauer des verwandten Blutes innerhalb der sichtbaren Welt wird nicht mehr als Pflicht dieses Blutes, das Los, der Letzte zu sein, nicht mehr als Verhängnis empfunden. Nicht nur, weil Kinder unmöglich geworden sind,“ — unmöglich, indem die Scholle sie nicht mehr ernährt, und jedenfalls die Familie mit mehrfacher Kinderzahl selbst bei bescheidenen Ansprüchen sich beinahe verbietet! —, „sondern vor allem, weil die bis zum Äußersten gesteigerte Intelligenz keine Gründe für das Vorhandensein mehr findet, bleiben sie aus.“

Keine Gründe mehr für ihr Vorhandensein: auch eine Entartung des aufgeklärten, aus dem Verstande, und nicht mehr aus dem Gefühl gebildeten Denkens, das aus dem Empfinden

der Seele zu einem Prinzip des Kopfes geworden ist. Der my-  
stische Sinn des ewigen Kreislaufs von Zeugung, Geburt und  
Tod, aber auch das instinktive Verlangen nach ewigem  
Land und ewigem Blute ist der Menschenarikatur,  
welche die Zivilisation heranzüchtete, völlig abhanden gekom-  
men. Der Verstandesmensch hat „gewertet“ nach Maßgabe  
seiner persönlichen Bedürfnisse und für die Existenz des künf-  
tigen Kindes keine hinreichende Notwendigkeit anerkannt; das  
Kind hat innerhalb seiner übrigen Bedürfnisse keinen „an-  
gemessenen Platz“ mehr gefunden. Auch das ein Zeichen der  
Krise, die sich zum Tode entscheidet. „Die große Wandlung“  
wird sie von Spengler genannt; sie tritt ein: „sobald es im all-  
täglichen Denken einer hochkultivierten Bevölkerung für das  
Vorhandensein von Kindern Gründe gibt. Die Natur kennt  
keine Gründe, überall, wo es wirkliches Leben gibt, herrscht eine  
innere organische Logik... Der Geburtenreichtum ursprüng-  
licher Bevölkerungen ist eine Naturerscheinung, über deren Vor-  
handensein niemand nachdenkt, geschweige denn über ihren  
Nutzen oder Schaden. Wo Gründe für Lebensfragen überhaupt  
ins Bewußtsein treten, da ist das Leben schon fragwürdig ge-  
worden.“

Keine Gründe mehr für das Kind — im Jahrhundert des  
Kindes, in dem sich, wenn wir Ellen Key glauben wollen, der  
„Lebens- und Glückswille“ der Jugend „setzt“ — das heißt:  
1900! — „in allen Ländern“ durchzusetzen begonnen hat? —  
In voller Übereinstimmung mit Spenglers, in die inneren Zu-  
sammenhänge tief einschürfender Metaphysik bietet auch hier  
den Beweis die Statistik. In erschreckender Deutlichkeit ergibt  
sich aus dem Rückgang der Geburtenziffer, daß, wie Oberregie-  
rungsrat Dr. Friedrich Burgdörfer im zweiten Januarheft  
1929 des „Heimatsdienstes“ ausführt, „das deutsche Volk be-  
reits aufgehört hat, ein wachsendes Volk zu sein. Es hat, wenn  
die Dinge so bleiben, wie sie jetzt sind, schon den ersten Schritt  
getan, um ein sterbendes Volk zu werden.“ Dem reichhaltigen  
Zahlenmaterial, das in dem Aufsatz verwertet wird, ist zu ent-  
nehmen, daß einer Geburtenziffer von 2 Millionen bei einer  
Gesamtbevölkerung von 56 Millionen im Jahre 1900 — für  
1927 bei einer inzwischen auf 63 Millionen angewachsenen  
Bevölkerung nicht mehr ganz 1,2 Millionen Geburten gegen-  
überstehen. Der Abstieg vollzog sich folgendermaßen: „1900

trafen auf 1000 Einwohner im Reich noch 35,6, 1910 29,8, 1913 27,5, 1926 dagegen nur noch 19,5 und 1927 gar nur noch 18,3 Lebendgeburten.“ Wenn Dr. Burgdörfer in diesem Sinne von einer „sehr erheblichen Hypothek des Todes“ spricht, so wird man diese grauenvolle Bezeichnung keineswegs als übertrieben pessimistisch ablehnen dürfen. — In der Folge hat dann ja auch der Wohlfahrtsminister Hirtzsiefer im preußischen Landtag auf die außerordentliche Bedenklichkeit des Geburtenrückgangs hingewiesen. Wie er mitteilte, haben Berlin und auch andere Großstädte 1927 zum erstenmal bereits mehr Sterbefälle als Geburten verzeichnet. Der einmal begonnene Abstieg der Geburtenziffer sei, so bemerkte der Minister, und er berief sich dabei auf die Geschichte, „häufig der Anfang vom Ende eines Volkes.“

Im gleichen Zusammenhang wies Hirtzsiefer auf eine weitere furchtbare Hypothek des Todes hin: die Fälle von Abtreibung. 1924 gab es in Deutschland 480 000 Fehlgeburten, die zu etwa neun Zehnteln beabsichtigt waren. Seither ist diese Ziffer aber noch in wahrhaft beängstigender Weise gestiegen. Mit diesem Problem, das gleichfalls auf den Anfang vom Ende hindeuten könnte, setzte sich in der „Vossischen Zeitung“ vom 16. Januar 1929 Professor Dr. Wilhelm Liepmann, der Direktor des deutschen Instituts für Frauenkunde, recht ernsthaft auseinander. Seiner Ansicht nach ist für die augenblickliche Lage die Ziffer von 900 000 Fehlgeburten im Jahr noch eher zu tief gegriffen. — Im übrigen verhält es sich auf diesem Gebiet ähnlich wie auf dem der Geschlechtskrankheiten: „Es versagen alle Statistiken, man ist lediglich auf Schätzungen angewiesen.“ Doch dürfte nach Ansicht dieses Spezialwissenschaftlers die Zahl der Fehlgeburten die der Geburten mit zurzeit ungefähr einer Million bereits erreichen. Erwähnt sei noch das folgende, von Professor Dr. Liepmann besonders angezogene, geradezu fürchterliche örtliche Ergebnis, wonach in einer einzigen Berliner Fabrik „bei einer Belegschaft von 6½ Tausend weiblichen Mitgliedern für das Jahr 1927 148 Geburten und — 724 Fehlgeburten von der Betriebskrankenkasse festgestellt werden konnten.“

Mit den Angaben des Gelehrten stimmt annähernd überein, wenn im „Berliner Tageblatt“ vom 14. April 1927 Dr. Hermine Heusler-Edenhuizen die Zahl der jährlich in Deutschland



verübten kriminellen Aborte in gleichfalls ungefähr der Wirklichkeit entsprechender Schätzung auf 800 000 berechnet. Rund „sieben- bis achttausend blühende Frauen finden dabei nachgewiesenermaßen ihren Tod.“ — Nach Professor Liepmann ist die Zahl der Todesopfer allerdings noch beträchtlich höher, je nachdem man lediglich die Sterblichkeit unmittelbar an Abort in Betracht zieht oder die an den mittelbaren Folgeerscheinungen in die Berechnung mit einstellt. Wenn auch die Zahlen im einzelnen von einander abweichen mögen — die ungeheuerliche Hypothese des Todes in ihrer ganzen drohenden, Furcht einflößenden Realität wird durch sie jedenfalls als eine Tatsache, an der nicht mehr zu zweifeln ist, unwiderleglich bewiesen.

Über diese gesamte Unnatur der Anschauung wie der Praxis fällt bereits Johannes Schlaf in einer seiner Erzählungen „Der Kleine“ das ungemein treffende Urteil: Man könne sagen, daß das Kind diese Väter und Mütter verworfen habe. — Damit setzt in dem ewigen Kreislauf von Schuld und Strafe und Sühne die Gegenwirkung, das Gericht der Kinder über die Eltern ein. Die fürchterliche Vergeltung, das über die Väter und Mütter verhängte Gottesgericht besteht nun darin, daß in der Gegenwart eine allenthalben zu spürende, bitter beklagte Zerrüttung, wo nicht völlige Untergrabung des Familienlebens sich geltend macht. Während früher bereits, auch schon vor dem Kriege, seitens der jüngeren Generation gegenüber der älteren eine mehr und mehr von Gefühlsarmut und Kälte diktierte Kritik vielfach bemerkbar wurde, begegnen wir heute nicht selten mehr Söhnen und Töchtern, die in des Wortes buchstäblich aufgefaßter Bedeutung ihre Eltern verworfen haben.

Welch einen rapiden Abweg seit der Jahrhundertwende mit ihrer irreligiösen Proklamation vom Jahrhundert des Kindes unsere Epoche nahm, mag, ehe wir uns in die Realität des Alltags hinüber begeben, andeutungsweise wenigstens in Belegen der zeitgenössischen Dichtung anschaulich werden. In Wassermanns „Christian Wahnschaffe“ trennen sich Vater und Sohn. Sie verstehen einander nicht mehr, da ist das Beste — eine beiderseits achtungsvolle, reinliche Scheidung. „Du warst mir eigentlich immer ein unbekannter Mensch, du bist es noch!“ sagt der Vater. „Ich will mich fügen. Ich sehe, es ist etwas in dir, dem man sich zu fügen hat.“ — Das ist die Sprache der

milden Resignation aus der Jahrhundertwende. Gleichwohl ist auch hier zu beachten, daß es der Vater ist, der sich fügen muß, und nicht etwa der Sohn.

Das neue Geschlecht nach Krieg und Revolution drückt sich deutlicher aus. Ein paar wenige Beispiele seien aus dieser mit Widernatur überladenen „Poesie“, die den Namen Dichtung nicht mehr verdient, herangezogen, Werke keiner obskuren Skribenten, sondern nur solcher Autoren, die auf der, im Rahmen der sonstigen Gesamtkultur gleichfalls verwilderten Bühne zu Erfolg und Ansehen gelangen konnten. Wir erinnern etwa an Fritz von Unruß „Geschlecht“. Eine jener unzähligen Kampfansagen an die Vergangenheit, zugleich typische Propagierung der als notwendig erkannten aktivistischen Revolution. Ganz im Einklang mit den Ideen des nihilistischen Bolschewismus, spielt die Handlung von dem Gebiete der Politik auf das der Familie über, weil in ihr, als der Keimzelle jeder staatlichen Zentralisation, das Werk der Vernichtung ansetzen muß. Der Sohn empört sich wider den Schoß, der ihn gebar; er tut es in den folgenden Anwürfen einer schon mehr perversen Brutalität, mit denen dieser Repräsentant der neuen Menschlichkeit, der in Gier zu der eigenen Schwester entbrennt, die Mutter besudelt:

So standst du einst am Buchenstamm gelehnt  
Und warst in jeder Linie so verschwollen,  
Daß ich entsetzt in tiefstes Dicksicht lief  
Und Bilder der Natur mit dir verglich, —  
Bis ich im woll'gen Neste eine Kage  
Verborgen fand, die dir vollkommen glich.  
Ich schlug sie tot!

Wer in der Literatur der Jahrhundertwende Bescheid weiß, wird sich bei diesen abscheuerregenden Worten besinnen auf den, allerdings noch nicht bis zur „Aktivität“ gleich des Totschlags vorgeschrittenen Zynismus, mit dem Richard Dehmel die ihr Kindlein nährenden Mutter einer zahmen Hauskaze verglich, welcher der Gottgeist und Welten in sich wälzende Erotiker seiner „Verwandlungen der Venus“ zu tief in die mütterlichen Augen gesehen hat, um den Anblick des „alten Raubtiers“, das seiner „Brut“ so gut „schmeckt“, vergessen zu können.

Aber die Mütter — nein, schweigen wir!  
Wehe, der Mensch ist ein Säugetier.

Die Unnatur, der wir bei Fritz von Unruh begegnen, ist damit zurückgeführt auf ihre Quellen; nur daß die rücksichtslose „Rühnheit“ des Ausdrucks das Vorbild der vorausgegangenen Generation selbstverständlich weit hinter sich läßt, in einer Formulierung, wie sie der, ins Perverse umgeschlagenen Unfähigkeit zu empfinden einer von abnormen Vätern und Müttern zur Abnormalität herangezogenen Jugend noch näher entsprechen mag.

Zum Aufruhr gegen die Mutter tritt die nicht minder abgründige Empörung, die sich wider die Väter wendet:

Dann hobt ihr uns die Väter auf den Sockel,  
Und jedes Wort der Kinderstube wies,  
Den Urtrog in mir weckend, streng auf ihn,  
Bis ich, genährt am Zweifel, kraftentschlossen,  
Dies Vaterbild, das Gott geglichen, stürzte.  
Da liegt es wie ein Steinkloß überm Weg!  
Ich steige drüber weg und blas den Schutt  
Von allen Wurzeln meiner Seele ab.

Das ist jene „Aktivität“, welche die, über ihre hilflosen Pubertätskrisen niemals hinausgediehenen Jüngsten als „kraftentschlossen“ hinstellen belieben. Kraftentschlossen ist auch die peinvolle Pervertierung, in der die Brunst des Bruders zur Schwester entbrennt. Über sie äußert sich der wohlgeratene Sohn zur Mutter in einem so schamlos offenen Bekenntnis, daß man eine derartige Poeterei nur noch als Ausbruch der Raserei des Wahnsinns zu betrachten vermag:

Willst du die Eier aus unsern Adern blasen,  
Die Last der Wollust aus dem Wirbel nehmen?  
Den Drang, der hinter Nägeln reizt und kocht,  
Bis er in Taftgefühlen Linderung sucht  
Und keine findet! Mutter, hier pack an:  
Da friß die Ratte, die du treffen willst!

So erfahren wir in dieser Ausgeburt einer geradezu höllisch besessenen Phantasie nur das für den vollkommenen Verfall unserer Gegenwart charakteristische Ergebnis jenes verhängnisvollen Kreislaufs von Schuld in Schuld, das in dem Nichtwollen des Kindes von seiten der Eltern beginnt und nunmehr das Urteil spricht aus dem Munde eben jener Generation der Kinder, die ihre Eltern verworfen haben:



So lang ihr Mütter Muskelkraft gebärt,  
 Macht ihr sie fett mit eurer Kinder Blut!  
 Ihr habt die Erde zu verschwenderisch  
 Mit Köpfen übervölkert! Wo ist Platz?  
 Den Raum zum Himmel hat die Luft durchfüllt,  
 Sie schlägt den Geist mit heißem Fieberfrost  
 Und rast durch die Gedanken wie die Pest.

Das sind nicht etwa bloß Entgleisungen, die vereinzelt dastehen. In dieser Tonart ist das ganze widerwärtige Drama geschrieben, das nicht nur gedruckt vorliegt, sondern auch an deutschen Bühnen tatsächlich aufgeführt wurde. Eine künftige Zeit wird sich voller Scham und Grauen abwenden von einem, wie wir heute bereits erkennen müssen, nur verdient in den Abgrund verstoßenen, von allen Geistern der Güte verlassenen Geschlecht, dessen öde Glaubensleere einen derart geil ins Perverse aufgeschossenen Zynismus zur Formel der neuen Menschheitsdämmerung im — Jahrhundert des Kindes erhob, einer Menschheitsdämmerung, die sich allerdings nicht zum Aufgang, sondern zum Untergang hin entscheidet. Bei allem Entsetzen, allem berechtigten Abscheu ist jedoch, was nicht genug betont werden kann, niemals zu übersehen, daß das Los des selber Verworfenwerdens, mag es noch so ungeheuerlich sein, die unselige Generation der Eltern nicht unverdient trifft; von einer einseitigen Schuld der Jugend ist nicht die Rede.

Wir können dieses Problem, wie es sich in der Literatur auswirkt, lediglich streifen; es würde zu weit führen und hätte auch keinen fruchtbaren Zweck, alle die unzähligen Beispiele aus dem Kampf des auf das Familienleben und seine Zersetzung übertragenen aktivistischen Bolschewismus, wie Deutschlands jüngste Dichtung ihn unrühmlich ausfocht, aneinanderzureihen. Verwiesen sei nur auf Bronnens, mehrfach mit Theaterskandalen verknüpften „Vatermord“, wo der Sohn den Vater erschlägt und am Ende des Stücks, in Verherrlichung der Unzucht und Blutschande, in das Schlafzimmer der Mutter stürzt: „Ich blühe, ich blühe!“ — In solcher Weise und ähnlich haben die Erzeisse der Jüngsten vielfach „geblüht“. All das mag verdienter Vergessenheit anheimfallen; nur die vielleicht fürchterlichste Gipfelleistung aus dem zeitgenössischen Sturm und Drang soll noch mitgeteilt werden — Hasenclevers, im Auftakt der ganzen Entwicklung stehendes fünfsäktiges „Mysterium“: „Der Sohn“.

Zu Ende des vergangenen Jahrhunderts hatten wir die unverständene Frau; heute stehen wir im Zeitalter des unverständenen Kindes. Der Sohn bei Hasenclever stellt die Forderung auf: „Man muß von seinem Vater verlangen, daß er uns mit freiem Herzen zur Dirne führt.“ Als daraufhin der Vater, was durchaus verständlich ist, zur Hundepetische greift, kommt der latente Konflikt zu offenem Ausbruch, das Fremdsein zwischen Vater und Sohn wird zum unüberbrückbaren Haß, der sich ähnlich äußert, wie im „Geschlecht“ Friz von Unruh: „Der Vater ist das Schicksal für den Sohn. Das Märchen vom Kampf des Lebens gilt nicht mehr: im Elternhaus beginnt die erste Liebe und der erste Haß.“ Auch hier blickt man schauernd in eine höllische Unterweltlichkeit des Empfindens. — Diese Jugend beklagt sich, wenn sie, nicht etwa aus Mangel an Kenntnissen oder aus Unfähigkeit, sondern aus haltlos vagierender Träumerei durch das Examen der Reise fällt, weil sie das Schwärmen als Lebenszweck ansieht und nicht das Streben. Sie fühlt sich unverstanden, wenn der Vater sie ohrfeigt, weil der halbwüchsige Sohn ihm auf die harmlose Frage, wo er die Nacht zugebracht habe, ohne Umschweife erwidert: „Ich habe bei einem Mädchen geschlafen.“ Die erste Lebens- und Liebeserfahrung muß ja natürlich bei einer Dirne erschlossen werden. — Weil man sie in ihren „feelisch“-sexuellen Mötten absolut nicht verstehen will, zettelt diese Jugend eine Revolution der Kinder gegen die Eltern an und tritt dem eigenen Vater mit dem geladenen Revolver entgegen, wobei der alte Herr es im letzten Augenblick glücklich vorzieht, durch einen prompt einsetzenden Schlaganfall alle weiteren Konsequenzen zu vermeiden und dem Sohn durch seinen Tod den Weg zu ferneren „Erfkenntnissen“ freizugeben.

Ziel dieser reiz- und geschmackvollen dramatischen Dichtung ist: „Die Tyrannei der Familie zerstören, dies mittelalterliche Blutgeschwür; diesen Herensabbat und die Folterkammer mit Schwefel! Aufheben die Gesetze — wiederherstellen die Freiheit, der Menschen höchstes Gut.“ Hier treffen wieder deutsche Poeterei und nihilistischer Bolschewismus zusammen, das verneinend gewandte Familienproblem erfährt seine Ableitung aus dem politischen Aktivismus: „Bedenke, daß der Kampf gegen den Vater das gleiche ist, was vor hundert Jahren die Rache an den Fürsten war. Heute sind wir im Recht. Damals

haben gekrönte Häupter ihre Untertanen geschunden und geknechtet, ihr Geld gestohlen, ihren Geist in Kerker gesperrt. Heute singen wir die Marseillaise. Noch kann jeder Vater ungestraft seinen Sohn hungern und schuften lassen und ihn hindern, große Werke zu vollenden. Es ist nur das alte Lied gegen Unrecht und Grausamkeit. Sie pochen auf die Privilegien des Staates und der Natur. Fort mit ihnen beiden! Seit hundert Jahren ist die Tyrannei verschwunden — helfen wir dem Wachsen einer neuen Natur... Wir wollen predigen gegen das vierte Gebot!"

Welcher Art die „großen Werke“ sind, an deren Vollendung die Väter ehemals „ungestraft“ ihre Kinder verhindert haben — die zitierten Proben dürften es zur Genüge beweisen. Der Kreislauf ist in sich geschlossen, der aus dem atheisticen in den politischen, und von diesem zum Nihilismus des Familienlebens führt. Die Krönung der anarchischen Auflehnung: die Predigt gegen das vierte Gebot. Die Sprache aus der Jahrhundertwende: Gott ist tot! — So wollen wir, daß der Übermensch lebe!... jetzt wird sie Ausdruck des „Wachsens einer neuen Natur“ des Widernatürlichen; die Devise lautet: „Die Tyrannei der Familie zerstören!“ Das ist die Freiheit dieser unmündigen — vielmehr mündigen Jugend, ihr „höchstes Gut“. Mit der Autorität Gottes sind alle Autoritäten gefallen.

Aber nicht wahr: so trostlos sieht es in Wirklichkeit doch nicht aus? Das sind lediglich Ausgeburten einer krankhaften Phantasie, die gewisse Erscheinungsformen der modernen Entwurzelung und Entartung ins Pathologische überbietet?

Nun, wie es unter der heute heranwachsenden Jugend in Wahrheit ausschaut, darüber dürfte die Steglitzer Schülertragödie vom Juli 1927, die im Februar 1928 vor dem Schwurgericht des Berliner Landgerichts II zur Verhandlung kam, manchem allzu optimistischen Zweifler die Augen geöffnet haben. Orelle Streiflichter fielen auf die Vergreifung in der Gefühls- und Denkweise unserer Halbwüchsigen. So viel ist jedem wohl klar geworden, daß Verhältnisse, wie sie in jenem Prozeß aufgedeckt wurden, keineswegs als vereinzelte Ausnahmerscheinungen anzusehen sind, mögen auch ganz besonders unglückliche Verkettungen den tragisch blutigen Ausgang, der dann zu einem, von lüsterner Sensationsgier umlauerten Monstreprozeß aufgebauscht worden ist, herbeigeführt haben. Denen aber, die jäh



überrascht vor einem sich plötzlich auftuenden Abgrund zu stehen vermeinten, sei eine Äußerung des einstigen Oberhofpredigers am Berliner Dom, Ernst von Dryander, vor Augen gehalten, der in einer seiner Nachkriegspredigten Stellung nahm zu der Entfittlichung und Verwilderung in gleicher Weise der großstädtischen wie auch der ländlichen Jugend. Und zwar ist bemerkenswert, daß dieser vom Geiste Christi beseelte Seelsorger, der für die Nöte seiner Gemeinde aber auch seines Volkes immer ein offenes Auge und ein offenes Herz hatte, der kaum allzu starke Worte gebrauchte, dem Übertreibung und Schwarzseherei gänzlich fern gelegen haben, bereits 1923 verstorben ist — also fünf Jahre bevor der Steglitzer Fall einen erschreckenden Einblick in Dinge gewährte, wie Dryander sie mehr als ein halbes Jahrzehnt vorher in den folgenden Darlegungen, leider vergeblich und ungehört, bloßgelegt hat: „Wir haben“, führte er aus, „es oft gesagt: die Verwilderung der Jugend ist eine der schwersten Nöte, mit denen wir es in dieser Zeit zu tun haben, eines der besorglichsten Probleme, die uns gestellt sind. In diesen Tagen erzählte mir jemand furchtbare Beispiele von jugendlicher Verrohung aus einem ländlichen Bezirk. Hier in Berlin soll es Kurse oder Klubs geben, in denen unreife Kinder, Quartaner, von ebenso unreifen Studenten in einer Weise über Ehe und Familie belehrt werden, die auf eine völlige Zerstörung des Hauses hinauslaufen muß.“

Dies findet seine vollgültige Bestätigung in Veröffentlichungen, die Fritz Zielesch Anfang November 1925 im Berliner Tageblatt machte. Sein Artikel, überschrieben: „Schulkinder auf Abwegen“, setzt sich auseinander mit der „erschreckenden Zunahme von Geschlechtskrankheiten bei Kindern.“ Das dem Aufsatz zugrunde gelegte Material, das eine furchtbare Anklage gegen Eltern, Erzieher, wie überhaupt gegen die gesamte soziale Gesellschaft darstellt, mag hier auszugsweise wörtlich wiedergegeben werden: „Im Virchow-Krankenhaus zu Berlin wurden bereits 1921 nicht weniger als 133 geschlechtskranke Kinder behandelt. Im Jahre 1924 war die Zahl auf 250 gestiegen. Ein Krankenhaus in Hannover verzeichnete vor dem Kriege durchschnittlich 5 bis 6 Fälle dieser Art je Tag. Im letzten Kriegsjahr stieg die Statistik auf 40 Fälle an jedem Tag. Auch andere Städte berichten entsprechende Zahlen. Im Eppendorfer Krankenhaus stellte man bei 20 von 28 an Keuchhusten erkrankten Mäd-

chen Gonorrhoe fest. In einem Wiener Krankenhaus lagen zu einem bestimmten Zeitpunkt 60 Kinder mit ererbter Lues, 70 mit erworbener Gonorrhoe. In einem rheinischen Waisenhaus erkrankten 33 Prozent der Kinder an erworbener Syphilis. Und ein großes Chemnitzer Kinderheim berichtet, daß es seit 1920 nicht weniger als 86 „Go-Kinder“ in seinen Mauern feststellte. Görlitz, Karlsruhe, Kiel, Pforzheim und Wiesbaden melden gehäuftes Auftreten von Geschlechtskrankheiten bei Schulkindern — und man muß sich fragen, wie denn wohl wirklich die Verhältnisse auf einem Gebiet sein mögen, das alle statistischen Erhebungen flieht und seine unheilvollen Kräfte hauptsächlich im Verborgenen entfaltet? . . . Dr. Langer vom Virchow-Krankenhaus weiß eine ganze Reihe zwölfjähriger und noch jüngerer Mädchen zu nennen, die gegen Entgelt mit Schuljungen verkehrten und sie zum Teil ansteckten. Ein elfjähriges Mädchen war vergewaltigt und hierbei infiziert worden. Innerhalb eines Jahres verbreitete sie ihre Krankheit unter zwanzig Knaben.“

Ein Beitrag zum „Wachsen der neuen Natur“. — Auch Fritz Zielesch stellt, gleich Dryander, ausdrücklich fest, daß die Seuchenherde keineswegs ausschließlich in den Großstädten zu suchen seien. In der Kleinstadt und vornehmlich auch auf dem Lande gehe es durchaus nicht etwa moralischer zu: „Es ist Tatsache, daß ein Teil der im Virchow-Krankenhaus behandelten Fälle vom Lande eingeschleppt sind.“ — Auf die äußeren Ursachen: teilweise sind es unverschuldete Erkrankungen infolge von Sittlichkeitsverbrechen oder gar von Inzesten, braucht hier nicht näher eingegangen zu werden, wo der innere tiefste Grund in der Entwurzelung des atheistischen Fühlens und Denkens zu suchen ist. Nur sei hervorgehoben, daß die Berliner Gesundheitsbehörde es damals verweigert hat, zu jenen, in Zahlen belegten, geradezu haarsträubenden Veröffentlichungen genaue statistische Unterlagen beizusteuern. Alle Versuche, die dahin gingen, damit endlich das soziale Gewissen geweckt und aufgerüttelt werde, so diesbezügliche Bemühungen Dr. Martin Gumperts vom Virchow-Krankenhaus, wurden abgelehnt, mit der Begründung, daß die wohlweise Behörde ein näheres Eingehen für nicht opportun halte. So geschehen im siebenten Jahr der auf Freiheit und Mündigkeit der Nation erbauten, von den Errungenschaften der Revolution getragenen Republik.

Wir können das traurige Kapitel von den „Schulkindern auf Abwegen“ nicht verlassen, ohne jenes skandalösen Falles zu gedenken, der sich 1928 im Städtischen Gymnasium zu Berlin-Neukölln zugetragen und dann zu einer Interpellation im preussischen Staatsrat geführt hat. Der sozialistische Schülerbund hatte eine Versammlung einberufen, an der 100 Jungen und Mädchen im Alter von zwölf Jahren und darüber teilnahmen. Zunächst sprach ein von dem die Veranstaltung leitenden Primaner als „Genosse“ begrüßter Studienrat Ruge von dem mit roten Fahnen geschmückten Podium aus über das Recht des Schülers, auf die Gestaltung des Lehrplans bestimmend einzuwirken. Es schloß sich an ein sexueller Aufklärungsvortrag des „Genossen“ Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld, der dem natürlichen Geschlechtsverkehr unter der Schuljugend das Wort redete. Wofern kein Zwang ausgeübt werde, sei dies keine Sünde und auch nichts Unehrenhaftes. Der junge Mensch habe sich nur an sein Mädchen zu wenden: „Lege deine Hand in meine Hand und führe mich ein in die geheimen Dinge.“

Die Meinung über das, was als „Wachsen der neuen Natur“ anzusehen ist, scheint demnach sehr zu variieren. Vernimmt man von dieser unerhörten Affäre, so fällt es einem allerdings zunächst schwer daran zu glauben, daß sie sich in einem von Vernunft regierten Staatswesen abgespielt haben sollte; man wähnt sich eher in eine Kolonie von Irrsinnigen hinein versetzt. Wieder erfahren wir es, daß, wo der Glaubensgrund aller sittlichen Ordnung einmal verlassen ist, und man sich anmaßt, einer persönlich „für wahr“ gehaltenen Moralanschauung zu folgen, die Grenzen zwischen der halben Resignation und der ganzen Verzweiflung alsbald ins Uferlose verschwimmen.

„Eine erschreckende Zunahme von Geschlechtskrankheiten unter Kindern“ — das Ergebnis der neuen Moral. Aber dieses erbarmungswürdige Ergebnis, wie es mehr überzeugend, durch Zahlen ergreifend belegt, nicht gedacht werden kann, dient keineswegs dazu, daß die Augen geöffnet werden. Im Gegenteil, man verleitet die irrende Jugend, statt ihr durch ethische Zielweisung aufzuhelfen, in immer abgründigere Abwege hinein, und das Ende wird und muß sein ein seelisch wie leiblich grauenvolles Verwesen.



Und nicht nur auf sexuellem Gebiet läßt das Wachsen der neuen Natur in die Unnatur seine verderblichen Früchte erkennen, — auch die kriminellen Vergehen, die von Jugendlichen begangen werden, sind eine zum Himmel schreiende Klage und Anklage für den Verfall, dem Deutschlands Zukunft in seiner Jugend entgegensteht. So ist statistisch belegt, daß 100 000 Kinder wegen sittlicher Gefährdung unter Jugendfürsorge stehen, und daß 1918 in den Listen der Kriminalpolizei 175 000 jugendliche Verbrecher geführt wurden. — Nun freilich wird demgegenüber in jüngster Zeit behauptet, die Gesamtzahl der straffälligen Jugendlichen sei seither zurückgegangen. Ein Vergleich scheint dieser Behauptung auf den ersten Blick in der Tat Recht zu geben. Denn während 1913 54 170 Verbrechen und Vergehen Jugendlicher abgeurteilt worden sind, eine Ziffer, die 1921 auf 80 431 anstieg, senkte die Kurve sich 1924 auf 43 276 und 1925 auf 24 771 Fälle. Demnach ist hier ein anscheinend immerhin höchst erfreulicher Fortschritt zu verzeichnen gewesen. Aber man darf dabei nicht übersehen, daß der Rückgang sich wesentlich auf Vergehen erstreckt, wie sie mit der Währungskrise und der Zerrüttung der Wirtschaftslage während der Inflation im Zusammenhang standen. Die sachlichen und fachlichen Angaben, welche die Leiterin der Jugendgerichtshilfe beim Landesjugendamt Berlin, Frau Elsa von Liszt, für das Beispiel der Reichshauptstadt beisteuert, stellen die Dinge in etwas klarerem Lichte dar. Den an sich unanfechtbaren Rückgang bestätigt auch Frau von Liszt; er sei sogar nicht ganz unerheblich gewesen, indem sich die Ziffer der Aburteilungen zwischen 1924 und 1925 von 5278 auf 2902 gesenkt habe. Dies beziehe sich aber in erster Linie auf die Straftaten gegen das Vermögen und finde seine natürliche Erklärung darin, daß seit Beendigung der Inflation „der Wert der einzelnen Gegenstände gesunken ist, und daß sich das Wegnehmen derselben daher weit weniger lohnend erweist, als noch vor wenigen Jahren, wo die käufliche Beschaffung mancher Dinge sich äußerst schwierig, ja, manchmal als fast unmöglich erwies.“ Man denke an die vielfachen Nahrungsmitteldiebstähle, sowie das Mitgehenheissen all dessen, was nicht unbedingt niet- und nagelfest war, wie Türdrücker und Knöpfe aus Messing, Lederriemen in den Personenwagen der Eisenbahn und anderes mehr, was heute das Stehlen tatsächlich nicht mehr verlohnte. Elsa von Liszt fährt fort: „Be-

merkwürdig ist, daß hingegen Unterschlagungen kaum zurückgegangen, im Verhältnis der Vermögensdelikte untereinander sogar von 9,9 Prozent auf 18,5 Prozent gestiegen sind. Es handelt sich dabei in erster Linie um Bargeld, das den Jugendlichen für Beforgungen aller Art anvertraut wurde, oder das sie, im Auftrag ihrer Arbeitgeber, bei Kunden einkassiert hatten. Auch Betrug und Urkundenfälschung sind nur wenig zurückgegangen. Wieder sollen Zahlen sprechen: 1924 machten die Betrugsfälle 5 Prozent der Vermögensdelikte aus, im Jahre 1925 7,8 Prozent, 1924 die Urkundenfälschungen 2,2 Prozent, 1925 2,9 Prozent.“ — Wir sehen demnach, von einer eigentlichen Besserung ist gar nicht die Rede.

Die Ursachen all dieser Vergehen Jugendlicher erblickt Frau von Liszt in der allgemeinen wirtschaftlichen Lage, im besonderen in der immer noch herrschenden Arbeitsnot. Das sind Gründe, die ja auch sonst für das starke Anschwellen der Kriminalität überhaupt mit vollem Recht geltend gemacht werden dürfen. Denn leider ist es eine, von Dr. Gumpert in einem Vortrag über „Großstadtkind und Großstadtschüler“ mitgeteilte furchtbare Tatsache, daß in Berlin 77 Prozent der Proletariatskinder unterernährt sind, von denen fast alle ohne Frühstück zur Schule kommen. Daß das enge Zusammenwohnen in Mietkasernen, das Fehlen jeder Erziehungsmöglichkeit für die, meist durch außerhäuslichen Beruf und Arbeit in Anspruch genommenen Eltern eine völlige Erschütterung, wo nicht gar Zerrüttung der moralischen Anschauungen bei den Kindern zeitigen muß, ist selbstverständlich und weniger Schuld des Einzelnen, als der immer noch der sozialen Not der Massen verhältnismäßig teilnahmslos, ohne ernststen Willen zu helfen gegenüberstehenden, frupellosen Gesellschaft.

Bei alledem handelt es sich aber immer wieder um keine, allein für das nachrevolutionäre Deutschland maßgebliche Erscheinung, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse immerhin eine äußere Erklärung abgeben könnten, vielmehr um eine Entartung, wie sie für die gesamte zivilisatorisch entgeistigte und entseelte Welt typisch ist. Ganz zu schweigen von Rußland, wo Kinder sich, wie erwähnt, zu richtigen, vor keiner Gewalttat zurückschreckenden Räuberbanden zusammengeschlossen haben; auch da mögen Not und Elend die maßgeblichen Triebkräfte sein. Wie aber ist es zu verstehen, daß selbst in Amerika, das

aus dem großen Völkerringen als einzige Siegernation hervorging und heute der Bankier fast der gesamten Welt ist, wo mit hin Wirtschaftsnot nicht in Frage kommt, ebenfalls Unsittlichkeit und Verbrechen unter Jugendlichen erschreckend zunehmen?

Dort ist zur gleichen Zeit, als jene Angaben über die Verwahrlosung von Jugendlichen in Deutschland mitgeteilt wurden, in einer einzigen Schule ein ganzes „Nest der Unsittlichkeit“ aufgedeckt worden, in dem Knaben zwischen 5 und 11 Jahren mit Mädchen zwischen 7 und 12 Jahren Unzucht trieben und sich gegenseitig auch infizierten. Von diesem „Nest“ aus haben sich dann, nach Auskunft des zuständigen Gesundheitskommissars, geschlechtliche Erkrankungen über das ganze umliegende Land hin verbreitet. Und was die Bemühungen der amerikanischen Jugendsfürsorge um die sittliche Ertüchtigung der auch dort seit dem Kriege moralisch verwilderten jungen Generation betrifft, so liegt, gestützt auf die „neuesten zahlenmäßigen Ausweise des Staates Newyork“, vom Februar 1927 die folgende Meldung vor: Sechzehn- bis Einundzwanzigjährige sind dem Strafgesetz zahlreich anheimgefallen. „Körperverletzungen, Vergewaltigungen, Mord, Raub, Einbruch, Diebstahl, Überfall, und wie die traurige Liste der Verbrechen und Vergehen noch weiter lautet, sie alle mußten auch jugendlichen Personen zur Last gelegt werden. In dem letzten Berichtsjahre, das mit dem 30. Juni 1926 abschloß, wurden 4933 Knaben im Alter zwischen 16 und 20 Jahren den Gefängnissen des Staates Newyork, mit Ausnahme der Stadt selbst, zugewiesen, und 1357 junge Menschen, die 21 Jahre zählten. Was die Stadt Newyork allein betrifft, so wurden hier in den verschiedenen Gefängnissen 5484 Knaben und Jugendliche eingeliefert. In diesen Zahlen sind natürlich noch nicht alle diejenigen Jugendlichen enthalten, die sich gleichfalls gegen Strafgesetze vergangen haben, aber nicht zu Gefängnis verurteilt, sondern der Jugendsfürsorge übergeben und in Besserungsanstalten untergebracht worden sind.“ — Dies ein Bericht aus dem Lande der Freiheit, der in höchster Blüte stehenden Wirtschaftlichkeit.

All das mag noch so stark alarmierend wirken, als ein an die Öffentlichkeit der gesamten Welt gerichteter Aufruf, Schutzmaßnahmen gegen ein derartiges Anwachsen der Verrohung unter der Jugend vorzunehmen; eine Eindämmung hie und da kann vielleicht möglich sein. Dauernd und durchgreifend zu bessern



ist nichts, ehe man nicht als wahre Ursache all der Entsittlichung — die Entchristlichung anerkannt hat, ehe man sich nicht dazu entschließt, das Übel als das anzusehen, was es im Urgrund ist — als eine Folgerung des atheistischen Materialismus, praktisch angewandt auf Moral und Erotik in unserem modernen Gesellschaftsleben. Daß Entchristlichung gleichzusetzen ist mit einer unaufhaltsam vorschreitenden Entsittlichung, sollte im Jahrhundert des Kindes, dem Jahrhundert des neuen Menschen denen zu denken geben, die überhaupt noch Verantwortung für die Gegenwart und die Zukunft empfinden. Die Frage um Sein oder Nichtsein der jetzigen, und mehr noch der kommenden Generation wird durchaus abhängig sein von der Entscheidung, ob man weiterhin frei bleiben will von aller Auctorität oder sich beugen von neuem unter die von Gottes Geboten.

Davon jedoch sind wir heute noch weit entfernt, wie eben jenes bereits im vorigen Abschnitt genannte Buch von der „Revolution der Jugend“ beweist, das der Jugendrichter zu Denver im Staat Colorado, Ben B. Lindsey, verfaßte. Der Fülle des von ihm aus persönlicher Erfahrung beigebrachten, geradezu erschütternden Materials, das einen Einblick gewährt in die völlig haltlos gewordene, aller sittlichen Festigung, aber auch jeden Willens und jeder Kraft entbehrende Moralanschauung und Lebensführung weitester Kreise unter der halbwüchsigen Jugend, weiß er nur die Folgerung zu entnehmen, daß unsere „sozialen Maßstäbe“ sich eben geändert haben. Einmal sei der Jugend im „Zeitalter der Geschwindigkeit und Naturwissenschaft“ die „Angst vor dem Höllenfeuer“ abhanden gekommen; zum andern sind die „äußeren Hindernisse, die wirtschaftlichen Hemmungen, die früher mächtig waren“, verschwunden auf Nimmerwiedersehen. Darin heißt es sich schicken, denn die Jugend geht ihre neuen Wege — gleichviel ob wir Älteren mit ihr oder gegen sie sind. Ihre Revolution verkennen, wird von ihm als „unsägliches Torheit der heutigen Erwachsenen“ bezeichnet. So ist, was gestern vernünftig war, heute Torheit geworden.

Mit dieser, von typisch amerikanischem Optimismus diffundierten Besserungstheorie Lindseys setzt — neben anderen zahlreichen Stellungnahmen für und dagegen — ein Aufsatz von Dr. Richard Jungbluth in der „Kölnischen Zeitung“ vom

1. Juli 1928 sich kritisch in treffender Weise wie folgt auseinander: „Man wird dem Verfasser gewiß gern zugeben, daß ein geschlechtlicher Fehltritt durchaus nicht immer Verderbtheit zu bedeuten braucht; man wird mit ihm Verständnis fordern für die Lebensnöte der Jugendlichen, Gerechtigkeit für uneheliche Mütter und Kinder und liebevolle Hilfe . . . Nirgend aber findet man in dem Buch eine Stütze für die feste Zuversicht des Verfassers, daß die Jugend durch die Irrungen und Wirrnisse der Jetztzeit hindurch a u s s i c h s e l b s t h e r a u s den Weg zu einer neuen Sittlichkeit finden werde, daß man sie nur von der Menge von Verboten für die kleinsten Einzelheiten des sittlichen Handelns zu befreien brauche, daß sie dann, auf Selbstverantwortung gestellt, das Gute wählen werde“. — In ähnlichem Sinne faßt Professor Eduard Spranger in seinem bei Quelle und Meyer in Leipzig erschienenen Werk: „Kultur und Erziehung“ sein Urteil über die wegweisende Bedeutung von Lindseys „Revolution der Jugend“ abschließend zusammen: „Man wird mit der allergrößten Aufmerksamkeit in die Richtung blicken, aus der nach Lindseys Auffassung ein Neues und Besseres kommt. A b e r d i e s e R i c h t u n g i s t r e c h t u n b e s t i m m t, und deshalb scheidet man von unserem Buch mit der Beunruhigung einer einmal aufgeregten, dringenden Frage, n i c h t a b e r m i t d e r f e s t e n G e w i ß h e i t ü b e r d e n e i n z u s c h l a g e n d e n r e c h t e n W e g.“ Im übrigen dürfen wir wohl behaupten, daß dieser „rechte Weg“ in der Richtung Lindseys schwerlich zu finden sein wird. Davon abgesehen, ist es für diesen Ausfluchtversuch des Entkommens aus einer brennenden Zeitnot abermals sehr bezeichnend, daß die eingeschlagene Richtung an sich schon „recht unbestimmt“ ist.

Wieder stehen wir am toten Punkt: „Alles schwebt und geht durcheinander, alles schwankt, es ist kein Verlaß noch Sicherheit. Das aber ist die Verzweiflung.“

Lindsey glaubt an die gesunde Zukunft eines von der Jugend „freiwillig angenommenen sittlichen Standpunkts“, der die bislang erzwungenen „Hemmungen“ bald und erfolgreich ersetzen soll. — Es ist der alte Glaube an die Möglichkeit einer Selbstvollendung, die alte Vision der Stadt in den Wolken, die in den Himmel ihrer eigenen All-Ich-Vollkommenheit ragt. Wobei dem stolzen Bau zur Dauer seines Bestandes nur eines fehlt: nämlich die Fundamente.

## Fünftes Kapitel

### Kultursurrogate

#### 1. Es ist Eis in ihrem Lachen

In einem Aufsatz, den er unter dem 19. August 1926 in der Berliner „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte, spricht Börries Freiherr v. Münchhausen vom Sterben nicht nur der deutschen, sondern der gesamten Kultur. In kluger präziser Formulierung faßt er unter sieben Hauptgesichtspunkten die allgemeinen Krankheitserscheinungen unseres heutigen, ins Zivildatorische entgeistigten Lebens zusammen.

Die ersten beiden wichtigsten Triebkräfte der Zersetzung und des Niedergangs sind Mechanisierung und Materialismus, die sich wiederum unter die ihnen übergeordnete, beiden gemeinsame Einheit des zum Schlagwort gewordenen „Amerikanismus“ bringen lassen. Die Mechanisierung äußert sich als eine Entfremdung von allen natürlichen Einrichtungen, deren Ersatz die Maschine als Herstellerin aller von der modernen Menschheit benötigten Bedarfsgegenstände ist. An Stelle der Handarbeit tritt der Apparat, an Stelle des Wanderns das Auto, das Motorrad, oder wohl gar das Flugzeug. Der Begriff der Schnelligkeit wird gleichbedeutend mit Fortschritt, Ruhe mit Rückschrittlichkeit: „Daß man eine warme, schön erleuchtete und behaglich eingerichtete Stube hat, scheint unwesentlich gegenüber der Freude, jederzeit schnell überall hingelangen zu können.“ — In unmittelbar enge Beziehung zu dieser Mechanisierung ist der Materialismus zu setzen. Dieser erhält das ihn besonders charakterisierende Merkmal in der einseitigen Überschätzung des Geldes, als einer die Kultur völlig versklavenden Macht: „Geld ist der unbedingt höchste Wert der Welt geworden und wird unbedenklich mit Glück gleichgestellt... Die typische Wendung entsteht: Wat koof ich mir dafür!“

Aus den beiden ersten Voraussetzungen ergibt sich, als dritter Punkt, eine Minderachtung aller seelischen Werte. Frömmigkeit gilt als Verrücktheit, Ehrenhaftigkeit ist eine altmodische Tugend



mittelalterlich rückwärts gewandter Reaktionäre. Behaglichkeit, Innigkeit, Gemütlichkeit: all diese Worte und — Werte sind in den Bars und Salons der neuesten Generation nahezu ausgestorben. Statt stiller geistiger Genüsse — Radio und Grammophon. An vierter Stelle steht das Überhandnehmen des Sports — nicht zum Zweck der Erziehung, sondern als bloßer Rekordleistung; dem gegenüber an fünfter das Sterben des Buches. Den sechsten Platz nimmt der Rassenkampf ein, den siebenten endlich der Untergang der Religion.

Die Summa Summarum alle der aufgeführten Degenerations Symptome ist das tragische Fazit: „Unsere Kultur geht zugrunde, so wie alles Edle, Bessere zugrunde geht. Es war ein Irrtum, an Fortschritt zu glauben.“ — Was kann etwa noch helfen? „Nur eine furchtbare Metamorphose, eine Sinnesumkehr, die einer gewaltigen Naturkatastrophe gleichen würde, könnte die Menschheit wieder vorwärts führen.“ Andernfalls — ist das Ziel der Entwicklung der letzte Mensch Nietzsche: „Wir haben das Glück erfunden, sagen die letzten Menschen und blinzeln... Kein Herr und eine Herde. Jeder will das gleiche, jeder ist gleich. Wer anders fühlt, geht freiwillig ins Irrenhaus.“ Die Masse aber „feiert“ heute nach diesem letzten Menschen, aus dem sie den Übermenschen zu gebären verspricht. „Es ist Eis in ihrem Lachen.“

Solche Gedankengänge sind uns nach dem Inhalt der vorausgegangenen Darlegungen durchaus vertraut. Kennzeichnend für die Besinnung der aus ihrem Verlorensein zum Entsetzen erwachenden Zeit immerhin ist, daß sie mehr und mehr als eine, an unserer Gegenwart mit rücksichtsloser, heilsamer Schärfe geübte Kritik das Bewußtsein der Öffentlichkeit zu erreichen beginnt, wenn auch der Kern des Krebschadens in der Regel mehr nur gestreift, als in voller Erkenntnis erfaßt und aufgedeckt wird. Auch bei Börries v. Münchhausen spielt das „Versinken der Religion“ nur die Rolle eines der sieben, einander nebengeordneten Punkte, während alles Kultursterben, recht begriffen, auf dieses, als den eigentlichen Generalnenner der Entgeistigung und Entseelung zu bringen ist. Die Minder-, wo nicht Mißachtung der Gemütswerte, das immer geringer werdende Interesse an guten Büchern, dazu im Gegensatz ein ins Groteske ausschweifendes Sportfermentum, das mit gesunder Kräftigung des Körpers vielfach schon nichts mehr zu tun

hat und sich buchstäblich erschöpft in einem allerödesten Reford=schlagertum: all das sind auf den verschiedenen Gebieten moderner Lebensformung sich auswirkende Anzeichen ein und desselben Verfalls, der aus der Entgottung der Welt zu ihrer Entseelung führte.

Letzter, überhaupt einzig noch möglicher Ausweg aus diesem Irrgarten, dessen verschlungene Pfade am Abgrund enden, wo der Nihilismus den letzten Menschen zu seiner Selbstvernichtung erwartet: Freiherr v. Münchhausen erblickt ihn in einer „furchtbaren Sinnesumkehr“, die einer gewaltigen Naturkatastrophe vergleichbar wäre. Auch er erkennt im neuen Glücks=willen, der alles gleich machenden Herdenmoral der entseelten Masse jene Dämmerung, die sich langsam auf die an sich selber verzweifelnde Menschheit herab zu senken beginnt, die Spengler geradezu ansprach als den unweigerlichen Untergang unseres Abendlandes. Münchhausen sieht vieles, aber er dringt nicht ins Innerste vor wie Spengler, der die Krise sowohl für den Einzelnen, wie für die Masse festlegte im irreligiös gewordenen Lebensgefühl.

Religion: sie ist das Grundfundament aller Kultur; alle höheren geistigen und sittlichen Werte verdanken ihr die Entstehung, ihre Herausbildung aus primitiven Anfängen zur beherrschenden Lebensmacht. Sie ist der Ursprung aller natürlich gewachsenen Künste, der bildenden wie der Poesie, der Musik, des Theaters. Aus Gottesdienst — Gottesverherrlichung haben sie als sakrale Angelegenheiten und Handlungen ihren Ausgang genommen. Was Wunder, wenn die Wasser versiegen, wo alle Quellen morastig und faulig geworden sind. Ist das Leben selber in seinem Keim zerstört, so kann es irgend welche Gesundheit, in welchen Sonderformen immer es sei, nicht mehr hervorbringen. Und so erfahren wir es, daß in aller einseitigen Überschätzung sogar des Körperlichen, wie es sich unter anderem beispielsweise kund tut in der Vorrangstellung der körperlichen Refordleistung, ein Ungesundes, Äußerstes enthalten ist, die Verzerrung eines an sich durchaus wertvollen Ideals. Pfl egte man einst zu sagen, daß nur in einem gesunden Körper auch eine gesunde Seele zu existieren vermöge, so läßt dieser Satz sich mit derselben Berechtigung auch umgekehrt in Anwendung bringen: indem ein gesunder Körper nur bei gesunder Seele zu denken ist.

Eigentümlich oft begegnet man heute der Vorstellung des „Sterbens“, was auch ein Merkmal für das müde Hinsinken unserer Zeit ist. Im weiteren Verlauf unserer Betrachtungen werden wir mancherlei noch über das Sterben geistiger Werte vernehmen, so vom Sterben der Kunst, des Buchs, der Musik, der Oper, des Dramas und des Theaters; und immer findet sich auf der anderen Seite für jede Kulturäußerung, die derart hinsterbt, ein entsprechendes, in üppigem Aufwuchern begriffenes Surrogat, das der Epoche als ein probates Opus dargereicht wird. So ist, um eines heraus zu greifen, vom Sterben des Buches heute oft in unzähligen Zeitungs- und Zeitschriftenspalten die Rede; führende Vertreter großer Verlage und namhafte Schriftsteller haben zu diesem Thema das Wort ergriffen.

Rein äußerlich gesehen, tritt ein Rückgang der deutschen Buchproduktion gegenüber der Vorkriegszeit freilich nur in verhältnismäßig geringem Ausmaß zutage. Ja, in den ersten Jahren nach der Inflation ist sogar ein nicht unbeträchtlicher Anstieg zu verzeichnen gewesen. Während nämlich 1913 insgesamt 28 128 Veröffentlichungen erschienen waren, sind es 1925 31 595 gewesen. Dahinter stand 1927 mit 31 026 Neuerscheinungen kaum zurück. Und erst während des letzten Jahres machte sich eine fallende Bewegung geltend, indem die Gesamtleistung mit 27 794 Veröffentlichungen nunmehr in der Tat unter den Vorkriegsstandard gesunken ist. Immerhin nimmt die deutsche Buchproduktion im Vergleich zu anderen Kulturnationen auch jetzt noch die oberste Stelle ein. In weitem Abstand erst folgen: Rußland mit 21 581, Japan mit 18 000, Frankreich mit 14 943, England mit 13 202 und die Vereinigten Staaten mit 9574 Neuerscheinungen. Ein für den inneren Aufstieg des Landes der Dichter und Denker eigentlich recht hoffnungsvolles Ergebnis — sollte man meinen.

Doch können hier Zahlen kein zuverlässiges Wertbild ergeben. Der Gehalt ist es, der entscheidet. Und da wird man sagen müssen, daß die Qualität leider in keinem Verhältnis zur Quantität steht. Das gute Buch, dem zurzeit fast alle Erfolgsmöglichkeiten fehlen, ist selten geworden. Die Lektüre wendet sich heute in oberflächlicher und verflachender Massenvertilgung Erzeugnissen zu, die mit Geist wenig genug zu tun haben, wie sie in den, auf Sensation, Humbug und Anreiz niederer Instinkte, auf Befriedigung eines anspruchslosen



Kenntnisverlangens, das von allem wissen, aber um alles ja nicht in die Tiefe des Wissens eindringen möchte, berechneten Magazinen in bewußter Negierung aller Kulturideale den Weg von gediegener Bildung zu wohlfeiler Unbildung einschlagen.

Dabei mag der Begriff „Schund und Schmutz“ einer verschiedenartigen Ausdeutung unterliegen; das haben die um dieses Problem entbrannten Reichstagsdebatten vom November 1926, mehr aber noch der von allen Seiten der hierzu berufenen und ungerufenen Organisationen in der Presse vorausgehend und in der Folge geführte, überwiegend mehr würdelose als würdige „Kulturkampf“ zur Genüge erwiesen. Der eine wird manches Erzeugnis, manche Darstellung und manches Geschreibsel einer modernen, von namhaften Größen der Zeit geschaffenen Erotik unbedingt rein ästhetisch gewertet wissen wollen und deshalb dafür trotz pornographischen Inhalts den Schutz gegen jedes Zensurverbot anrufen, auf daß die bedeutende Kunst- oder Literaturmache ja unangreifbar wäre, während ein anderer — vom Standpunkt seiner entgegengesetzten Weltanschauung aus — gerade solche, ihre Schamlosigkeit mit dem Mäntelchen der Ästhetik umhüllenden Produkte zu den allergesährlichsten Keimträgern einer breit um sich greifenden Volksvergiftung rechnen dürfte. Wir verweisen da auf die, der Würde des Gegenstands angemessen verfochtenen „Kulturkämpfe“, zu denen es seinerzeit anläßlich des Schnitzlerschen „Reigens“ und, in jüngerer Vergangenheit, des „Fröhlichen Weinbergs“ von Zuckmayer kam, wobei es sich in beiden Fällen um auch künstlerisch völlig belanglose Machwerke handelte, deren Erotik jedoch um jeden Preis als freie Meinungsäußerung freien Schöpfungstums der Mitwelt zugänglich gemacht werden mußte. Kulturkämpfe dieses Genres pflegen gemeinhin jedesmal aufzuflammen, sobald es sich darum dreht, einem verehrlichen Publikum die neueste Schlüpfrigkeit nicht zu entziehen.

Mag demnach der in der Tat nicht leicht auf eine eindeutige Formel zu bringende Schundbegriff, je nach persönlicher Einstellung des Beurteilers, variabel erscheinen — auch das von Professor Dr. Karl Brunner in der „Vossischen Zeitung“ Ende November 1926 mitgeteilte Ergebnis seiner speziellen Nachforschung, daß allein in Berlin — höchstens sagt der Verfasser! — 5000 Exemplare als Schund anzusprechender Zwanzig-Pfennig-Hefte wöchentlich im Umlauf sind, dürfte vielleicht

genügen. Das ist kein „Nur“ mehr, kein „Höchstens“, sondern, so sollte man meinen, eine ganz respectable Zahl, besonders, wenn man berücksichtigt, daß diese Schundfabrikate im Austausch wechselseitig geliehen werden, demnach zahlengemäß überhaupt nicht annähernd einzuschätzende Kreise des Volks ergreifen. Doch auch in dieser Hinsicht sind die Meinungen ja verschieden. Darin freilich wird man mit Professor Brunner übereinstimmen müssen: „daß das Gift für die Jugend nicht in jenen Schmökern, sondern in den schwül erotischen Nachwerken ganz anderen Verlagsursprungs liegt, die nicht in ungeheuren Massenfabrikaten erscheinen.“

Diese Feststellungen hat in Köln Ende Januar 1928 Kriminalkommissar Filschau in einem Vortrag über das Thema: „Schmutz und Schund in Buch und Bild“ bestätigt, beziehungsweise ergänzt. Er wies darauf hin, wie durch Hintertreppenromane, gewisse Gerichts- und Kriminalzeitungen sowie angeblich wissenschaftliche Werke über Sadismus und Masochismus das Verbrechen geradezu herangezüchtet werde. Zumal die Jugend wird durch Veröffentlichungen derart aufs schwerste gefährdet. So befinden sich unter 65 000 preussischen Fürsorgezöglingen nicht weniger als 13 000 Sexualverirrte, von denen ein großer Prozentsatz nach eigenem Eingeständnis durch Bilder und Schriften verführt worden ist. In Deutschland bestehen nach den Angaben des Kommissars zur Zeit etwa fünfzig obskure Verlage, die sich ausschließlich mit Herstellung und Vertrieb solcher Schundproduktion befassen. Wie außerordentlich hoch auf diesem Gebiet die Absatzmöglichkeit ist, mag daraus erhellen, daß ein einziger dieser „Verleger“ in Bonn, der bereits mehrfach vorbestraft ist, viele Monate hindurch täglich für mindestens achthundert Mark unzuchtige Aktbilder und Photos loswerden konnte.

Aber das literarisch wie ethisch gehaltreiche Buch ist am Sterben. Und ähnlich wie ihm ergeht es der Wissenschaft. Auch sie ist nahe daran, soweit sie nicht das Gebiet der Technik betrifft, außer Kurs zu geraten. Als zum Jahreswechsel 1926 die „Washington Post“ eine Rundfrage stellte, was als die größte Errungenschaft des verflossenen Jahres anzusehen sei, liefen eine Unmenge der verschiedensten Antworten ein, von denen dreiundachtzig veröffentlicht wurden. Über alles Mögliche und Unmögliche äußerten sich bekannte Führer der Politik, des

Handels, der Wirtschaft — auch nicht ein einziger jedoch wußte eine wissenschaftliche Entdeckung zu nennen. Unter den vielen, von ihnen als solche erachteten großen Errungenschaften hatten sie alle die Wissenschaft glattweg vergessen, waren gar nicht einmal auf den Gedanken verfallen, sie als bedeutsam für das reale Leben auch nur in Erwägung zu ziehen. — Echt amerikanisch — nicht wahr? Aber vielleicht darf diese geringe Einschätzung einer lediglich kultur-ideell, ohne Rücksicht auf praktische Zwecke betriebenen Wissenschaft auch für die Verhältnisse in der übrigen zivilisierten Welt als typisch erscheinen, insofern unsere Gegenwart der reinen Wissenschaft Bedeutung allein zuzuerkennen pflegt, soweit sie sich in Barwerte umsetzen läßt, etwa in technische Mechanisierung.

Geklagt wird ferner über das Sterben des Dramas, das Sterben des künstlerischen Theaters. Auch hier mit einem bedauernden, resignierenden Achselzucken, daß wir eben über kein Geld verfügen. Aber — Deutschland hat Raum, das deutsche Volk Mittel genug, 4462 Lichtspieltheater zu unterhalten, mit insgesamt 1 647 722 Plätzen. Zum Vergleich für die Entwicklung, die sich seit der Vorkriegszeit während der letzten anderthalb Jahrzehnte in der Filmindustrie vollzogen hat, seien die entsprechenden Zahlen von 1910 herangezogen. Damals besaß Deutschland rund 1000 Lichtspieltheater mit zusammen 200 000 Sitzplätzen. 1918 bei Kriegsende waren es bereits 2299 Theater mit 803 508 Sitzplätzen. 1919 ist, trotz Zusammenbruch und Revolution, trotz der schon damals in voller Schärfe einsetzenden Wirtschaftsnot, ein weiterer Anstieg zu verzeichnen gewesen, indem die Zahl der Plätze annähernd 980 000 betrug. 1924 hatten wir 3669 Theater mit 1 315 246 Plätzen, und am 31. Dezember 1927 ward dann die oben genannte Endzahl erreicht, so daß gegenüber 1910 die Zahl der Lichtspieltheater sich viereinhalbmals vermehrt, darüber hinaus die der Sitzplätze sich verachtfacht hat. Eine Konjunktursteigerung, welche die zunehmende Verflachung des Massengeschmacks zum Ausdruck bringt und vielleicht in etwas erklärt, warum die Theater und die Konzerthäuser auch, oder vielmehr — gerade bei höchst künstlerischem Betrieb mehr und mehr veröden. Das Kapital, das zurzeit in der deutschen Filmindustrie investiert ist, beträgt die stattliche Summe von 100 Millionen Reichsmark.

Der Einwand, daß man sich Kunstgenüsse einfach nicht zu



leisten vermöge, dürfte damit hinfällig sein, da für die überwiegend recht minderwertige Unterhaltung, welche die Kinotheater bieten, Geld genug zur Verfügung ist. Selbstverständlich sollen wirklich künstlerische Filme, die aber verhältnismäßig selten vertreten sind, von diesem Aburteil nicht betroffen werden. Aber die Verechtigung, von einer vorherrschend jedenfalls offenbaren Minderwertigkeit der gerade am meisten zugkräftigen Kinoprogramme zu sprechen, mag im besonderen noch durch die folgende, statistisch belegte Angabe der vom Publikum bevorzugten Stücke begründet werden.

Ende 1925 hat der „Film-Kurier“ an 500 Kinobesitzer in allen Gegenden Deutschlands die Anfrage gerichtet, welcher Film sei das beste Geschäft gewesen? — Die eingelaufenen Antworten führten zu dem Ergebnis, daß die Filme: „Die Verurufenen“ und „Die Mädchenhändler von Newyork“ als die beliebtesten, in Rücksicht auf Kassenerfolg die erste Stelle einnahmen. — Daß es in der Filmindustrie auch schon vor dem Kriege nicht viel anders gewesen ist, bestätigt eine 1910 in Berlin erschienene Schrift von Pastor Walter Conradt: „Kirche und Kinematograph.“ Der Inhalt von 250 Filmen wird dort stofflich dahin charakterisiert: 97 Morde, 45 Selbstmorde, 37 Ehebrüche und 25 Dirnenschicksale im Mittelpunkt und als tragendes Gerüst der Geschehnisse.

Ein paar Titel und Ankündigungen der zu Anfang des Jahres 1927 in deutschen Kinotheatern laufenden Filme, die keineswegs zu den obskuren Winkelerzeugnissen des Genres gehören, sondern von großen Firmen in Szene gesetzt worden sind, mögen angeführt werden. Asta Nielsen, der berühmte Kinostern, setzte ihre künstlerische Persönlichkeit in „Laster“ und „Dirnentragödie“ ein; die Ufa verbreitete „Die Frauengasse von Algier“; die Deulig warb für den „gewaltigen Sittengroßfilm“: „Der Schicksalsweg eines Mädchens aus dem Volke. Eine Verworfenne?“ — Viel von sich reden machte auch ein anderer „Sittengroßfilm“ mit dem auf Anreiz berechneten Titel: „Unter Ausschluß der Öffentlichkeit“. Der Inhalt ward in Zeitungsannoncen wie folgt angegeben: „Ein warnendes Beispiel für die weibliche Jugend. Ein Film, wie ihn das Publikum will. Eine spannende Handlung, sowie ein glänzendes Ensemble. W e r n e r K r a u ß gibt einen unglücklich in eine bildschöne Gattin Vivian Gibson verliebten Ibrahim Hulan,

dem Beruf nach Mädchenhändler. Er ist wunderbar in der Zeichnung dieses fremdartigen Farbigen; gefährlich und weich, geduckt und böse, in kreatürlicher Unschuld. Filmzeichnerisch meisterhaft und voll menschlicher Natur. *Mady Delchaft*, ein Mädchen aus dem Volke, bietet wieder eine glänzende Leistung. *Wilhelm Dieterle*, der Bruder, gibt eine seiner lebensgetreuen Gestalten. *Ida Wüst* brilliert als Kupplerin. *Jakob Ziedtke* und *Julius Falkenstein*, zwei aufgetafelte Lebewesen. Was an dieser Ankündigung im besonderen bemerkenswert ist, dürfte einmal der Umstand sein, daß sich namhafte Bühnenkünstler, darunter solche von führendem Rang, in den Dienst dieser „Warnung der weiblichen Jugend“ stellen; zum andern, wie hier von „kreatürlicher Unschuld“ des geducktbösen farbigen Mädchenhändlers gesprochen wird. — Kommentare dazu dürfen als überflüssig erscheinen.

Ende 1927 machte dann viel von sich reden die kinodramatisierte Geschichte einer jugendlichen Prostituierten, deren Schicksal ein paar Monate zuvor als jene berühmte Kolonial-Affäre weit über den Ort der tatsächlichen Geschehnisse, Bremen, hinaus die Gemüter erregt und die Veranlassung gegeben hatte zur Veröffentlichung eines, wie sich später herausstellte, von der Mutter der jugendlichen Verirrten geschickt gefälschten Tagebuchs, das unter dem sensationellen Titel: „Vom Leben getötet“ seinerzeit in einem angesehenen Verlage erschienen ist. Unter der gleichen Flagge segelte auch der Film.

An sonstigen Ereignissen der rollenden Leinwand seien aus einer Fülle ähnlicher Beispiele herausgegriffen: „Das Freudenhaus am Rio“, eingeführt als „der größte und umfassendste Mädchenhandel-Film“, oder — aus den ersten Monaten des Jahres 1928: „der große Richard-Oswald-Sittensfilm Vorderhaus und Hinterhaus, dreimal verboten, dann freigegeben“ ... Weiter: „Kolonialskandal (Liebe im Raufsch). Ein Großfilm in sieben Akten. Die spannenden und schleierhaft geheimnisvollen Erlebnisse eines europäischen Mädchens im opiumsüchtigen China.“ Oder: „Sind Frauenherzen käuflich? Ein Pariser Sittendrama in sechs Akten.“ Endlich: „Die Frau im Hermelin. Ein Film gleich einer Ballade! Die Ballade der schönen Gräfin, die bereit ist, um das Leben ihres Gatten zu retten, ihre Ehre zu opfern.“

Ende 1928 nahm die Kinoübertragung der anrühigen Komödie „Der Garten Eden“ mit dem Untertitel „Die Hochzeit im Spitzenhöschchen“ den Siegeszug, und Anfang 1929 war man dann endlich zu der längst fälligen Verfilmung „Die Siebzehnjährigen — Der Mordprozeß eines Primaners“ gelangt. Gleichzeitig errang „kolossalen Erfolg“ der „dreimal verbotene“ Sittenfilm: „Die Rothausgasse“, wobei in den Ankündigungen ausdrücklich vermerkt werden mußte, daß der ursprüngliche Titel: „Das Haus zur roten Laterne“ polizeilich verboten sei. Über den Inhalt wurde verraten, er biete eine „Schilderung aus Häusern, die nur heimlich betreten werden.“ Hier wie in den „Siebzehnjährigen“ war die weibliche Hauptrolle übrigens wiederum von einer prominenten Darstellerin, Grete Mosheim, übernommen worden. — Die paar Beispiele, deren jedes in wörtlicher, dem Anzeigenteil verschiedener Zeitungen entnommener Ankündigung sich selber charakterisiert, mögen genügen. Ein einziger flüchtiger Blick in die Annoncenspalten der Tagespresse wird das Bild jederzeit beliebig ergänzen können.

Daneben erfüllt dann die Lichtspielbühne auf ihre Weise auch ethische und Kulturmission. Aus Amerika importiert Deutschland den Christusfilm „König der Könige“; über ihn berichtet die „Deutsche Filmzeitung“, München, daß seine Herstellung, unter Leitung des „geschicktesten Sensations-, also Außerlichkeitsregisseurs von Amerika“, Cecil de Mille, 2,8 Millionen Dollar gekostet habe! An weiteren wichtigen Daten erfahren wir, daß die darstellerische Auffassung Jesu die Quersumme war aus 199 übereinander kopierten bekanntesten Christusbildern, sowie daß der Tempel des Herodes eine Höhe von 53 Metern erreicht und der künstlich aufgeschichtete Golgathahügel 15 000 Quadratmeter Erde bedeckt. — Fabelhaft — diese Zahlen! — Und der Zweck des gewaltigen Aufgebots? „Für Cecil de Mille“, schreibt das genannte Blatt, „mußte dieser Stoff natürlich lauten: Tiger- und Zebraespann der Magdalena, Totenerweckung, Adlerthron des Pilatus, 50 Meter-Tempel, Volks- und Viehszenen, und — Erdbeben, Erdbeben und nochmals Erdbeben! Dieser de Mille hätte sich nie am Neuen Testament vergriffen, wenn ihm nicht dieses Erdbeben zur Verfügung gestanden hätte.“ So tut man etwas zur Belebung der religiösen Gefühle!

Gleichzeitig wendet das Janusgesicht des Lichtspieltheaters



sich nach der anderen Seite hinüber, läßt — dies ist tatsächlich in ein und demselben Kinopalast geschehen! — unmittelbar neben dem Hügel von Golgatha Zuckmayers „Fröhlichen Weinberg“ erstehen. „Das gleichnamige Bühnenstück ist“, schreibt wieder die „Deutsche Filmzeitung“, „was das Erotische anlangt, so gründlich versilmt, das heißt im Bilde sichtbar gemacht worden, wie wohl in keinem Film der unseligen Nachkriegszeit.“ Dieser Film, lautet das Urteil weiter, habe nur einen Geschmach — das Ordinäre: „Handgreiflichkeit — das ist die Parole dieses Films, Handgreiflichkeit in des Wortes eigenster Bedeutung, Handgreiflichkeit, die einen anwidert.“ Das Blatt faßt zusammen: „Man liest so oft das schöne Wort, daß der deutsche Film berufen sei, deutsche Kultur ins Ausland zu tragen... Wir können uns gratulieren, wenn der „Fröhliche Weinberg“ das besorgt, der die rheinische Bevölkerung in den Not zerrt und den deutschen Herzenspendel nur zwischen Venus und Bacchus hin und her schwingen läßt. Man wird Respekt bekommen im Ausland vor dem deutschen Volk von 1928.“ — Mit diesen zwei gegensätzlichen Gipfelleistungen soll die Erörterung über das heutige Kino-Elend, das schlagender nicht zu erweisen ist, geschlossen werden.

So entdecken wir auf allen Gebieten an Stelle des hinschwindenden Kulturwerts das in breiter Front vordringende, ihn verdrängende Surrogat. Konzertsäle und Opernhäuser veröden und kämpfen mit einem, jede gesunde Wirtschaftlichkeit ausschließenden Defizit — man braucht sie nicht mehr, denn man hat zu Hause sein Radio oder sein Grammophon. Jedem Abbau eines Kulturfaktors entspricht der Aufbau einer Bewegung zur mechanisierten, seelisch verarmenden Zivilisation.

Und über dem allen die große Mode der Zeit: der Sport als der die glückswillige Menschheit einzig selig machende Triumphator. Als ein Mittel zur körperlichen Gesundung oder Erzüchtigung, als ein „Weg zur Kraft und zur Schönheit“, wie man ihn vielfach wohl gern bezeichnet, ganz gewiß freudig und warm zu begrüßen. Man denke an die edlen sportlichen Wettkämpfe der Antike, deren letztes Ziel kein bloßes Messen der Kräfte, sondern das Ideal der Kalokagathie, der in Schönheit vollendeten Güte gewesen ist. Ein ethisches Moment stand im Hintergrund der körperlichen Erziehung: Die schöne Form sollte die Hülle sein einer schön herangebildeten Seele.

Wie ist es heute darum bestellt? — Die Verflavung aus Ungeistigkeit hat es dahin gebracht, daß, wie Vörries von Münchhausen in dem vorerwähnten Artikel treffend bemerkt, der Körper „zum unbestrittenen Gott der Zeit“ werden konnte. Für ihn tut der Zeitgenosse weit mehr, „als seine Großeltern für ihre unsterbliche Seele und ihre Geistesbildung an Zeit und Mühe aufwendeten.“ So ist denn das Typische dieses modernen Sportbetriebs seine rein zivilisatorische, völlige Kulturlosigkeit. Nicht der Zweck der äußeren und aus ihr der inneren Durchbildung liegt ihm zugrunde, sein Wesentliches besteht vielmehr sehr häufig in einer Rekorddrückerei um Bruchteile von Sekunden, beziehungsweise wohl auch im Erweis einer den Gegner k. o. schlagenden Rohlingsleistung.

Man brauchte bloß einmal die seinerzeit von der Tagespresse übermittelten Berichte von Tunneys Sieg über Dempsey lesen, die beider Kampf um die Vorkweltmeisterschaft Ende September 1926 ausführlich würdigten; in Großaufmachung, unter zweibis dreispaltiger Schlagzeile gingen die Darstellungen gewissenhaft auf jede einzelne Phase des Ringens ein. Aus vielen, gleich gearteten anderen sei der Bericht eines Hannoverschen Blattes herausgegriffen. Da heißt es in fetter, zum Teil auch gesperrter, augenfälliger Schrift wörtlich über die erste Runde: „Nach kurzem Fasten und einem Fehltreffer Tunneys landete Dempsey zwei Haken auf Tunneys Kinnlade. Tunney erwiderte mit einem Haken. Ein heftiger Schlagwechsel setzte ein. Dempsey landete seine Rechte in Tunneys Gesicht. Tunney teilte einen Rechten und einen Linken aus, die gut trafen. Hierauf sandte Dempsey zwei Linke auf Tunneys Kinnlade, während sich Tunney mit einigen Rechten und Linken erwidern zurückzieht. Tunney macht dann einen heftigen Vorstoß, landet Rechte und Linke schwer auf Dempseys Kinnlade; er trieb Dempsey schwer in die Enge. Der Gong ertönte.“

So und in ähnlichen Fachausdrücken meldet aus Philadelphia ein eigener Kabeldienst! Bis zur zehnten Runde geht es nun in „Landungen“ und Gegenlandungen weiter. Bald ist es Dempsey, der den Tunney verdrischt, dann wieder Tunney den Dempsey. Mal wird der Kopf getroffen, mal die Kinnlade, das Auge oder die Nase, wobei in gewichtiger Sachlichkeit pflichtgemäß nicht unterlassen wird zu bemerken, zu welchem Zeitpunkt das Auge blau anzulaufen beginnt. Oder auch: der

eine versucht sein Heil mit einem „Schwinger“ in der Herzgegend des Gegners, und was der Scheußlichkeiten noch mehr sind. Nach der dritten Runde wird die Menge allmählich warm und jubelt Tunney zu. In der vierten ist Dempsey stark am Bluten; in der fünften und sechsten setzt es beiderseits „furchtbare“ Rechte und Linke; in der siebenten — um nur die entscheidenden Momente hervorzuheben — wird Tunneys Auge von Dempsey mit einem linken Haken aufgeschlagen. In der neunten geht es mit schweren Magenhaken ins Zeug, sowie mit Landungen auf dem Kinn und den Kiefern; ein „Schauer von Schlägen“ trifft Dempseys Backe. In der zehnten Runde ist Dempseys Auge fast völlig geschlossen. Der Sieg fällt Tunney zu, den die Begeisterung der rund 120 000 Teilnehmer zählenden Menge umrauscht.

Ein Jahr später, am 23. September 1927, bleibt Tunney — jetzt in Chicago — zum andernmal über Dempsey Sieger, nachdem dieser tags zuvor den Bostoner Jack Sharkey „zur großen Begeisterung Amerikas“ k. o. geschlagen. Wieder erfährt der Kampf eine bis ins einzelne gehende Aufmachung — auch in der deutschen Presse, wie sie der grandiosen Bedeutung dieses historischen Weltereignisses würdig entspricht. Und abermals ist von gelandeten Körperhaken, schweren Eins- und Zweischlägen und aufgeschlagenen blutenden Augen die Rede. Die Begeisterung ist allerdings ein wenig herabgestimmt, da es sich diesmal nur um einen knappen Punktsieg handelt.

Wenn man das alles nachträglich, im Abstand zu dem welterschütternden Ereignis, mit kühler Besinnung liest, glaubt man von Rohlingsdelikten in einem Irrenhause zu hören. Solche Taten aber werden gefeiert in allen zivilisierten Ländern mit einer Begeisterung, welche die der durch persönliche Anwesenheit bevorzugten 120 000 ins Millionenfache der Weltresonanz steigert. Die Sieger werden in einer Weise geehrt, wie sie nie einem Wissenschaftler, einem Dichter oder auch Künstler von internationaler Bedeutung zuteil geworden. Unmöglich erzielt das Erscheinen eines neuen bedeutenden Buches oder die Entdeckung einer großgeistigen Erfindung die Sensation solcher, allgemein in der fieberhaftesten Spannung erwarteten Weltmeisterschaften.

Und nun tritt ein Deutscher, Max Schmeling, mit einemmal auf den Plan und gedenkt den berühmten Meisterschaftsborgern



den Weltruhm streitig zu machen. Der unerhörte Aufstieg dieses neuen Phänomens begann damit, daß Anfang Januar 1929 in Newyork der Amerikaner Joe Sefyra von ihm „überlegen ausgepunktet“ wurde. Dieser Sieg sah so aus: In der sechsten Runde schloß Schmeling des Gegners linkes Auge mit wiederholten Haken, in der neunten verwandelte er durch härteste Rechte und sechs hintereinander folgende Linke Sefyras Gesicht in eine blutige Masse, in der zehnten endlich „begrub“ er ihn „mit Hagelschlägen“, so daß Sefyra „völlig ausgepumpt“ an den Seilen hing. Ein „frenetisches Beifallsgebrüll“ begleitete nach dem Bericht der „Vossischen Zeitung“ das Ergebnis: „Vor vierzig Minuten noch ein großes Fragezeichen in U. S. A. s. Boxwelt, zog Schmeling durch seinen großartigen Erfolg mit einemmal in die erste Reihe der Schwergewichtler der Welt ein. Wohlan, die Dollarernte kann beginnen.“

Und sie begann. Knapp einen Monat später wurde im Madisonsquare Garden der Amerikaner Jonny Risko, trotzdem er „mit Todesverachtung die furchtbaren Körper- und Kopfschläge einsteckte“, von Schmeling in der neunten Runde k. o. geschlagen.

Ende Februar kehrte dieser dann als ein auf dem neuen wie auf dem alten Kontinent fast beispielloos gefeierter Triumphantor nach Deutschland zurück. Über seine Heimkehr seien die folgenden, kulturhistorisch geradezu bezeichnend wertvollen Tatsachen dem „Türmer“ entnommen: „Am 27. Februar traf er in Cuxhaven ein. Großer Empfang durch seine Freunde, Sozialisten, Photographen, Kinooperateure. Als später sein Salonwagen im Hamburger Bahnhof einrollte, wurde er von einer zahlreichen Menge stürmisch begrüßt ... Einen Höhepunkt erreichte seine Rückfahrt in Berlin. Damit alle Welt an den Festlichkeiten teilnehmen konnte, hatte der Berliner Rundfunk sein Programm in letzter Stunde geändert und die angesezte Symphonie von Beethoven zurückgestellt, um über die Empfangsfeierlichkeiten in Berlin sofort und ausführlich berichten zu können. Welche Größe wurde so glänzend empfangen? Ein Staatsmann, ein Künstler, ein Feldherr? — Nein, eine andere Tagesgröße wurde gefeiert — der Berufsböxer Max Schmeling.“

Im Juni begab der Gefeierte sich abermals nach Amerika, um gegen den Basken Paulino, genannt „der Zertrümmerer“,

zu stehen. Diesem ehemaligen spanischen Holzfäller — dank seiner Fähigkeit des „Zertrümmerns“ heute in deutscher Währung dreifacher Millionär! — ging ein furchtbarer Ruf vorauf. „Er gilt als Zerstörer,“ entwarf sein Charakterbild die Bremer „Weser-Zeitung.“ „Seine Arme werden Keulen verglichen, seine Schläge Dampfhämmern, die, treffen sie Leber, Rinn usw., den Gegner in Stücke und k. o. schlagen. Mancher, der mit Paolino bozte, wurde k. o. geschlagen, daß er zeitlebens aus moralischen und physischen Gründen nie wieder den Ring betreten kann.“ Diesen Zertrümmerer nun — zertrümmert Max Schmeling am zehnten Jahrestag der Schmach von Versailles überlegen nach Punkten. — Nach Jahren der Not und des Elends, der Schande und der Erniedrigung endlich wieder ein als Großtat anzusprechender deutscher Sieg! Deutschland darf wieder hoffen!

Dies die Entscheidung: In der sechsten Runde beginnt Paolino nach „w ü s t e m S c h l a g w e c h s e l“ heftig zu bluten, in der siebenten strömt es bei ihm aus Nase und Mund, in der achten trifft ihn ein „mit wundervoller Frische“ verabsfolgtes „Trommelfeuer von Schlägen“. In der neunten „torfelt“ der Vaske, dem beide Augen geschwollen sind, halbblind im Ring und gerät fortan ganz in die Defensive. Die 12. bis 14. Runde schlägt Schmeling „m i t b e g e i s t e r n d e m E l a n“ auf den Gegner ein. „Die Schlußrunde sah einen ausgepumpten, völlig erschöpften, aus Nase und Mund blutenden Vasken im Ring, der mit geschwollenen Augen sich kaum noch zu verteidigen vermochte.“ — In der Tat, am Tag von Versailles ein außerordentlicher Prestigeerfolg für die deutsche Sache, ein nicht nur „physischer“, sondern auch „moralischer“ Sieg. Die Welt blickt wieder mit Achtung auf Deutschland und nimmt das vielgeschmähte Volk der Barbaren in den Kreis der zivilisierten Nationen auf. Die Welt rast Begeisterung diesem wahrhaft begeisternden, wundervoll frischen Elan, mit dem der Deutsche drauflos drischt. Die Welt hält den Atem an.

Fast jede Woche bringt ähnlich schlagerhaft aufgemachte, von tumultuöser Anerkennung umschriene Sensationen, ob es sich um einen Wettlauf oder um ein im Schweiß der Angesichter zurückgelegtes Sechstagerennen handelt, um eine blöde Refordschwimmerei durch den Kanal: es ist immer derselbe Wahnwitz und Beitzstanz, der jeder vernünftigen Betrachtung

unverständlich erscheint, dem auch nicht die geringste Bedeutung als Kulturfortschritt eignet. Kalokagathie — auch das ein, von der Moderne mit Achselzucken beiseite geworfenes Gerümpel überständiger Vorurteile. Wessen Herz bei all diesen „Landungen“ in einer Magengegend oder an einer schwimmend erreichten Küste des Ozeans nicht mitempfindend Begeisterung taumelt, mag nach Nießsches Wort freiwillig ins Irrenhaus gehen. Es ist, wie in der neuartigen „Aufklärung“, die der selber irrsinnige Doktor Begriffenfeldt in Ibsens „Peer Gynt“ zu einem logisch grotesken Lehrgebäude erweitert:

Die früher „verrückten“ Persönlichkeiten  
Sind nämlich seit gestern Abend schlechtthin  
Normal geworden, vernünftig, im Sinn  
Der neuen Vernunft; — was zugleich den Beginn  
Des Rasens der früheren „Gesunden“ bedeutet.

Die Quintessenz dieser, nicht einmal mehr kulturfeindlichen, sondern überhaupt radikal kulturentwöhnten Entgeistigung und Entseelung nun ist der zu einem Schlagwort erhobene sogenannte „Amerikanismus“, in dem sich der Geist unserer neuen Zeit, um ein Paradoxon anzuwenden, verkörpert findet. — Was wir unter diesem, vieldeutig ausgelegten Begriff zu verstehen haben? . . . Die Amerikaner selbst scheinen sich nicht so ganz klar darüber zu sein. Jedenfalls aber handelt es sich dabei wieder einmal um ein Konglomerat teilweise extrem divergierender Gegensätze. Von Definitionen, wie sie kürzlich in der Newyorker Monatsschrift „The Forum, a journal of controversy“ versucht worden sind, mögen die beiden folgenden einer Erklärung am ehesten nahekommen. E. E. Hoyt sagt: „Amerikanismus: ein Versuch, den größtmöglichen Ausdruck auf allen Gebieten auf einmal zu erreichen: größtmöglichen Internationalismus und größtmögliche Selbstgenügsamkeit; größtmögliche geistige Errungenschaft und größtmöglichen Materialismus.“ Größtmögliches auf einmal und auf allen Gebieten: jene ins Mammuthafte verstiegene, darum nicht minder alle und alles gleichmachende Refordhascherei. Wenn diese im nämlichen Atemzug Geistigkeit und Materialismus vereinigen will, so ist dies eines der vielen, sich nie zum Ganzen entscheidenden Kompromisse, die Ibsen als eine Mischung aus Nichts und Etwas verurteilt hat.



Eine zweite Definition des Balance Patriarche geht von gleichgearteten Grundvoraussetzungen aus; auch bei ihm ist Amerikanismus ein Mischmasch einander diametral entgegengerichteter Kräfteexpansionen: „Amerikanismus ist die wunderbare Empfindung von Empfindelei, Optimismus und Scharfsinn, die einer großen Nation gestattet, ein nüchternes Gesicht zu machen, während sie moderne Geschäfte macht, mit Hilfe einer Münze, die den Stempel trägt: „In God we trust.“ — Wähnt doch der Amerikaner aus der ihm angeborenen, durch den Erfolg seines entscheidenden Eingreifens in den Weltkrieg ins Ungemessene gesteigerten Selbstüberhebung heraus, der direkt von Gott berufene und bestellte Erzieher sämtlicher anderen Nationen zu sein, obwohl deren viele gegenüber seiner jungen Geschichte eine uralte ehrwürdige, große Vergangenheit hinter sich haben, die sie davor bewahren sollte, in dem unausgereiften, um sein eigentliches Wesen noch ganz unfertig ringenden Volk des neuen Kontinents kritiklos ein der Nachahmung um jeden Preis würdiges Vorbild zu sehen. Moderne Geschäftstüchtigkeit, betrieben mit nüchternem Gesicht und in religiöser Vigotterie: das sind nach dieser Ausdeutung die Züge, die dem Antlitz des Amerikaners die weniger charaktervolle als charakteristische Prägung verleihen.

Der Münchener Schriftsteller Hans Trausil, der diese und andere Definitionen deutschen Blättern vermittelt hat, ergänzt sie, gestützt auf eigene langjährige Erfahrungen und objektive Beobachtungen, zu dem, wie uns scheinen will, recht glücklich gewählten, umfassenden Eindruck: „Amerikanismus ist der Versuch, die Hilfsquellen, Rohstoffe und menschlichen Arbeitskräfte der Erde in eine technisch fehlerlos laufende, allerwärts bis zum Maximum produktive, maschinelle Organisation umzuwandeln, unter fortschreitender Ausmerzung menschlicher, seelischer und künstlerischer Problematik als möglicher Störungsfaktoren in der rhythmischen Dynamik des erdumfassenden Einheitsrhythmus dieser endgültig entgötterten Welt.“

Der Hauptnachdruck dieser, in gewissem Sinne vielleicht erschöpfenden Auslegung ist zu setzen: einmal auf fehlerlos laufende, größtmögliche technische, maschinelle Organisation, sodann auf die Erkenntnis, daß seelische und menschliche Werte in diesem perfekt funktionierenden Getriebe als den reibungslosen Verlauf der fehlerlos und exakt ineinandergreifenden Ab-

wicklung störende Hemmungsfaktoren empfunden werden. Ihre Ausmerzung: der Sieg der endgültig entgötterten Welt.

Amerikanismus — aus alledem läßt der Begriff sich kurz etwa so formulieren: Eine neue hundertprozentige Form der Entartung von Kultur in Zivilisation. Leichte Welt — reizungslose, der die Gottinnigkeit einer Vergeistigung und Durchseelung „endgültig“ genommen ist. Amerikanismus: der der-rier cri eines Modephantoms der Selbstvergöttlichung und Eigenvollendung der neuen, der — letzten Menschen. Amerikanismus: die Stadt in den Wolken, die sich das 20. Jahrhundert als Ausdruck seiner Realität gegründet hat. Amerikanismus: eine Verschmelzung vom Materialismus des Fühlens und Denkens mit technischer Mechanisierung. Sein Ziel: daß die Kultur an ihm stirbt.

In einer wundervollen Rede, die er auf einem Fest von Freunden des humanistischen Gymnasiums gehalten und dann im Inselalmanach für 1928 veröffentlicht hat, fand der im Juli dieses Jahres auf dem Wege zur Beisetzung seines Sohnes, der sich das Leben nahm, tragisch einem Schlaganfall erlegene Dichter Hugo von Hoffmannsthal ergreifende Worte auf die Kulturtragödie der Zeit, die sich ihm darstellt als eine Verwischung und Verwirrung der geistigen Begriffe, indem „bald Ökonomie sich verkleidet als Geist, bald Geist als Ökonomie.“ Mögen die materiellen Auswirkungen der Katastrophe, durch die wir gegangen sind, ungeheure sein — die geistigen sind furchtbarer noch und folgenschwerer: „Es gibt nichts im geistigen Bereich, das nicht versehrt wäre.“ Alles wankt, nichts ist gewiß, Furcht beherrscht uns, „die manchmal die Betonung des Schreckens annimmt“. Denn wohin wir blicken, tun sich Abgründe auf: „Zwischen der Zeit, in der wir jung waren, und heute liegt ein Abgrund, und einer, dessen Ränder nicht einmal fest sind, sondern der stündlich weiter um sich frißt. Das Begrenzte, auf dem allein wir geistig zu fußen vermögen, ist im Begriff, sich zu verflüchtigen wie Rauch; das Unmeßbare, die indefinite formlose Materie unserer Welt-erfahrung, überslutet den Bezirk unseres Daseins. Das, was sich vollzieht, ist schreckensvoll und kaum mehr deutbar. Es gibt diesem Ungeheuren gegenüber die Haltungen einzelner Gehärden der Abwehr, des Stoizismus und der Verzweiflung, aber die Grundgebärde des Europäers ist nicht mehr wahr-

nehmbar, und auch jenen einzelnen Gebärden fehlt es an Kraft und Größe. Da und dort flammt ein jäher Orientalismus auf — auch Rußland ist Orient! —, aber ohne fortreißende Kräfte; und an denen, die ihm huldigen, wird nichts so deutlich, wie der Wunsch, allen Ballast abzuwerfen, und wäre es das eigene denkende Selbst... Alles geht darauf aus, sich der „Wirklichkeit“ zu unterwerfen. Diese aber wechselt dämonisch ihre Mienen: denn Wirklichkeit ist geistige Schöpfung, und jene wechselnden Mienen sind nichts als der Reflex des inneren Seelenschwindels einer Menschheit, die zur Schöpfung nicht mehr die Seelenkräfte in sich trägt.“

Was das sagen will: Seelenschwindel der Menschheit, ohne Seelenkräfte zur Schöpfung — die folgenden Abschnitte sollen es in Betrachtung der einzelnen geistigen Schaffensgebiete erweisen. Und das Ergebnis wird sein — mit Hugo von Hofmannsthal: „Es gibt nichts im geistigen Reich, das nicht verfehlt wäre.“

## 2. Die Kunst als Ohnmacht und Lüge

Jede Zeit trägt ihr, dem Leben oder dem Sterben der Seele unmittelbar verwandtes Gepräge, und die Kunst wird stets dessen Ausdruck sein. Je nachdem die Epoche zur Harmonie neigt oder zu einem Zerfall, einem Auseinanderstreben der Kräfte, muß auch die Kunst der eingeschlagenen Zeittendenz in ihren Äußerungen im Gleich-, beziehungsweise im Mißklang entsprechen. So ist die bildende Kunst eine auf letzte Gültigkeit gebrachte Kristallisation dessen, was aus der Zeit zu uns dringt, ihr Antlitz das als Bildausdruck gefaßte ihrer Epoche.

Die Kunst der Antike etwa ist das Widerspiel ihrer Philosophie; aus ihr erkennen wir heute noch in den wesentlichen Zügen einer vollen Daseinserscheinung den Niederschlag der antiken Lebens- und Weltanschauung, die schöne Geschlossenheit zu edler Einfachheit und stiller Größe im Ideal des antiken Menschen. Ebenso vermögen wir uns aus den Darstellungen der Renaissance die Renaissance-Persönlichkeit auszudeuten. Das siebzehnte Jahrhundert mit seiner strengen, gemessen förmlichen, oft steifen, aber auch majestätischen Repräsentation, seiner Leidenschaft und seinem Pathos, seinem Hang zum pomphaft Feierlichen, der großen theatralischen Geste, schuf sich



seinen durchaus eigentümlichen Kunststil in dem Barock, den man in seiner reichen, bisweilen schon überladenen Pracht als ein „Komponieren in Fortissimo“ bezeichnet hat. Ihn löste im achtzehnten Jahrhundert als reaktionäre Bewegung das Rokoko ab: auch dieses Ausdruck seiner Epoche, einer liebenswürdigen und anziehenden, wenngleich von Spuren des Verfalls nicht freien Richtung des künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens. Seine Genien sind Anmut und Grazie. Die Leidenschaft wird zum Getändel, das Pathos ein Richern und Kosen, der Ernst zur Pikanterie, die repräsentative Geste zur Feinheit und Eleganz. Alles ist getaucht in das rosige Licht eines zarten, jeder Gewaltsamkeit widerstrebenden Sinentums, an Stelle des Erdgeruchs das unauffällige Aroma eines diskreten Parfüms. Die Kunstform dieser Zeit mutet im Gegensatz zu dem rauschenden Fortissimo der Posaunen und der Trompeten, der Trommeln und Pauken wie ein zierliches Menuett oder ein schelmisches Scherzo an, in der Begleitung von Flöten und Klarinetten und Streichinstrumenten. — Wie später in der bildenden Kunst der Romantik der Charakter der Zeit, das Wesen des romantischen Menschen zutage tritt, ist so bekannt, daß es genügt, darauf zu verweisen.

Man betrachte die Schöpfungen früher Meister auf ihren Zeitgehalt hin. Welche Züge des kulturellen Verlaufs, der seelischen und geistigen Tendenz der Epoche können wir aus ihnen entnehmen? Was den Menschen betrifft, so gewinnen wir aus den Porträts den Eindruck einer ruhigen Festigung und inneren Klarheit. Das Leben der Zeit, die sie lebten, muß demnach weniger widerspruchsvoll als das unsere gewesen sein. Und war doch auch ganz gewiß ein Dasein voll Kampf, voller Nöte. Aber — das ist bereits ein erster fundamentaler Unterschied zu unserem Geschlecht: Kraftvoller waren sie, näher den Quellen, weniger zergrübelt und weniger zernagt, nicht — psychopathisch, und nicht so von Zweifeln verzehrt oder gar von Verzweiflung zerrissen. Kerniger, ursprunghafter, dem Selbst getreuer.

Suchen wir sie auf in einer spezifischen Äußerungsform ihres Empfindens als Kunststückenbarung, die ihnen unendlich wichtig gewesen: in ihren religiösen Malereien. Was ist deren Besonderheit, ihr sinnenfälliges Merkmal? Sie — glaubten ihre Madonnen und ihre Heiligenbilder, ihres Herrn und Heilands Erdenwandel und bittere Passion, sein sie selber ent-

fühnendes, stellvertretendes Leiden und Sterben. Das alles war ihnen persönlich erfahrenes Mysterium der eigenen Erlösung. Darum konnten die Darstellungen dieses Kostbaren an Glaubensinhalt nicht kostbar genug erscheinen. Auf Goldgrund haben die Meister der frühen Schulen Christi Martyrium und seine Kreuzigung gelegt, seine und seiner menschen-göttlichen Mutter Weineung. Das Buntmosaik prächtiger, glänzender Farben mußte dienen, einen Ausdruck zu schaffen für das anders unennbare hochwürdige Gefühlssymbol. Nicht mit dem Verstande traten sie an die Wiedergabe heran, sondern allein mit dem Herzen. Sie fragten nicht viel nach „Natur“, weil ihnen der Heilsvorgang von vornherein Offenbarung des göttlichen Gnadenwunders, also ein Außerordentliches, das über aller Natur lag, bedeutete. So sehen wir denn bei ihnen Maria im Stall bei der Krippe nicht als die schlichte Magd, sondern geschmückt im herrlichen Prunkgewand als Königin Himmels und der Erden, und von dem Jesuskind geht der helle Glanz des Fleisch gewordenen Logos aus, die Nacht durchstrahlend. Das steht außer der Wirklichkeit, aber dennoch vermischen wir darin nie die „Natur“, weil in der Seele der Meister, die Bethlehems heilige Nacht also schufen, das fromme Erlebnis ein als Natur begriffenes ihrer glaubenden Einfalt, der andachtsvollen Versenkung selbstverständlich und daher in einem anderen Ausdruck unmöglich darzustellen gewesen ist.

Dagegen halte man dann die religiösen Malereien der jüngeren und der jüngsten Moderne. Wir brauchen dabei gar nicht erst bis zu den Vertretern der extremsten Richtung zu gehen, die in Bildverzerrung und Gliederverrenkung, in einer, die Proportion absichtlich übersteigernden, aufgebauchten Ekstasie vielfach eine peinlich entstellte, ja, geradezu abstoßend berührende Scheußlichkeit bieten. Schon in den religiösen Motiven des Naturalismus spüren wir oft genug, wie das Gefühlserlebnis der Darstellung ganz fern geblieben ist. Es fehlt das Ergriffensein, die dem Heiligen mit frommer Andacht und in überströmender Hingabe nahende Scheu. Wir merken, für sie ist der rein irdisch erfaßte Vorgang nicht mehr das Reich Gottes auf Erden, das jene in ihm erkannten und offenbarten. Ihnen ist er lediglich Vorwurf wie andere mehr. Sie benutzen ihn zum Zweck einer farblichen und formalen Verarbeitung. Das Unsagbare aber, das von den frühen Meistern in einer so ungemein leichten und

leisen Zartheit getroffen wurde, ist nun nicht mehr Bild gewordene Erscheinung. Eine Geißelung Christi etwa wird hier nicht zur Passion; irgend eine interessante Gruppierung, ein Abwägen von Horizontalen und Vertikalen in der Komposition, ein auffallendes Gegeneinandersetzen von Formen und Farben war für sie das Wesentliche daran, das sie rein malerisch, nicht aber mehr religiös in Anspruch nahm und beschäftigen konnte. Darum wird unser Inneres auch nicht erwärmt, in der Anschau dieses Martyriums nicht aufgeweckt und ergriffen. Wir spüren die Technik, die durch den Materialismus hindurch gegangene, durch ihn unfruchtbar gewordene Entseelung und fragen uns, wer denn eigentlich der „Natur“ der abgeschilderten Heilstatte näher gekommen ist: jene frühen Meister, die etwas Ewiges von überzeitlicher Realität darin sahen, oder die ihrer Einfachheit so weit überlegenen, aufgeklärten Modernen? — Und was hier vom religiösen Stoffproblem, seiner Auffassung und Ausföhrung gilt, ist auf andere Gebiete der Malerei ohne weiteres zu übertragen. Allenthalben macht die, mit der gesamten Kulturentartung eng verknüpfte, aus Glaubenslosigkeit hervor gegangene Entseelung auch in der bildenden Kunst sich bemerkbar.

Diese ausgesprochen mechanisierte und mechanisierende Entseelung ist bereits in der Jahrhundertwende klar zu verspüren. Wohl gemerkt — wir wollen hier immer nur den Gesamtquerschnitt der großen, bestimmenden Linienführungen im Auge behalten. Ausnahmen bestehen gewiß, wie ja überhaupt die Entseelung der Zeit als typische Allgemeinerscheinung zu werten ist, wobei selbstverständlich durchaus nicht geleugnet sein soll, daß im einzelnen immer noch geistige und seelische, wie auch sittliche Kräfte gar wohl existieren. Nur pflegen sie in der Gegenwart eben die Ausnahme zu sein, und nicht die Regel. In diesem Sinne aber war schon der exakte Impressionismus, dem wir gegen die Wende von 1900 begegnen, ein Äußerstes, über das es nicht weiter hinausgehen konnte. Er war festgeraten in der wirklichkeitswahren Zufallserscheinung. Seiner Eindrucksverkörperung, seiner nur das Sichtbare abtastenden Sinnlichkeit, die ganz abhängig war von der Weltanschauung des Materialismus, fehlte jedes ins Ahnungsreiche hinüberweisende Offenbarungsvollbringen. Seine, bei allem äußeren Sehvermögen, innerlich unseherische Einstellungsart war nicht fähig,



das Bildobjekt aus dem Einmaligen, Augenblicklichen zu etwas allgemein Beständigem zu erheben. Der enge Umkreis ihn nahe angehender erdhafter Berührung war sein eigenstes Feld. Ihm fehlte der Zug der Sehnsucht aus dem Unmittelbaren zu dauernder Gültigkeit; der Traum des Unerfüllbaren im Erfüllten, das aus dem äußeren Bild in die Tiefe des Wesenhaften drängende, Kostbarstes aus dem Geheimnis zutage fördernde innere Idol, das bei den alten Meistern die selbstverständliche Voraussetzung allen Schaffens war, mußte man an ihm vermissen. Ihm fehlte — die Seele.

Dieser Kunst, die mit der Dichtung des Naturalismus die „Tendenz“ hatte, „wieder die Natur zu sein“, war es, wie Arno Holz offen ausspricht, völlig gleich, ob ein Gemälde die Sirtinische Madonna darstellte oder „die verlorene Schönheit von ein paar Klotzorken im Sonnenschein auf roter Decke“. Auf die Technik allein kam es an. Intuition und Inspiration, Begnadung durch den göttlichen Funken: all das waren ihrer Mechanisierung längst überholte Anachronismen. Beobachtung machte den Künstler, und nicht der Gehalt des Empfindens, das Ethos als aus der Sittlichkeit in höchster Bedeutung gestaltende, beseelte und beseelende Macht.

Der Impressionismus hatte — um ein anderes treffendes Urteil über den Naturalismus heranzuziehen, einen Ausspruch des Wilhelm von Polenz in seinem schon genannten Roman „Wurzelocker“ — den „ewigen Fleischton auf der Palette“, er litt darüber an einem Mangel der Nuancierung. Was er bot, war eine mit klarem Auge, bald nüchtern mehr, bald schwelgerisch in den Raum hinein komponierte Materie, die maßgeblich war beispielsweise auch für das eingangs erwähnte völlige Versagen gegenüber religiösen Stoffen, das unser Empfinden oftmals nicht nur in keiner Weise erreichte, sondern mitunter geradezu abstoßen mußte. Über der Sehschärfe und der Beherrschung der Technik war ihm die Einfühlung abhanden gekommen, das Seelische zeigte sich der Gestalt unterlegen. Oder, wie es bei Wilhelm von Polenz über den Naturalismus heißt, was auf den in ihm wurzelnden und ihm entsprechenden Kunstausdruck des Impressionismus ohne weiteres angewandt werden darf: „Seine Mängel liegen im Geistigen. Er ist Oberflächenkunst . . . Gewisse Erscheinungen hat er begriffen, solche, zu denen scharfe Sinne gehören . . . Der Metaphysik gegenüber

versagt er. Seine Kunstwerke haben Breite und doch keinen Horizont. Er hat keine Höhe des Glaubens und keine Tiefe des Fühlens, will keine haben.“ — Der ewige Fleischton auf der Palette: die Übertragung der materialistischen Denkweise, die ja gleichfalls der Metaphysik gegenüber versagt, auf die bildende Kunst. Wie auch sonst in der gesamten Kultur, herrschte einzig die Form — eine Realität ohne Seele.

Dieser Realität nun tritt in der Ausdruckskunst ein in seinen Anfängen und Gründen — das ist nicht zu verkennen — un-  
streitig notwendiger und an sich auch gesunder Drang nach dem Überrealen entgegen. Was sich demnach in unserer jüngsten Gegenwart an neuer Kunstentwicklung begab, vollzog sich in seinen Absichten und in seinen Zielen keineswegs außerhalb logisch bestimmter, absolut als fortschrittlich anzusprechender Normen. Der Expressionismus in seiner wahren Bedeutung war weit mehr, als eine bloß flüchtige, intellektuell ertüfelte Modeerscheinung. Eine Weltanschauung wollte in ihm zum Durchbruch gelangen. In betontem Gegensatz zu der Entseelung der zum einzig gültigen Ideal erhobenen, ganz ungeistigen Ein-  
drucksvermittlung des Impressionismus, vertrat er die Rück-  
kehr zur „geistigen Bewegung der Zeit“, wobei das „innere Er-  
lebnis“ über das „äußere Erleben“ gestellt, „intuitive Erkennt-  
nisse“ von neuem erschlossen werden sollten. Von Vergnadung ist mit einemmal wieder die Rede; der Gnade einer Vision, der Gnade des Schauens, anstatt eines lediglich die Beobachtung auffassenden und festhaltenden, sie gewissermaßen referierend wiedergebenden Sehens. Vision — das ist soviel wie „Ge-  
sicht“. „Gesicht“ aber ist — „die Abkehr vom tätigen Leben“:  
„Losgelöst von allem vermeintlich freien Tun, ist die Gestal-  
tung des Kunstwerks ein Zwang, der erlitten wird, dem der Künstler folgen muß, ob er will oder nicht.“ Mit der vom Na-  
turalismus vertretenen Überschätzung der reinen Technik soll gleichfalls gebrochen werden; man geht dabei allerdings, ins  
andere Extrem verfallend, einigermaßen radikal vor: „Alles Wissen und jede Bildung und alles Können ist belanglos für die Gestaltung des Kunstwerks.“ Womit dann in der Folge jeder unförmliche Dilettantismus gerechtfertigt ist.

Mag manches an den programmatisch skizzierten Ideen des Expressionismus über das rechte Ziel hinausgeschießen — so viel muß man doch sagen: er war Auflehnung gegen die Gefühls-

und Geistesenge der Mechanisierung. Insofern wäre er an sich gar wohl fähig gewesen, lebendige Kräfte einer Regeneration zu wecken. Aber — nun tritt das Tragische ein, das in Zusammenhang steht mit der Tragik unserer Moderne: Der Drang nach Erneuerung, die Sehnsucht zurück aus der Ernüchterung wieder in das Gefühl — sie scheitern an der allgemeinen Erkrankung einer der starken Lebensäußerung nicht fähigen, müden, mit dem Rainsmal der Surrogate gezeichneten, hinfälligen Epoche. Was in der Theorie sich so verheißungsvoll ausnahm — in der Praxis zeigte es sich der materiellen Mechanisierung, die es beseitigen und überwinden wollte, vollkommen unterlegen.

Zunächst, jene Primitivität, welche die neue Kunstrichtung als ihre Entdeckung für sich in Anspruch nahm, indem sie jedes Wissen und jede Bildung ablehnen zu müssen glaubte, war nicht einfach im Sinne der Ureinlichkeit der vergangenen Epochen mit ihren im Anfangsstadium befindlichen naturhaft unfertigen Kulturen; sie war nicht unabsichtlich, vielmehr eine sehr absichtliche Täuschung, erklügelt und ausgetüftelt, ein Gewächs der ihres Fortschritts überdrüssig gewordenen Zivilisation. Sie war nicht Zwecklosigkeit, weshalb sie auch um alles nicht stillet zu wirken vermochte. Raffinement ist das Kennzeichen dieser gewollt primitiven Moderne, Errechnung mit dem Ziel des verblüffenden Aufsehens, der um jeden Preis zu erregenden Sensation, die um so schreiender ausfällt, je mehr sich das innere Empfinden gegen diese, den Ausdruck ins Talmihafte verkümmernde und verkehrende Kunstentstellung auflehnen muß. Den Mangel an Wärme ersetzt eine gewaltsam zum Rausch aufgepeitschte, geschwollene Ekstase, die fern ist aller Vision, aller in wahre Ekstase umgeformten Begnadung. Darum begegnen wir in der Regel einem Sichabquälen, das nichts weniger ist als unbezähmbarer Drang zur Gestaltung, einem Unkönnertum, das sich aufbläht, um die eigene Schwäche als Kraft zu gerieren. Nicht Macht offenbart sich in diesem Sturm und Drang, sondern Mache; niemals ist ein Sturm und Drang so eben und unaufregsam verlaufen, nie ein Rausch nüchterner gewesen, als der dieser blaßblütigen Asketen, in deren Nichts-sagenheit auch nicht ein Funke göttlicher Gnadensprache enthalten ist, weder Schönheit, noch Kraft oder Wille, nicht Ausdruck und auch nicht Kunst. Wenn nach dem Bekenntnis eines ihrer bekanntesten Führer ihre schreiende „Inbrunst“ die „gotisch-



romanische Kurve“ zurück zum Barock und „mit Kopfsprung zu den Negern“ zu nehmen die Absicht hatte, um uns in der Kunst primitiver, unseren Kulturgraden und Kulturansprüchen weit unterlegener Völker das Gefühl ausgerechnet unserer eigenen Gegenwart zu vermitteln, so war dies bezeichnend für die an selbstständiger Ideenformung arme Energielosigkeit der Richtung.

Nur andeutungsweise mag an die Versündigungen, die abstrakten Kindmalereien der unabsichtlichen und der wissenden Primitiven erinnert werden, an ihre gehaltlosen, form- und farbunsinnlichen Kleckereien, ihre oft schon perversen Unzüchtigkeiten und Brutalitäten; an die gedankenverlassenen phantastischen Hypertrophien der Ausgezehrten und Unterernährten — dieses ganze seelenlose Gehebe, diese in Manieriertheit auf Sand gesetzte trockene Manier. Was an diesem kompletten Kunstbolschewismus war denn noch überhaupt als Kunst zu bezeichnen? Die nicht kindlichen, sondern kindischen Spielereien der Dadaisten, die dummdreisten Hänseleien jener die Revolution nachplappernden sogenannten Novembergruppen — all dieser Schnickschnack unerträglicher Sudeleien, unerhörter Verrohungen, der nur dartun konnte, daß man mit den Errungenschaften der Revolution in der Kunst ebenso wenig vom Fleck kommen konnte, wie die im Sumpf steckengebliebene Staatsmaschine?

Aus welchem körperlichen, und welchem Seelenzustand heraus diese ganze Wahnsinnsstimmung zu erklären ist, geht aus einem Bekenntnis Ludwig Meidners hervor: „In mir kochte der Wüstenfieber mit Geiern, Skeletten und gellendem Durst. In mir schrie es nach knatternden Fernen und den Posaunenstößen künftiger Katastrophen. Mußte ich nicht auf meine Selbstporträts immer Blutrinnsale hineinmalen und zerfressene Wunden?! Liebte ich nicht auf allen Hintergründen den Kometenschweif und brandende Vulkane!? Ich fragte, rieb und wegte meine Farben. Aber elend zehrte ich dabei am Leibe, der, verhängt vom Farbenpanzer, glühte in der Krätze gräßlichem Gewimmer. Oh, du wilder und geblähter Bauch, ihr abrupten Gliedmaßen und ihr diabolischen Gelächter auf den Backen... Ich goß Ströme Peru-Balsams auf meine Haut. Es nuzte nichts. Zum Kerker der Frohne und ecker Krankheit war ich verdammt. Ich war allein mit mir und ohne Rat. Und jeden

Mittag, wenn ich, verwildert von gräßlichen Träumen und feucht von Salben, aus meiner Ecke mich erhob, begann der Kampf von neuem, und jedes Morgenrauen, beim Zubettgehen, würgte mich ein schäumender Rauchemar, und ich gierte immer mit den Augen nach den unfertigen Leinenwänden hin und lechzte und wand mich wie ein zerprügelter Hund. Mein Schlaf war tief wie unterirdische Höhlen, und schweißbedeckt grüßte ich beim Erwachen den Mittagswind. Die Teetassen gaben mir einen erhabenen Stoß ins Grelle. Gierig fraß ich wie ein hungerndes Tier ein selbst bereitetes, schmales Mahl . . . Und dann dieses Klastern und Halstern vor dem Spiegel bis zur Dämmerung. Bis ich klebrig war in Farbenschmutz und ertrank im Sudel des süß stinkenden Peru-Balsams. Oh, dann kamen selige Minuten.“

Eine pathologische Schilderung des den „begnaden“ Schaffenszustand vorbereitenden ekstatischen Ringens, die eher den Psychiater als den Kunstkritiker angehen dürfte. Kochender Wüstenommer, Skelette und knatternde Fernen; Blutrinnfale und zerfressene Wunden; Kometenschweife und brandende Vulkan: der stoffliche Inhalt dieser, mit einem „erhabenen Stoß ins Grelle“ abgefertigten Bilder ist damit zur Genüge wiedergegeben. Die volle Verzweiflung der an sich irre gewordenen Generation schreit in diesem Bekenntnis, das wie im Wahnsinn, oder jedenfalls in der Angst vor der Sinnenumnachtung auf das Papier hingeraßt wurde. Welch anderer „innerer Gesichte“ hätte eine Schaffenseinführung dieser Art fähig sein können als solcher, die in die Schreckenskammer gehören? Eine ins Widerliche oder Gemeine verzerrte Fragenhaftigkeit ist das Resultat dieser Kunst, die nicht „seligen Minuten“, sondern dem Alpdruck des Rauchemars, der Schwere eines als Last empfundenen, peinvollen Daseins, das wie ein Fluch sich wälzt über jede freiere Lebensregung, ihre Entstehung verdankt. Diese Ekstase ist kein glückhafter Rausch, sie ist psychopathisch begründet und kann ihre, das Weltbild zerfetzenden Einfälle und Ideen darum nur äußern in vollendeter Destruktion. So sind es denn zum Teil geradezu schamlose Schandbarkeiten, die derart zustande kommen, deren einziger Zweck die Herabsetzung oder Entwürdigung ist, die verheerende Propaganda. Zeitausdruck war auch das, nur — mit Kunst hatte es nichts zu schaffen.

Und hinter all dieser kalten Raserei, die sich qualvoll des eige-

nen Schöpfungsunvermögens bewußt ist, deren persönlichem Zukunftsglauben die Auflösung in das Chaos eine, mit dem Triumph der Verzweiflung begrüßte Rechtfertigung hergeben mußte, steht wieder als Weltanschauung — der Nihilismus. Nicht auf deutschem Boden ist er erwachsen; gallische Spitzfindigkeit und italische Überhitzung, vor allem aber russische Grobschlächtigkeit boten die Anregung. Und wie Rußland auf allen Gebieten des kulturellen Zusammenbruchs gegenüber der halben Resignation des Westens den toten Punkt der ganzen Verzweiflung erreichte, so auch in der Kunst. Eine bedenkenlose, radikale Verneinung, die mit allem Gestalten konsequent bricht, verstieg sich dort bei den „Suprematisten“ bis zum völligen Verzicht auf Form wie auf Farbe, indem der dargestellte Gegenstand: ein paar linealgrade Linien oder wirr hingezeichnete Zirkelstriche — von dem in gleicher Tonwertigkeit (etwa Weiß auf Weiß) gehaltenen Untergrund nur in den Gradunterschieden der Schattierung sich schemenhaft abhob.

Diese Wüsteneien sind ganz gewiß nicht auf das Schuldkonto des Expressionismus zu setzen, der, farblich gewertet, vielleicht sogar dazu berufen gewesen wäre, den die Kunstentwicklung des neunzehnten Jahrhunderts beherrschenden Luminismus, die Problematik der Leuchtkraft des Lichts und der Lust in Form und Farbe, zum sieghaften Ende zu führen. Steht doch im Beginn der modernen Koloristik die absolute Farbenaskese; so hätte als Ziel der Farbenrausch, vorbereitet bereits durch den Pleinairismus, gar wohl in der Tendenz eines allgemeinen Fortschritts gelegen. Auch was der Expressionismus gehaltlich erstrebte: Rückkehr zur geistigen Bewegung, in der das Erlebnis der Seele das äußere Erleben verdrängen, in der intuitive Erkenntnisse offenbar werden sollten — war es denn nicht das Ideal eines Kunstwillens, der aus der Oberfläche der reinen Sinneswahrnehmung nach Vertiefung verlangte, der seine Aufgabe darin sah, die Vision einzusetzen in ihre alten Rechte, die ihr der Impressionismus genommen hatte?

Doch — die Zeit war krank. Wie sollte sie aus sich gesunde Erneuerung gebären? Es hätte seltsam zugehen müssen, wäre die Kunst der Gegenwart, in ihrer Abhängigkeit von der Stimmung der ganzen Epoche, von deren Kulturverfall unberührt, an ihm unbeteiligt geblieben. Und so erfahren wir es, daß ein von vornherein zu kraftvollem Wachstum bestimmtes Keimen



unfruchtbar wird und abstirbt. So daß Spenglers hartes Urteil nur allzu verständlich ist: „Was heute als Kunst betrieben wird, ist Ohnmacht und Lüge.“

Ob nun auch die jüngste Entwicklung in Ablehnung der Erstase einer wiederum als Gegenbewegung aufzufassenden „Neuen Sachlichkeit“ das Wort redet — aus der F o r m des Ausdrucks kann und wird die Erneuerung niemals kommen. Die im Unglauben an das ewige, und darum auch an das irdische Leben versiegten Quellen müßten erst wieder zu strömen beginnen. In ihrer materialistischen Entgeistigung und Entseelung ist die Kunst verdammt, Ohnmacht und Lüge zu bleiben, solange sie nicht ihre Wiedergeburt erfährt aus einer das Ethos, das allem in Wahrheit fruchtbaren Kunstschaffen zugrunde liegt, beglaubigenden und in die gestaltete Tat umsetzenden Lebensbejahung.

### 3. Durch Symbole der Ewigkeit reden

Überblicken wir die Dichtung um Neunzehnhundert, so macht sich auch in ihr jene Ausgangsstimmung bemerkbar, die dem Jahrhundertende auf allen kulturellen Gebieten charakteristisch eignet. Abklang, wohin wir uns wenden; kein wesentlich Neues hebt an. Der Naturalismus, die Neuromantik, Wirklichkeitschilderung wie Phantasiedichtung haben sich mit ihren führenden Vertretern, denen die Jugend der achtziger und neunziger Jahre glaubte zujubeln zu dürfen, vorzeitig überaltert. Ansätze allenthalben, aber kein Weg wird erkennbar, der zu neuen Gestaden führt. Das Fehlen jeglicher bahnbrechenden, vorwärts und aufwärts weisenden Größe ist geradezu typisch für den ausgesprochenen Niedergang dieser Epoche.

Darnach ist es begreiflich, daß die Zeit dahin drängte, ein Neues, das i h r e m Charakter eine p e r s ö n l i c h e Offenbarung zu schaffen vermöchte, aus sich zu gebären, all diesem an den toten Punkt geratenen Ausläufertum einen neuen Anfang und Aufschwung weiter Möglichkeiten entgegenzusetzen. Ein junges Geschlecht wollte über all dieses Gewesene und Verwesene hinweg. Mit der ganzen Unerbittlichkeit und kritischen Schärfe der Jugend rechnete es mit dem Gegebenen ab, dabei selbstverständlich, in Überschätzung der eigenen Kräfte, mit dem Schwachen zugleich auch das immerhin brauchbare Gute verwerfend, das andere vor ihm geboten hatten. In dem Gespräch

der drei Kritiker in Reinhard Sorges dramatischer Sendung „Der Bettler“ wird über Wirklichkeitsdichtung in gleicher Weise wie über Romantik und Ästhetizismus in ihren Richtung weisenden Repräsentanten das Urteil einer mehr oder minder achtungsvollen Ablehnung gesprochen: „Unser Hauptmann, sehen Sie,“ sagt der eine der Kritiker, „ist groß als Künstler, aber als Deuter befangen.“ Die anderen ergänzen, im Hinblick auf Stucken etwa oder auf Hardt, die selbst nicht genannt werden: „Da haben wir unter den Neuesten jetzt den Artusdichter. . . . Artus und Gudrun. — Aber unsere Zeit schaut aus, blickt fern und späht — und ihr brennt die Seele.“ Weiter geht es in der Erörterung eines neuen Stücks, von dessen Uraufführung sie soeben kommen, über den Ästhetizismus in seiner Gesamtheit her: „Es hat Geschmack, ist taktvoll, es verstößt nicht; überhaupt: es ist die Arbeit eines Gentleman. Aber gerade dies wird ihm zum Verhängnis: da fehlt irgendwie ein Mutwille, der sich eigen Land zu erobern sucht; da sitzt irgendwo eine Schwäche . . . Das große Herz fehlt, das sich hingibt bis zur Demut, die große Weltgüte, die sich hingibt bis zur Torheit, die göttliche Blindheit, die so tief sieht in alles Geheimnis — ja! es fehlt der Seher!“ Abschließend heißt es: „Wir warten auf einen, der uns unser Schicksal neu deutet, den nenne ich dann Dramatiker und stark . . . Es ist sehr an der Zeit: einer muß einmal wieder für uns alle nachsinnen.“

Wir vernehmen darin ein Wollen, das nach Bestätigung seiner Kräfte verlangt. Und das Ideal, dem diese Jugend in einem, von vornherein sehr ehrlich gemeinten, aufrichtigen und aufrechten Ringen zustrebte, war — genau wie in der bildenden Kunst — keineswegs niedrig gelegen. Was sie zum Ziel ihrer poetischen Absichten nahm? — Reinhard Sorge sagt: „Durch Symbole der Ewigkeit reden.“ Ähnlich heißt es bei einem anderen Vertreter dieser neuen Dichtergeneration: der Mensch sollte wieder „vor die Ewigkeit gestellt“ werden. Es war daran sicherlich etwas Schönes, Edles und Großes. Auch hier vollzog die Entwicklung sich demnach als betonte Abkehr, ja, in vollkommenem Gegensatz zu der Oberflächenkunst einer Vermittlung des rein Sichtbaren, wie sie der Naturalismus zeitigt hatte. Den Eindruck der äußeren Erscheinung sollte ablösen — immer parallel laufend mit der bildenden Kunst — der Ausdruck des inneren Gesichts; irgend ein Ethos, das der

reinen Zustandsschilderung gefehlt hatte, sollte wieder aufgenommen werden in den Kernpunkt der Dichtung.

Mit vollem Bewußtsein der außerordentlichen Tragweite finden wir dies ausgesprochen in einer längeren Abhandlung Kasimir Edschmids über den dichterischen Expressionismus. Die Naturalisten, urteilt er, stellten lediglich nackte Tatsachen dar, den Moment, die Sekunde der impressionistischen Schöpfung. Den jungen Dichtern bedeutet solcherlei Kunstgestaltung „ein taubes Korn in der mahlenden Zeit“. Ihnen sollte sich „das Gefühl maßlos entfalten“. Dies der Kontrast: „Sie sahen nicht. — Sie schauten. Sie photographierten nicht. — Sie hatten Gesichte.“ Statt des Moments verfolgten sie die „Wirkung in die Zeit“, vermittelten gegenüber dem „Atomischen, Verflüchteten“ der Impressionisten — „umspannendes Weltgefühl“. Was sie wollten, ist kurz zusammengefaßt: „Das Erlebnis, das anhält.“ Das Herz tritt wieder in seine Rechte; „verschwifert allem Geschehen“, schlägt es im gleichen Rhythmus wie die gesamte Welt; und gleich der Malerei, versicht auch die Poesie die Herrschaft der Vision, die den, von der Impression zerstückelten Raum zur Einheit durchdringen muß. Diese Kunst will — kosmisch sein. Damit steigern sich die sachlichen Ausführungen zu dem Dithyrambus: „Der große Garten Gottes liegt paradiesisch geschaut hinter der Welt der Dinge, wie unser sterblicher Blick sie sieht. Große Horizonte brechen auf... Gefühl nur der Menschen... Erde unter unwägbarem Himmel... Melodie der Schöpfung aus dichterischem Ruf.“

Im Verlauf dieser begeisterten Auslassungen, die zur Begeisterung stimmen sollen, wird von Edschmid nun allerdings, wenn auch bloß nebenher, eine gewisse Einschränkung alle der herrlichen Zukunftsmöglichkeiten offen gelassen: Diese Forderungen werde die Dichtung der neuen Generation erfüllen, wenn — ja, wenn ihre Träger stark genug seien. — Waren sie stark genug?... Auch hier klappt leider wieder der tiefe Riß zwischen der Theorie und der Praxis. Was die Dichtung dem Ideengehalt nach verkündigen wollte, war — wir haben es bereits vorausgehend dargelegt — das Reich des neuen Menschen. Und wir erfuhren auch schon, wie diese die Selbstvollendung propagierende Stadt in den Wolken dem gleichen Schicksal verfiel, dem die mündig gewordene Menschheit selbst nicht zu entgehen vermochte.



Gottes Garten wollte die neue Dichtung ausbreiten, die Melodie der Schöpfung sollte in ihr erklingen, in Zungen der Ewigkeit wollte sie sprechen. Aber auch hier erstickt die franke Zeit ein im Grunde gesundes, nicht nur künstlerisch, sondern auch ethisch hochwertiges Verlangen. Und abermals ist das Ergebnis, das wir feststellen müssen, trostlos zu nennen. Eine entgottete Weltanschauung mordet jegliche Offenbarung des Lebens der Seele; die auf das gesamte Dasein übergreifende Glaubenlosigkeit der Epoche ist es, die jedes Blütentreiben zum Garten Gottes vernichtet. Eine Geistesströmung, die in ihrem Beginn weder mit kulturellem, noch mit politischem Umsturz identisch ist, schwingt unter der Einwirkung von Krieg und Revolution über in das Chaos der allgemeinen Ideenverwirrung. Auch hier darf jedoch die Schuld an den begangenen Abwegigkeiten nicht etwa der Tendenz der Ausdrucksgestaltung als solcher beigelegt werden.

Am Ziel einer Poesie, die Rausch sein wollte, steht der die Sensation hinaus posaunende Schrei, der Phrasendrusch eines selbsteitlen, unangenehm aufdringlichen Schwadronierens, und das Weltbild, das sich vor dem entzückten Beschauer aufzutun sollte, ist aus einer Perspektive der Niederungen gesehen, die jede Blickweite ausschließt. Wie viel vergeudetes Können in manch prachtvoll plastischem Gebilde, in manch kühnem Gedanken von Staunen erregender Ausdruckskraft! Wie vieles Echte, erstickt in betäubendem Wust. Auch hier wird die Wahrheit zur Lüge, die sich umgibt mit einer Talmigloriole, in welcher der neue Mensch nicht mehr als Vollendung, sondern als Zerrbild der Schöpfung erscheint.

Man begreift nicht die weltabgewandte, lebensfremde Verstiegenheit dieser Schwärmer, doch man begreift, in mitfühlender Trauer, die ursprüngliche Reinheit ihrer Ideen. Der neue Mensch und die neue Schöpfung — alle zogen sie auf die suchende Fahrt darnach aus. „Expressionismus drückt der Welt das Gesicht des Menschen auf.“ Georg Kaiser, Ernst Toller, Fritz von Unruh, Ernst Barlach, Hasenclever und Ludwig Rubiner, und wie sonst sie noch heißen mögen: alle wollten sie „Heimkunft des Heilands“ in „jedem geborenen Menschen“. Wohin wir uns aber auch wenden: allenthalben ist es dieselbe unselige Verblendung, die schon der Zeitdichtung der Jahrhundertwende anhaftete, mit ihrer Höchsthochforderung des Gott ähns-

lich gewordenen Menschen; immer der nämliche schuldvolle Irrwahn, als ob ohne die vorausgegangene Versöhnung mit Gott eine Versöhnung unter den Menschen und zwischen den Völkern zu denken wäre. Die Ursachen der über sie hereingebrochenen Vernichtungs Krise hat diese Generation in ihrer Dichtung erfaßt, indem sie die Katastrophe der Menschheit auf den Materialismus als Lebenslehre und Weltanschauung zurückführen mußte. Die einzig mögliche Folgerung einer entschiedenen Umkehr, einer Rückgewinnung des festen Bodens religiöser Glaubensgewißheit ist von ihr nicht gezogen worden.

Wo der Zeit die Grundlage solch gefesteten Glaubens fehlt, sehen wir nun auch ihr poetisches Schaffen im Unpositiven und Unkönnnerischen erstarren. „Kunstwende“ sollte die „Weltwende“ werden. Und ward — ein spielerisch neuerungsfüchtiges Raffinement, eine das eigene Ideal hohnvoll plagierende Karikaturverzerrung. Das Evangelium der Tat wollte man predigen, und es wurde aus Tat das Evangelium des leeren Geredes. Der Expressionismus, so lautete das Programm, sollte die „dem Erleben abgestorbene Sprache aus Erleben neu gebären“; und er endete im Gestammel der manieriertesten Reflexionen. Ekstase war die Absicht gewesen, und Ekstase war es denn auch geworden. Aber nicht eine solche des Rausches, der von der Begeisterung empor getragenen Entzückung, sondern eine Ekstase der nebulösen Verschommenheiten, ohne elementare Kraft, voll äußerlicher, des inneren Auftriebs entbehrender gehaltleer verpuffender Explosionen.

Mit allem Alten wollte man endgültig brechen, jede Tradition galt als verpönt. Goethe? — Ein erledigter Schulbegriff: „Er schrieb nicht, er beschrieb. Er stellte Eindrücke fest.“ Er tat demnach nicht mehr, als jene vom Fortschritt abgetanen Naturalisten. „Dramen sind für ihn erläuternde Beispiele seiner Weltanschauung, eines genießerischen, freigeistigen Weltbürgerturns.“ Goethe war demnach für diese Umstürzler die Verkörperung eines bequem genießerischen bourgeois Weltbürgerturns, das unter anderem die von Karl Sternheim betriebene Götzendämmerung dieses längst überständigen Typs als eine für die neue Welt- und Kunstwende völlig belanglose antiquierte Erscheinung erledigt hatte. — Nicht besser kommt in dieser Kritik die Kunst der Antike fort. In „Maße“ sucht sie „das Maßlose“ zu pressen; im klassischen Griechenland ward

Dionys von Apoll gebunden, der „dämonische Rausch“ durch das Metrum besiegt. — Schade, daß wir in all diesen sogenannten Ekstasen der Neutöner, die das Metrum rücksichtslos über den Haufen rennen, so wenig von dämonischen Rauschen verspüren. Sie waren zu sehr darauf aus, gleich jede Betrunkenheit dionysisch zu nennen.

Die Kurve des Expressionismus spaltet sich in der weiteren Folge in zwei Richtungen ab. Einerseits schlägt die Dichtung über in Aktivismus, wobei sie unter die allerfadedeste Politisierung gerät. Das Thema ist in der Mehrzahl der Fälle fast durchgehends die sittliche Beglaubigung des Nihilismus, der gewaltigen, die Menschheit verbrüdernden Weltrevolution. Platz muß geschaffen, weltbedeutende Bretter sollen zusammengezimmert werden, von denen herab das ekstatisch in die Zuhörermenge geschleuderte Wort die Masse zur Tat der Befreiung aufreizt.

Der Dichter meidet strahlende Afforde.  
Er stößt durch Tuben, peitscht die Trommel schrill.  
Er reizt das Volk auf mit gehackten Sätzen.

Aus dem Aktivismus geht es dann ferner zu den weniger erschütternden, als zerschütterten Stämmeleien der Sturmichtung und endlich zu den frechen Aufspielereien von Dada. Die Unterschiede und Übergänge im einzelnen mögen im Rahmen unserer Aufgabe weniger interessieren. Überall jedenfalls ist die Hauptsache an diesem blödsinnigen Fagentreiben, daß „mit dem Revolver in der Tasche“ Literatur gemacht wird; verständlicher ausgedrückt: im durchbohrenden Gefühl seines Unkönnertums ergötzt man sich selbst — sonst niemand — an seinen dilettantischen Kindereien; dahinter aber steckt eine in hinterhältiger Niedertracht unverschämte nihilistische Propaganda. Das ist es in Wahrheit, was sie als Literatur machen „mit dem Revolver in der Tasche“ bezeichnen.

Der andere Einschlag, der die Politisierung als solche vermeidet, ist gleichwohl ebenfalls von Grund auf revolutionär. In ihm sucht der Geist des Umsturzes speziell die Religion und die Sittlichkeit anzugreifen und zu vernichten. Der Glaube wird systematisch bekämpft durch die unerhörteste Blasphemie, die Moral lächerlich gemacht und zersetzt durch die Verkündigung der widernatürlichsten Unzucht. All dieses gemeine, gemein-



gefährliche Treiben vollzieht sich in völliger Verwahrlosung und Verwilderung nicht nur des Gehalts, sondern zugleich auch der Form. Auch hier herrscht ausgesprochene Anarchie in sozialer wie künstlerischer Beziehung, und die Gesamterscheinung dieser Art „Dichtung“ stellt sich dar als ein abscheuliches, widerspruchsvolles Gemisch von Weichlichkeit und Zynismus, wobei der Stil des Ausdrucks gar anmutig wechselt von übersensibler Empfindsamkeit in brutale Verrohung. Wie bei der politischen Dichtung handelt es sich um — Novemberliteratur voll überernährter Phantastik, die sich als muskel- und geistfrogende Genialität gebärdet, indem sie sich sexuell und pervers austobt. Erotik und Schauerdramatik lösen einander ab. Hier wie dort wird Ekstase bemüht, um die dürre Nacktheit der mageren Ideen mit einem Mäntelchen zu verbrämen, eine geheimnistuerische Verschwommenheit, die mystisch anmuten soll, weil sie niemand versteht, der Verfasser nicht ausgenommen, hat den Zweck, einzig und allein zu verblüffen. Sieht man näher zu, so enthält das Gehabe im Kern ein Nichts oder zum mindesten eine Belanglosigkeit.

... „Wenn ihre Träger stark genug sind“ ... Sie waren nicht stark genug, die ursprünglich reine Idee zur Erfüllung zu reifen. Das Endergebnis dieser unglücklichen Jugend und ihrer neuen poetischen Kunst? — Bei vielfältigen Ansätzen, einem Ringen, das in die Grenzenlosigkeit greifen wollte, dessen Maßlosigkeit aber nicht Kraftgenialität, sondern seelische und körperliche Erschöpfung war: keine Jugend und auch keine Kunst. Ein Gären, dem keine Klärung gefolgt ist, weil diesem Stürmer- und Drängertum der Antrieb der großen Vision, das innere geistige Gesicht fehlte, das einhellig und bestimmt erkannt, den ungeheuren Aufwand rechtfertigende Ziel. So stellt die Realität dem Schwärmertum von der Kunst- und der Weltwende der durch sie heraufgeführten jugendlichen Weltenschöpfung, die das Zeitliche mit dem Rhythmus des Ewigen zu erfüllen verhieß, als tatsächliches Resultat den — Lärm gegenüber. Neu war auch dies wieder nicht, denn der Lärm als Inhalt der Dichtung war schon 1913 im ersten Heft der „Neuen Kunst“ von der letzten Generation der Vorkriegsepoche als maßgeblich für ihr Schaffen theoretisch vertreten worden. Das Wesen des „jungen Dichters“ und seine Aufgabe finden wir dort in einem Programmaufsatz folgendermaßen umschrieben:

„Denn dies verleiht dem jungen Dichter seine historische Attitüde: die Unbekümmertheit um reale Möglichkeiten, die herrliche Gebärde des sich in die Welt Schleuderns . . . Wer den Bluff nicht feurig umwirbt, ist nicht zwanzig Jahre alt, und wer mit zwanzig Jahren zögert, geheiligten Konventionen höhnisch in das Gefäß zu treten, ist ein Seminarist. Der junge Dichter muß demolieren, und wenn kein Objekt des Angriffs da ist, wird eine Normalfigur des Bürgers erfunden, der zerlegt und verhöhnt wird. Der junge Dichter hat nur eine Mission: ruhestörenden Lärm zu verursachen. Die Hochspannungen seiner Seele schwungvoll in die Menschheit zu schleudern — unbekümmert um das Schwanken und Krachen vermorschter Gebeine . . . Er ist spielerisch, boshast, unverschämt, ungerecht, brutal; brückenlos vom gewagtesten Bluff zu strahlendem Pathos sich schwingend, in einem unirdischen Lärm wie in einer Gloriole lebend . . . Wer jung ist, soll es bis zur Katastrophe sein: und Unreife ist das triebkräftigste Ferment der Weltgeschichte.“ — „Frechheit“ aber soll „letzte und kühnste Äußerung der Sachlichkeit“ sein!

Wenn wir in diesem Spiegel so manches „künstlerische“ Erzeugnis der jüngst verflossenen beiden Jahrzehnte betrachten, wird uns vieles, was man sonst als vollendete Idiotie anzusprechen möchte, in seiner Absicht wenigstens doch verständlich. Hinter all dem Wirrwarr steckt eine raffinierte Berechnung. Ruhestörenden Lärm verursachen um des Lärms, zerlegen, höhnen und demolieren um der Zerstörung willen: das war der einzige wichtige Zweck eines Gestaltens, das sich mit der herrlichen Gebärde der krampfhaft aufgeplusterten Ekstase in die Welt schleuderte, wobei diese Lärmmacher das Gächel, in dem sie sich austobten, gleich für die Welt nahmen. Boshast und unverschämt, ungerecht und brutal: nicht besser als mit ihren eigenen Worten könnte man sie charakterisieren; selber sprechen sie sich das Gericht, wenn sie Bluff und Hochspannung der Seele als identisch erklären. War es nicht vielmehr so, daß der Bluff, der ruhestörende Lärm die fehlende Hochspannung durch Geschrei übertünchen mußte, sollte er nicht den Mangel an wirklich feimkräftiger Empfängnis verdecken? Demolieren ist Trumpf — bekennt dieser, leichtfertige Destruktion betreibende Nihilismus.

In immer weiteren Kreisen werden die inneren Gründe für den Verfall auch der Poesie erkannt und begriffen, und man ist

sich dessen bewußt, daß nur eine Reformation an Haupt und Gliedern hier helfen, diesem heute noch im Schwange befindlichen Unwesen steuern und Einhalt gebieten kann. Auf eine Umfrage des Bühnenvolksbundes in Breslau nach den in unserer Gegenwart möglichen Voraussetzungen für eine christliche Dichtung erklärte der Schweizer Kulturhistoriker Hugo Ball, ein Wiederaufblühen der erstorbenen Dichtung sei nur dann zu erwarten, wenn ihr eine „gänzliche Umformung unserer nationalen Gesittung und Überlieferung“ vorausgehen sollte: „Die deutsche Tradition der letzten Jahrhunderte ist in ihren maßgebenden Vertretern atheistisch, unkirchlich. Ein christlicher Dichter, wenn er aufträte, würde entweder ein Winklereignis bleiben oder aber zur Romantik, zum Ornament genötigt werden.“

Aus der nämlichen Umfrage zwei Urteile über die Dichtung der Zeit aus dem Munde der Dichter selber. Das eine eine satirische Auslassung Reinhard Goering's, in der die Tendenz der Moderne zum Bluff unter der kritischen Lupe einer bitter ernst zu nehmenden Ironie erscheint: „Heute, eben heute, ist Dichtung vollkommen wurscht! Wer heute noch dichtet, beweist, daß er tot ist, tot sein will . . . Ich sehe nur Täter und Drückberger. Die Dichter sind ausnahmslos feige verludert.“ Ein leider nur allzu passendes Abbild der heutigen, technisch mechanisierten Bohème, die es vollbracht hat, auch der Dichtung keinen anderen Ausdruck als den ihrer eigenen Entgeistigung und Entseelung abzugewinnen.

Noch schärfer betont Hermann Hesse, wie unserer Kultur und damit auch unserer Dichtung jedes Ethos, jeder sittliche Inhalt abhanden gekommen ist: „Das wahrhaft teuflische, kaum noch erträgliche Leben, das Europa heute führt, dieses vollkommen geistlose, kunstlose, maschinelle Leben“, so sagt er, könne in dieser Weise nicht lange mehr weiter gehen; es müsse sich zur Katastrophe entscheiden. „Wir Zarteren gehen schon heute daran zugrunde . . . Ich halte unsere ganze Dichtung von heute auch nur für ein Stück der verfallenden Kultur und damit für objektiv wertlos . . . Wahrhaft dichterische Naturen sind, furchtbarer als je, zur Einsamkeit verurteilt. Eigentliche Dichtung gibt es in unserer Zeit nicht, und ich bin damit einverstanden, denn ich halte es für unsere Aufgabe, unterzugehen . . . Unter Untergang verstehe ich Einverständnis mit dem Chaos . . . Auch wir



heutigen Dichter müssen dichten, wir können gar nicht anders. Aber ich bin dafür, daß wir uns nicht einbilden, irgend etwas zu bilden.“ — Ein voll gerüttelt Maß der modernen Verzweiflung ist in diesem Bekenntnis eines Schaffenden, der noch zu den Ehrlichsten und Aufrechtesten seiner Zeit zählt. Dieser Verzweiflung begegnen wir auch bei den anderen, nur daß sie sich ihrer nicht klar bewußt werden, beziehungsweise ihr Erkennen vor sich selbst und vor anderen verschweigen. Denn auch das ist Verzweiflung, wenn ein Schaffen auf nichts anderes mehr aus ist, als auf den Bluff, den Lärm und das Demolieren.

Mag man Hermann Hesses pessimistisches Werturteil unserer Gegenwart und — unserer Zukunft teilen oder auch nicht, das jedenfalls kommt darin zum Ausdruck: es muß weit mit dieser ganzen Verzweiflung gekommen sein, wenn solch ein hoffnungslos resignierendes Einverständnis zum Untergang in das Chaos überhaupt offen bekundet zu werden vermag, und das bei einem, der etwas zu sagen hat und zu sagen weiß. „Ich halte unsere ganze Dichtung von heute für objektiv wertlos.“ Ob wir die Anschauung in diesem Umfange bestätigen oder gewisse Ausnahmen treffen wollen, darauf kommt es nicht an; es ist schlimm genug, wenn ein derart summarisches Abtun von vorn herein immerhin nicht so ganz abwegig zu sein scheint. In der Tat wird man sich in der heutigen Dichtung schon sehr genau umsehen müssen, um etwas objektiv wirklich Wertvolles zu entdecken.

Ein teuflisches, kaum noch erträgliches Leben; seine geistige Frucht: die Ungeistigkeit. In Symbolen der Ewigkeit wollten sie reden, die Vision offenbaren, Sprache verleihen dem Unnennbaren eines Gefühls, welches maßlos ist. Alles Erdentliche einer groß und weit gespannten Horizontalität wurde verheißen. Aber der Weg, den man einschlug — unter der unerträglichen Mechanisierung eines verzweifeltsten Lebens führte er nicht zu den Gärten Gottes, sondern immer nur in sehr vergängliche Paradiese, die, von Menschen für Menschen geschaffen, sich als — Stadt in den Wolken erwiesen haben. So konnte es denn geschehen, daß dem Symbol der Ewigkeit als Abschluß der Bluff ersteht, der aus Verzüchtung geborenen Ekstase der ruhestörenden Lärm verursachende Schrei der blöfenden Herde. Und denen, die abseits stehen, bleibt nichts als die Einsamkeit und das bittere Empfinden, daß alles Schaffen der Zeit „objektiv wertlos“ ist, daß wir untergehen müssen.

#### 4. Eine moralische Unstalt?

In der „Szene“, den von der Vereinigung künstlerischer Bühnenvorstände herausgegebenen Blättern für Bühnenkunst, schreibt Hermann Vahr im Januarheft 1927: „Die Krise des deutschen Theaters ist ein einzelnes Stück der allgemeinen Krise des deutschen, ja des gesamten abendländischen Geistes. Aus diesem Zusammenhang gerissen, bleibt sie, für sich allein betrachtet, unverständlich. Die Form des Abendlandes ist zerbrochen, die Teile können sich zunächst noch nicht wieder zusammenfinden.“

Damit ist die Tatsache einer Krise, von der nicht nur das deutsche, sondern ebenso gut das Theater sämtlicher zivilisierten Länder ergriffen ist, zugegeben; weiterhin festgestellt, daß die Frage um Sein oder Nichtsein der Bühnenkunst sich nicht herauslösen läßt aus dem Zusammenhang mit den übrigen kulturellen Problemkomplexen. Nicht nur in wirtschaftlicher Bedeutung pflegt die heute zu einem bereits alltäglich gewordenen Schlagwort abgestempelte Bezeichnung der akuten oder der flüßigen Theaterkrise verwandt zu werden — immer vernehmlicher regen sich in allen Lagern der verschiedenen Parteien und Richtungen, gleichviel zu welcher künstlerischen und ethischen Lebensanschauung deren Vertreter sich rechnen mögen, Stimmen, die dem Theater in gleicher Weise wie dem dramatischen Schaffen und der Dichtung überhaupt den Untergang prophezeien. Wenn wir solche Meinungsäußerungen auf ihre Gültigkeit hin überprüfen, so wollen wir dabei von vornherein absehen von jenen unseligen Jahren, die dem Zusammenbruch von 1918 unmittelbar gefolgt sind, in deren verworrener Inflation auch auf den die Welt bedeutenden Brettern ein neues Leben aus den Ruinen unmöglich hätte erblühen können. Wir halten uns vielmehr an die Erscheinung dessen, was sich seither an äußerer und innerlicher Entwicklung im Bühnenwesen vollzogen hat; die seit der Stabilisierung der Währung hingegangenen jüngsten Jahre mögen uns Aufschluß geben.

Wirtschaftliche Gründe, wie sie wohl nicht ausschließlich, aber doch wesentlich für das völlige Ausbleiben jeder ernster zu wertenden dramatischen Produktion bestimmend gewesen sind, spielen heute eine gewiß immer noch vorhandene, keineswegs

jedoch beherrschende Rolle. Sicherlich sind vielen der Besten unter den Schaffenden, vornehmlich aufstrebenden Talenten die Existenzbedingungen, deren sie zu ungestörter geistiger Arbeit benötigen, gegenwärtig entzogen, eine große Anzahl hat sich praktischen Berufen zuwenden müssen. Immerhin ist dem gegenüber zu stellen, daß nach dem „Deutschen Bühnenspielfplan“ für 1925/26 im Lauf dieser einen Spielzeit an rund 300 Theatern nicht weniger als 394 Uraufführungen herausgebracht worden sind. Da diese fast 400 neu entstandenen Werke annähernd nur die Hälfte des Gesamtmaterials ausmachen, das von 75 Vertriebsanstalten aus zum Versand an die Bühnen gelangte, so darf von einem Versagen der Produktion als solcher nicht wohl die Rede sein. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß wiederum diese Bühnenvertriebe nur einen geringen Prozentsatz der bei ihnen einlaufenden Stücke für den Weiterversand zurückbehalten.

Die Zahl der Uraufführungen hat sich im übrigen ziemlich konstant erhalten, indem das Spieljahr 1927/28 es auf deren 370 brachte, also nur unbedeutend hinter der Ziffer für 1925/26 zurückblieb. Natürlich überwiegt, wie schon stets, die Komödie, die allein 124 Neuerscheinungen aufweist, während auf das ernste Drama 105 entfallen.

Was nun aus alle der, doch wohl als Hochkonjunktur anzusprechenden Produktion ist irgendwie von Bedeutung oder gar bleibend gewesen? — Um das Resultat gleich vorweg zu nehmen: Seit den Tages- und Augenblicksensationen der ersten Nachkriegsjahre hat nichts sich gebessert. Von alle den vielen Namen, die damals mit Anspruch auf Zukunft aufgetaucht sind, haben die wenigsten eine über das momentane Ereignis hinausreichende, auch nur literarhistorisch zu wertende Bedeutung erlangt. Einem Vielzweifel an geleisteter Produktion steht als Ergebnis eine verschwindend geringe Ausbeute gegenüber. Es mag doch zu denken geben, wenn ein erfahrener Berliner Theaterfachmann wie Julius Hart in der Rückschau auf eine fünfzigjährige kritische Tätigkeit das niederschmetternde Urteil abgeben mußte, noch nie habe das Theater so tief wie heute gestanden.

Bergegenwärtigen wir uns in knappem Umriß die Ernte bloß der letzten fünf Jahre. Wir treten dabei von gar keinem anderen, als von einem lediglich sachlich künstlerischen Stand-



punkt aus an die Dinge heran. So mögen denn als Zeugen an erster Stelle für die Jahresbilanz von 1924/25 zwei Gewährsmänner das Wort ergreifen, die der diesen Betrachtungen zugrunde gelegten Anschauungsweise an sich fern stehen, und denen man ethische oder religiöse Voreingenommenheit nicht gut wird nachsagen können. Julius Bab schreibt in einer Bremer Zeitung: „In diesem Winter sind in Berlin mit je zwei Stücken gespielt worden: Sternheim und Kaiser, Brecht und Bronnen und Brust, ferner mit einem Werk Ernst Weiß, Goll, Angermayer, Rehfsch, Kihn, Weißmantel, Friedrich Wolf, Hochdorf, Zuckmayer, Stücklen und Barlach. Woran liegt es, daß von all diesen Werken keines auch nur einen bescheidenen Erfolg hatte? Nicht an der Darstellung. Die ausgezeichneten Leistungen der Schauspielkunst und der Regie werden zum Beispiel bei beiden Aufführungen von Bronnen einstimmig gerühmt. Aber die Kraftmeierei dieses wilden Theatralikers bietet auf die Dauer doch niemandem Ersatz für die Armut einer Seele, die außerhalb der primitivsten Sexualität überhaupt nichts erlebt zu haben scheint. Und die frostigen Gescheitheiten von Kaiser und Sternheim machten selbst die heißeste Schauspielkunst diesmal gefrieren... Im übrigen wird man sagen müssen, daß die junge Generation bei vielen ernststen und manchen eiteln Versuchen, die Bühne zu erstürmen, doch noch nirgends die bezwingende seelische Kraft gezeigt hat, der sich das Theater ergeben muß und allein ergeben kann. In all diesen ästhetischen Experimenten steckt viel zu viel literarische Willkür, viel zu wenig dichterische Notwendigkeit, als daß ein wirkliches Publikum, nicht ein Kreis von literarischen Interessenten zum Zuhören gezwungen sein könnte.“

Wem dieses Urteil nicht genügt, der höre in bezug auf die gleiche Spielzeit die temperamentvollen Ausführungen der „Frankfurter Zeitung“: ... „Schlimmer ist der Kult mit den Klassikern der Nachrevolution, denen man gewiß keinen wirksamen Dienst erweist, gibt man ihre Nachgeburt Strindbergscher Abstammung für prometheische Taten aus. Die Jugend voraus: jawohl! Aber geistige, künstlerische, erfinderische Jugend ist nicht feststellbar am Chronometer des Sonnenjahres; jünger als die großen B unseres Theaterwinters (gemeint sind Bronnen, Barlach, Brecht und Brust) ist

heute noch das große B des neunzehnten Jahrhunderts, Büchner. Neben Wedekind aber, neben Strindberg, ihrem Ursprung und Meister, sind sie Greise. Ihre Vaternörder, ihre Exzesse waren geschlechtliche Angelegenheiten schon bei Hasenclever; Selbstpreisgaben unfähiger Jünglinge; bei Gott keines Frühlings Erwachen . . . Wir sind überdrüssig der Ornamente aus Druckpapier, Blut wollen wir sehen, frisches, rotes Theaterblut, keine Druckerfchwärze.“

Man wird den beiden, nicht nur für den Verlauf des einen Spieljahrs, sondern für die Gesamttendenz der vergangenen Nachkriegsjahre negativ abgeschlossenen Bilanzen nur beispieleshaft nennen können. Die einzig, bis zu einem gewissen Grade erwähnenswerten Neuerscheinungen jener Spielzeit von 1924/25 waren Shaw's „Heilige Johanna“, die es allein im Berliner „Deutschen Theater“ auf 146 Wiederholungen brachte und dann auch im Spielplan des folgenden Bühnenjahres sich nochmals mit gleich bleibendem Erfolge erhalten konnte, sowie — in einigem Abstand — Klavands wenigstens poesievoller „Kreidekreis“. Pirandello's artistisch geschickte „Sechs Personen“, die zu einem, inzwischen längst wieder erledigten wahren Pirandello-Kummel den Anlaß gaben, kommen literarisch als Wertgut bereits kaum mehr in Frage. — Es bleiben demnach zwei Werke, die sich aus dem Wust der Masse beachtlich herausheben. Ein recht magerer Ausfall, zumal wenn man weiterhin in Betracht zieht, daß lediglich ein einziges, dazu das weit mehr bedingte, von einem deutschen Autor geschrieben wurde.

Durchaus nicht ereignisreicher stellt das Bild des Spieljahrs von 1925/26 sich dar. In der Reichshauptstadt setzte es mit einem geradezu schmachlichen Auftakt ein, indem — wir halten uns abermals an die Auskunft des „Deutschen Bühnenspielsplans“ — im September 1925 an achtzehn Berliner Sprechbühnen 217 Aufführungen ausländischer gegenüber 128 mörderner deutscher Autoren stattfanden, ein groteskes Zahlenverhältnis, das im Oktober noch überholt wurde mit 388 Vorstellungen, die ausländischen Stücken galten, gegenüber 162 deutschen. Im September haben neun der genannten Bühnen, also die Hälfte der reichshauptstädtischen Sprechtheater, und im Oktober deren acht auch nicht ein einziges deutsches Drama herausgebracht. — Das war der Beginn.

In diesem Zusammenhang müssen wir eines der trübsten Ka-

pitel der Nachkriegszeit streifen, das es verdient, in den Annalen der Theatergeschichte festgehalten zu werden. Während über Oberschlesien die Würfel eines tragischen Schicksals fielen, das ferndeutsches Gebiet vom Mutterland losriß, während feindliche Rachgier und Maßlosigkeit die Schlingen enger und enger zogen, um ein Sechzigmillionenvolk zu erwürgen, ja, noch zwischen der Besetzung des Ruhrbezirks durch französische Rannibalen und dem Reichstrauertag von 1923 wetteiferten die Berliner Theater in der Darbietung französischer Sittenstücke, wie sie der Vorkriegszeit bei allem Hang zur Frivolität denn doch nicht bekannt gewesen. Dem nachrevolutionären Geschlecht war jede Scham vor der Unmoral abhanden gekommen, allerintimste Intimitäten schmutziger Hintertreppenanrührigkeiten wurden in jeder nur wünschenswerten Deutlichkeit auf die Bretter gebracht. Und da deutsche Dramatiker, selbst professionelle Stückschreiber für dieses Genre die rechte Fähigkeit nicht besaßen, importierte man flott aus Paris. Diese Entente cordiale mit Frankreichs Literatursumpf ward obenein noch gestellt unter das Patronat eines über den Haß gegen den äußeren und inneren Verderber sich hoch erhaben dünkenden Kulturbestrebens, das die freche Anmaßung aufbrachte, im gleichen Atemzug mit dem Preisen würdeloser Ausländerei deutsche Kunst und Kultur abfällig herabzusetzen.

Ein krasser, aber bezeichnender Fall sei herausgegriffen: Im Märzheft 1922 schrieben in Ankündigung einer in den Berliner „Kammerspielen“ herausgebrachten üblen Pariser Erotik die „Blätter des Deutschen Theaters“, der deutschen Bühne, die von Max Reinhardt einst mit der Bestimmung gegründet war, dem gehaltvollen Drama zu dienen: „Nationalismus, Chauvinismus, Lingotum sind, wo immer sie auftreten, lächerlich, häßlich und kulturfeindlich. Sie in Kunstdingen mitreden zu lassen, grenzt an Wahnsinn. Fürs Theater bedeuten sie geradezu Selbstmord.“ Dies gegen deutsche Kunst, deutsches Schaffen. Und nun wird die Pariser Zote gebührend herausgestrichen: „Ist nicht jedes dieser französischen Dingerchen, jede dieser anmutigen Nichtigkeiten, gewoben aus Grazie und Geschmack, Wiß, Liebe, Heiterkeit und Frauenseele, mehr wert, als alle die hyperseriösen Problemdramen, die niemand reizen, niemand bereichern, niemand erfreuen?“

Ein Einblick in die Mentalität deutscher Bühnenleiter, der



Vände spricht. Ausdrücklich soll festgestellt werden, daß Max Reinhardt selbst sich damals von Berlin zurückgezogen und seine Bühnen in einer Art Pachtvertrag an Felix Holländer übertragen hatte. — Von anmutigen Nichtigkeiten schwärmt der Verfasser dieser denkwürdigen deutschen Theaterblätter: Nichtigkeiten waren es allerdings; ihre Anmut bestand in der spielerischen Zuspitzung mit Drollerie in Szene gesetzter Frivolitäten, die Paris aus seinen Kloaken auf den Berliner Asphalt spülte. Und was die „Frauensseele“ betrifft, so ward diese durch Ehebrecherinnen und durch Kokotten verkörpert. Bei einer derart offen ausgesprochen feindseligen, verächtlich ablehnenden Haltung der Bühnengewaltigen, in der geradezu ein Programm zu sehen war, durfte man sich nicht wundern, daß ein deutsches Drama, welches die Forderungen der Gegenwart hätte erfüllen können, vom deutschen Theater verschwand. Wer hätte es denn vermocht, gegen dieses gewissenlos betriebene Kunstjobbertum aufzukommen, das sich die Aufgabe gestellt hatte, die Dichtung zugunsten der Coehonnerie nach Möglichkeit aus dem Theater zu verbannen?

Hat sich die Lage wesentlich seither bessern können? — Wir kehren zu jener Spielzeit von 1925/26 zurück, deren grandioser Auftakt im Zeichen der ausländischen Reißerware den Anlaß gab zu der abschweifenden Betrachtung. Der weitere Verlauf dieses Spieljahrs zeitigte als den alleinig großen, in heftigen Skandalen umstrittenen Erfolg Zuckmayers „Fröhlichen Weinberg“. Dramaturgisch ganz und gar ein Versager, dessen ihm vielfach nachgerühmte urwüchsige Kraft auf der nicht einmal erfindungsreichen, sondern in bescheidener Banalität auch vor Wiederholungen ein und derselben einbeziehungsweise zweideutigen Situation nicht zurückschauenden Zote beruhte. Wo man diese etwa aus Gründen eines ästhetischen Anstandsgefühls zu entfernen versuchte, hat die Komödie sich als eine fade, unzulängliche Nichtsagenheit erwiesen. Und um diese geistverlassene Pornographie konnte ein Kampf entbrennen, als handelte es sich um ein höchstes Wertgut deutscher Kunst und Kultur, das von engstirnigen Moralisten mit Gewalt unterdrückt werden sollte. Denn wer es wagte, dieses ganz und gar unkünstlerische, mit Wohlbehagen in derber Erotik rüsselnde Elaborat beim rechten Namen zu nennen, es als eine sich am Geschlechtlichen ergötzende Schmutzschreiberei zu bezeichnen, fiel als Mucker der

Achtung aller aufgeklärt literarischen Bildungsschichten anheim, ähnlich wie es seinerzeit Ende 1920 bei Schnitzlers berücksichtigtem „Reigen“ der Fall gewesen.

Und noch ein Theaterereignis, dessen Reichweite allerdings nur begrenzt war und sich mit dem allgemein beglaubigten großen Bühnenerfolg des „Fröhlichen Weinbergs“ unmöglich messen konnte, verdient aus dieser Spielzeit festgehalten zu werden: Klaus Manns in Berlin, Hamburg und München zu flüchtiger Sensation geadeltes Drama „Anja und Esther“. Ein Pubertätsstück, das immerhin mit den Schmutzereien der französischen Boulevardunsittlichkeiten in Wettbewerb treten konnte, wie dies Dr. Max Kemmerich in seinen „Modernen Kulturkuriosa“ treffend kennzeichnet: „Es ist wirklich ein Sammer, daß die Zukassern und Feuerländer über keine dramatische Literatur verfügen. Das wäre doch noch etwas für unsere Nachkriegsjugend! So muß sie sich leider mit der Musik dieser kulturellen Bannerträger begnügen. Und das tut sie auch allabendlich, den Jazzbanden sei's gedankt. Gottlob wird es in Zukunft nicht mehr nötig sein, ausländische Schlüpfrigkeiten — denn das sind zum guten Teil diese Importen — zu beziehen. Wir werden bald, dank dem neunzehnjährigen Männchen Klaus, dessen Perversitäten sogar ein Münchner Theater aufführte, den Eigenbedarf decken, ja sogar noch unsererits ans Ausland abgeben können. Es ist wirklich höchstes Gebot der Stunde, daß bei uns Theaterstücke mit dem Motto: Wie sag' ich's meinem Papa? große Mode werden.“ Neu war diese Pubertätskrieselei ja allerdings nicht; wir wissen, daß solche Aufklärungsüchteleien im Schaffen der nachrevolutionären Jungliteraten längst im Schwange waren und es heute noch sind, da sie auf ihrer Feier ohnehin nichts zu spielen wissen, als die paar, die Qual ihrer unerfüllten oder wohl auch erfüllten Erotik wiedergebenden Tönchen.

Nun mag die literarisch-kritische Persönlichkeit Dr. Max Kemmerichs, in mancher Hinsicht gewiß nicht zu Unrecht, umstritten sein; „reaktionär“ aber ist er sicherlich nicht, indem seine beißenden, oft auch verletzenden Ironien in nicht geringem Maße beispielsweise den Adel auch und die Geistlichkeit, sowie die früher regierenden Fürstenhäuser in schonungsloser Satire unter die Lupe nehmen. Und auch der Münchener Simplizissimus-Verlag Albert Langen, der diese „Kulturkuriosa“ her-

ausgebracht hat, wird kaum als reaktionär zu verdächtigen sein. Gleichwohl mag auch noch ein anderes Urteil über „Anja und Esther“ zitiert werden; es stammt von einem bekannten Berliner Schauspielfritiker, dem selbst die allzeit Aufklärungsfreundlichen Rückschrittlerum kaum nachsagen dürften. Im „Berliner Tageblatt“ — oder ist auch das für die auf Schlüpf-  
rigkeiten bedachten Bannerträger deutscher Kultur bereits reaktionär? Dann wären freilich nur noch „Vorwärts“ und „Rote Fahne“ als gültige Zeugen heranzuziehen — im „Berliner Tageblatt“ also schrieb Frits Engel anlässlich der Aufführung des Stückes im „Lessingtheater“, die durch die „Gemeinschaft für neue Theaterkultur“ (wohlgemerkt: Theater k u l t u r!) veranstaltet wurde: „Das Leitmotiv ist immer das gleiche: die stöhnende Jugend. Er (nämlich Klaus Mann) führt sie durch alle Schrecken, durch jeden Ekel, er weiß Bescheid in den letzten Winkeln der sogenannten Liebesfreuden jenseits der Polizeistunde. Was kennt dieser Knabe schon alles, wie hat er die Nächte studiert! Wir Stümper, wir Älteren! Doppelt so alt sind wir gewesen, und kaum etwas wußten wir von diesen Dingen.“ — Sagt das genug? Es fällt um so mehr ins Gewicht, als Frits Engels Beurteilung des Stückes durchaus nicht ablehnend ist; er stellt ausdrücklich fest: „Dies alles ist rührend; unsere älteren Hände regen sich, um zum Segnen sich auszustrecken. Dies alles ist auch im tiefsten Kern anstands-  
voll.“ Und der Kritiker wendet sich, wie das so üblich ist, gegen die „Mucker“, die „kalten Zorn schwitzen“: „Wir haben höchstens ein Bedauern für dieses Vielwissen, dem nichts mehr zu enträtseln bleibt.“

Nun, mögen die älteren Hände sich ruhig zum Segnen strecken über eine Angelegenheit, welche die „sogenannten Liebesfreuden jenseits der Polizeistunde“, dargestellt nach den Erfahrungen jugendlich unreifer „Vielwisser“, die man „bedauern“ kann, zum Gegenstand hat. Mögen sie diese Pubertätskriselei als im tiefsten Grund „anstands-  
voll“ aus dem Dunkel der „letzten Winkel“ ans Tageslicht heben. Es wäre müßig, solcher Auffassung gegenüber auseinanderzusetzen, was eine andere Lebensanschauung unter Anstand begreift. Mehr als die Männchen-Mache des von der Qual „stöhnender Jugend“ durchrüttelten Neunzehnjährigen als solche besagt in diesem Fall die Aufnahme, die derart erhitzte Ausgeburten einer von erotisch-per-



versen Vorstellungen beschäftigten Phantasie in der Kritik zur geistigen, seelischen und sittlichen Führung berufener Ästheten aus dem Lager einer auf Weltgeltung Anspruch erhebenden Presse erfahren.

Und nun zu der dritten Spielzeit seit Ende der Inflation, dem Winter von 1926/27. In seinem Beginn steht die Reichshauptstadt im Zeichen der großen Revuen, deren vierzehn gleichzeitig gegeben werden. Ein Massenaufgebot nach hunderten zählender nackter Frauenleiber, mit deren Herausstellung auf die Erregung der primitivsten Sinnlichkeit spekuliert wird. Schaustellungen einer angeblich nur ästhetisch wirken sollenden „Schönheit“, deren einziger wahrer Zweck der erotische Anreiz ist. Um sie, der niederträchtigen Absicht einer bewusst gewissenlosen Volksvergiftung entsprechend, in Szene zu setzen, wird in diesen fabelhaft prunkvoll aufgemachten Ballets mit Chanson-Einlagen, deren Texte an Eindeutigkeit nichts zu wünschen lassen, ein Aufwand betrieben, der in krassem Gegensatz steht zu der furchtbaren Not der Zeit, in der Millionen von Existenzen voll Bitterkeit und Verzweiflung hart um ihr Leben ringen. Orgien geschlechtlicher Ausschweifung, die zu vergleichen sind nur mit ähnlichen Entartungserscheinungen in der Verfallszeit des heidnischen Rom. Bei Jazz und Charleston, den letzten Errungenschaften der europäischen Niggerkultur — eine Nachschau im Großen Schauspielhaus bringt es sogar zur Pornoszene mit jazzhafter Orgelbegleitung! — ein in Tanz, Gebärde, Gesang herausfordernd unzuchtiges Treiben, das von einer Flut blendender Farben umrauscht, von Kasernen strahlenden Lichts übergossen, zu einer wahrhaft satanisch anmutenden Symphonie erotika wird.

Und ein Erfolg ist da, an dem gemessen der des „Fröhlichen Weinbergs“, ganz zu schweigen von sonstigen literarischen Sexualitäten, gering erscheint. Denn hier handelt es sich um keine Ornamente auf Druckpapier, sondern um — in allen möglichen und unmöglichen Stellungen und Verrenkungen der Lüsterheit zum Begaffen dargebotenes blutwarmes Fleisch, um den Triumph eines zum atheistischen Schönheitskult geprägten, entgotteten Lebens. Welche Anziehung davon ausgeht, dafür mag die in Berlin und in Hamburg gespielte Haller-Revue angeführt werden. Das Hamburger Gastspiel dieses weiblichen Sklavenmarktes fiel in den Juni und Juli 1926,

zwei Monate, die bekanntlich zu den theaterarmen, für den Kassenertrag sonst ungünstigsten gehören. Gleichwohl ist diese Revue im Hamburger „Deutschen Schauspielhaus“ von 39 000 Besuchern angestaunt worden allein während des Juni, und selbst im Juli ist das Theater allabendlich bis auf den letzten Platz ausverkauft gewesen. So wirkte allein die Werbung der in den Schaufästen ausgehängten, die Lüsternheit herausfordernden Nachtphotographien.

Im eigentlichen Schauspiel kann nur ein einziger kräftiger Kassenschlager mit jenen Erfolgen der großen Nachtrevuen in Wettbewerb treten: „Der Garten Eden“ der Herren Vernauer und Dösterreicher, eine Komödie, die über annähernd hundert deutsche Bühnen gegangen ist, eine erotische Ware, die sämtlichen aus den Pariser Kloaken heraufgespülten Cochonnerien die Waage hält. „Vier Kapitel aus dem Leben eines unanständigen Mädchens“ verheißt der Untertitel. Das erste spielt im Künstlerinnenzimmer eines „Vergnügungsetablissemments“, das von der Heldin des Stücks ungleich zutreffender als „Vordell“ bezeichnet wird. Hier sucht ein Generaldirektor einer der Chansonetten Gewalt anzutun. Das „unanständige“ anständige Mädchen versteht jedoch keinen Spaß und haut dem Herrn Generaldirektor die Sektflasche über den Kopf. Mit einer Garderobenfrau, die in Wirklichkeit eine Baronin und Witwe eines Obersten ist, reißt sie an die Riviera und lernt dort in exklusiven Kreisen einen Dozenten kennen, der sie heiraten will. Am Hochzeitstage erscheint als Freund des Bräutigams der Herr Generaldirektor; er gelobt Schweigen, wenn ihm als künftigem Hausgenossen im trauten Zusammensein mit der jungen Frau nicht, gleich der Sektflasche, die Teekanne an den Kopf fliegen sollte. Das ist der Braut zu viel; sie legt vor ihrem Dozenten ein offenes Geständnis ab, reißt sich, als dieser und seine wertvolle Familie — der Onkel Geheimrat nebst Frau Gemahlin — erbärmlich versagen, das Brautkleid herunter und schreitet stolz erhobenen Hauptes im Unterrock durch das Spalier der Gäste. Im letzten „Kapitel“ findet sich dann ein fünfundsebzighähriger seniler Fürst, der die ehemalige Chansonette unter der Bedingung zum Standesamt führen will, daß sie zur Trauung ebenfalls im Unterrockchen erscheine. Worauf die Unschuld sich ihm für den Rest seines Lebens antrauen läßt.

Diese gesamte Handlung ist zunächst einmal die blödsinnigste

dramatisierte Hintertreppenromantik, die jemals in üblen Zehnpfennigschmökern verbreitet wurde. Ihre Quellen gehen auf die „Ramelindame“ und französische Sittenstücke ähnlichen Genres zurück, nur daß die Sentimentalität dieser parfümierten Anrührigkeiten von den deutschen Autoren ins plump Frivole gewendet wurde. Im übrigen: eine billige Verhöhnung des Bürgertums, des Adels und der sogenannten „Gesellschaft“. Der Dialog bezieht seine witzigen Einfälle aus einer strotzenden Fülle durchsichtiger Zoten und Anzüglichkeiten. — Das ist die Kost, die vom Theater heute geboten wird. Nicht etwa Zingeltangel sind es, die sich dieser zynischen Lüsternheit angenommen haben, sondern Bühnen von Ruf und Rang, darunter eine ganze Reihe mit staatlicher beziehungsweise städtischer Subvention, zum Teil recht erheblich, unterstützter Landes- und Stadttheater. So wird mit öffentlichen Mitteln in infamster Weise Volksvergiftung betrieben.

Ernstes Bühnenkunst kommt dagegen nicht auf. Ein Erfolg wie der des vaterländischen Dramas „Reidhardt von Oeneise nau“, der immerhin als Lichtblick zu buchen ist, steht vereinzelt da. Und auch in diesem Falle ist es charakteristisch, daß dieses, auch für eine kassensichere Aufführung geradezu prädestinierte Werk des Wolfgang Götz Jahre vergeblicher Bemühungen um seine Unterbringung an einer deutschen Bühne bedurfte. Erst von einer verhältnismäßig unscheinbaren Provinzstelle aus mußte die Kraft dieses wie für ein nationales Kulturtheater geschriebenen Stückes erhärtet werden.

Nationales Kulturtheater? Wo in Deutschland ist noch ein solches zu finden? Heinrich von Kleist, dessen 150. Geburtstag in den Oktober des Jahres 1927 fällt, wird von den reichshauptstädtischen Bühnen geflissentlich übergangen. „In Berlin“, so beklagt sich sogar die „Vossische Zeitung“, der niemand Chauvinismus zum Vorwurf erheben wird, „hat sich der denkwürdige, aber keineswegs erstaunliche Fall zugetragen, daß das Rosentheater, Große Frankfurter Straße 132, die einzige Berliner Bühne war, die beizeiten daran gedacht hat, das Andenken des modernsten und zeitgemähesten der großen deutschen Theaterdichter aus Anlaß seines 150. Geburtstags zu ehren.“ Heinrich von Kleist — hundert Jahre nach seinem Tode erklärter Klassiker zwar von Ansehen und Rang, aber nicht einmal aus Anlaß der außerordentlichen Jubelfeier mehr aktuell — zu den



Akten getan in den reichshauptstädtischen Theatermuseen. — Ein Ereignis, das „denkwürdig“, aber keineswegs mehr „erstaunlich“ ist.

Auch das Staatliche Schauspielhaus des Herrn Leopold Jessner hatte Kleist von vornherein übergangen. Ein Grillparzer war ursprünglich für den Abend des 18. vorgesehen. Erst unter dem Druck der im Rauschen des Blätterwaldes vernehmlich gewordenen öffentlichen Meinung sah die Intendanz sich bemüßigt, eine vorjährige Kleisteinstudierung aus dem Fundus hervorzufahren, die für den einen Tag auf dem Wochen Spielplan erschien; das den Staatlichen Bühnen angegliederte Schillertheater bequeme sich, den „Prinzen von Homburg“ in gleichfalls stehender Besetzung zu bringen. Beides ist merkbar ohne Liebe und Lust geschehen. Zu einer neuen, festlichen Wiedererweckung des Toten vermochten die Staatlichen Bühnen der Republik keine Zeit aufzubringen.

Lust und Liebe genug widmete das Staatliche Schauspielhaus dagegen gleichzeitig der Uraufführung eines bislang völlig unbekannten Herrn Joachimson: „Fünf von der Jazzband.“ Wie schon der Titel besagt, ein ungleich mehr als irgendein Werk von Kleist aktuell zu wertendes Stück. In Wahrheit ein der führenden deutschen Nationalbühne ganz unwürdiger, minderwertiger Schmarrn — würdig genug, als Auftakt die neue Saison dieser neudeutschen Nationalbühne bedeutungsvoll zu eröffnen.

Am Lessingtheater aber erscheint zum Kleistgedenktag der allerseits und an allen Orten mit größter Spannung als das Ereignis erwartete, noch tintenfrisch in sensationelle Reklamebelichtung gerückte Herr Zuckmayer. Das diesmalige Thema des erfolgreichen Autors vom „Fröhlichen Weinberg“ ist der „Schinderhannes“ — jener einst in den Leiertastenepen der Jahrmarktströbder viel besungene, in schauervollen Karitätenkabinetten als Wachsfigur oft gezeigte, berühmt berüchtigte Räuberhauptmann Johannes Bückler, eines Schinders und Scharfrichters Sohn, der am 21. November 1803 zu Mainz hingerichtet wurde. Er und seine Konkubine, die „schwarze Zule“, die im gleichen Prozeß mit zwei Jahren Zuchthaus davonkam, stehen im Mittelpunkt der halb tragischen, halb burlesken Handlung. Die Zeit braucht ihre Helden! Zuckmayer wäre vielleicht noch zeitgemäßer gewesen, statt der um einhundert Jahre zurückliegenden Moritat lieber den modernen Herrn Hölz unserer

Tage auf den Sockel der Dichtung zu heben. So konnte sein Stück — statt der Ehrung des gleichfalls vor hundert Jahren verstorbenen Kleist die Ehrenrettung eines Gesetzes und Ordnung brechenden Raubmörders! — ein immerhin nur historisches Interesse erregen, wobei gebührender Weise einige der Berliner Blätter es nicht unterließen, Vergleiche anzustellen mit Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer“ und — warum sollte die Unfähigkeit der Kritik nicht gleich aufs Ganze gehen? — mit Schillers „Räubern“. Denn edel und hochherzig ist Zuckmayers „Schinderhannes“ natürlich nicht weniger, als der Geyer oder Karl Moor — ein Helfer der Unterdrückten, beinahe sogar ein Frankreich auf seine Weise befehldender deutscher Patriot, den sein Jahrhundert verkannte. Dem 20. Jahrhundert erst blieb es vorbehalten, ihm im Drama eines von der Sensation glorifizierten Autors die verdiente Ehrenrettung zuteil werden zu lassen.

Abgesehen vom Stoff, ist das Stück zwar nicht halb so schlimm wie der „Fröhliche Weinberg“; dem Verfasser gelingen sogar ein paar aufrichtig schön und fein empfundene Situationen und Dialogstellen, wie Zuckmayer denn überhaupt als Lyriker und Epiker nicht ohne Können und auch nicht ohne Tiefe ist. Bei seinen Dramen jedoch erweckt es den Eindruck, als wolle er einem herabgespielten deutschen „Kulturtheater“ darreichen, was dieses Theaters und seiner heutigen Besucherschaft würdig ist. So laufen denn auch im „Schinderhannes“ einige derbe Rohheiten und Gemeinheiten mit unter; und selbst vor frivolsten Gotteslästerungen scheut dieser, sich in seinem Publikum auskennende „Dichter“ nicht zurück, das Stück enthält niederträchtige Verspottungen dessen, was anderen heilig ist. — Das ist die charakteristische Art, wie Begabungen — Zuckmayer ist zweifellos eine —, die führend sein wollen, sich um Erfolg und Gewinn an das Vulgäre verlieren.

Kein Zufall, daß dieser Stoff beinahe gleichzeitig auch noch von einem anderen deutschen Dramatiker, Joseph W. Velter, selbständig bearbeitet wurde. Dieser unabhängig von Zuckmayer gestaltete Schinderhannes erlebte die Uraufführung im April 1928 zu Trier. Nach einer Kritik der Kölnischen Zeitung zu urteilen, dürfte diese zweite Fassung die erste an Rücksichtslosigkeit noch weit übertroffen haben. So erwähnt der Bericht, man höre „von schrecklichen Lustmorden an jungen Mädchen.

Den Opfern wird ein schwarzer Strich um den Hals gezogen und genau über dem Strich die Kehle durchschnitten.“ Davon „h ö r t“ man nicht nur — ein Vergewaltigungs- und ein Lustmordversuch wenigstens ereignen sich auch auf offener Szene und „reißen gewaltig an den Nerven der Zuschauer“. Wie denn auch sonst in dieser Kritik von „nervengerquälender Wirkung“ die Rede ist: „Man ist wie erlöst, wenn sich endlich der Vorhang hinter dem schauerlichen Erlebnis schließt.“ — Ein Beispiel mehr für den augenblicklichen Stand einer, ihre Mission der Volksverseuchung bewußt und verantwortungslos betreibenden nachrevolutionären Theaterkultur.

Dem hundertjährigen Ibsen aber ergeht es im März 1928 nicht anders wie im Oktober 1927 Heinrich von Kleist. In der Reichshauptstadt feiert ihn nur ein einziges, in der Klosterstraße gelegenes kleines Theater, und die Volksbühne nimmt die fünfzigste Wiederholung seines „Peer Gynt“ zum äußeren Anlaß einer immerhin als solche anzusprechenden Ehrung. Sonst — nichts. Am Abend des 20. März erscheint als einzige Premiere im Bühnenspielfplan sämtlicher Berliner Theater ein Schwanß, die „Voll-Sisters“ von Friedmann-Frederich.

Ganz in den Hintergrund trat der dramatische Führer der Vorkriegsepoche, Gerhart Hauptmann, die stärkste Hoffnung nicht nur des Naturalismus, sondern der deutschen Bühnendichtung überhaupt. Den zwei Mißerfolgen des „Weißen Heilands“ und „Peter Brauer“ ließ er in weiter inne gehaltener Herabminderung des geistigen und des künstlerischen Niveaus, in weiterer allzu bereitwilliger Anpassung an den Geschmack des breiteren Publikums, die mit Kinorührsamkeit und Reißer-effekten geladene „Dorothea Angermann“ folgen.

Dem, der die Entwicklung des deutschen Bühnenspielfplans nicht nur von außen her überblickt, sondern in fortlaufend lebendiger Verührung mit den Ereignissen, wird erschreckend klar: daß der Niedergang unseres zeitgenössischen Theaters sich schier unaufhaltsam vollzieht, was an der von Jahr zu Jahr fortschreitenden Senkung des sittlichen aber nicht minder auch des künstlerischen Niveaus geradezu meßbar in die Erscheinung tritt. Aber in kaum einer Spielzeit des seit Wiederfestigung der Währung verflossenen Zeitraums ist dieser Abstieg krasser deutlich geworden als in der jüngsten von 1928 auf 1929.



Zwar die Revue, die noch in der Vorspielzeit eine besondere Zugkraft übte, scheint im Rückgang begriffen zu sein. „Zieh dich aus!“ hatte man in der Berliner „Komischen Oper“ mehr denn 300 Male gegeben. Der verheißungsvolle Titel der im Herbst eröffneten neuen Schau: „Tausend nackte Frauen“, dagegen bot nicht mehr die erwünschte Lockung, trotzdem in den Anzeigen von der großen Revue der „Freien Liebe“ die Rede war, in der 40 Bilder über Moral und Unmoral geboten werden sollten. Der Anreiz fehlt, wo „freie Liebe“ heute längst schon kein sensationelles Problem mehr hergibt; und auch die Nachtdarbietungen ist das großstädtische Publikum bis zum Ekel gewohnt geworden.

Aber im Anfang der Spielzeit steht ein bezeichnendes Stück: Ferdinand Bruckners „Krankheit der Jugend“. Ein Drama, das für die Krankheit nicht nur der Jugend, sondern der ganzen Zeit überaus typisch ist. Ein Stück voller Hoffnungslosigkeit und ganzer Verzweiflung. Die Krankheit, von der es handelt, liegt selbstverständlich auf erotischem Gebiet. Man liebt und liebt doch auch wieder nicht, ist normal und pervers, verliert sich in eine Niederung nach der andern; und das Ganze läuft nach einem treffenden Urteil der „Frankfurter Zeitung“ darauf hinaus: „Sie lümmeln herum, ewig Zigaretten rauchend, sich betrinkend. Zum Schluß gibt es eine große Portion Veronal, und dann erwürgt man sich.“ — Besser und kürzer kann in der Tat das ratlose schwüle Irren im Dickicht, in das diese kranke Jugend, zum Untergang mehr als reis, sich verliert, wohl kaum charakterisiert werden. Ein Stück trostlosen Theaters.

In die Spielzeit, die es eröffnete, fiel der 200. Geburtstag Lessings hinein, des einstigen Reformators der deutschen Bühne; in seinem Zeichen, so versicherte man, sollte dieses Theaterjahr stehen. — Hinterher hatte es dann bei ein paar rasch verrauschten Festvorstellungen, die das bei Kleist und Ibsen Versäumte wettmachen sollten, sein Bewenden; im übrigen schwebte über der Spielzeit der Geist Lessings nicht. In einer betonten Ausdrucksprägung, die an Offenherzigkeit, aber auch an Schamlosigkeit nichts zu wünschen läßt, hat sich vielmehr die jüngste Bühnenproduktion, hat gleichzeitig auch das Theater sich jeder künstlerischen, geschweige denn ethischen Sendung entfremdet und ganz einseitig in den Dienst von Tendenzen ge-

stellt, die ausgesprochen zerlegend wirken, indem sie sich gegen Staat und Gesellschaft, vornehmlich aber gegen Familie und Religion gerichtet erweisen.

Leben wir einerseits in einem Zeitalter der allgemeinen Entheroisierung, so ist doch die Generation anderseits nicht geneigt, auf den Heroenkult ganz zu verzichten; sie will immerhin Idole zu ihrer Bewunderung haben. Diese wendet sich wie den Vögern, die ja heute im Ansehen der großen Welt eine unumstrittene Vorrangstellung einnehmen, in der jüngsten Entwicklung kaum minder zugleich dem Verbrechertum zu. Wie dies ja auch bei dem Aufsehen erregenden Bankraub im Berliner Westen festgestellt werden konnte, den Blätter der Reichshauptstadt wörtlich als eine „heroische Tat“ gefeiert haben, an der unter anderem die „echt deutsche Verkarbeit“ und die „Engelsgeduld“, mit der sie ausgeführt worden sei, erstaunlich berührten. Fehlte nicht viel, daß man den eine so emsige Untergrundbuddelsei leistenden Pionieren auf dem Wittenbergplatz, der Stätte ihrer unterirdischen Taten, ein Denkmal errichtet hätte.

In der Literatur unseres nachrevolutionären Aufklärungszeitalters ist der Verbrecher längst schon Salonheld geworden. Georg Kaisers „Hölle — Weg — Erde“, wo der Gefängnisdirektor den Sträflingen höchst persönlich die Zellen öffnet, nahm das Sonnenburger fidele Gefängnis vorweg. Auch Zuckmayers „Schinderhannes“ ist ja in Heroisierung eines geschichtlichen Schwerverbrechers geschrieben. In derselben Linie nun liegen Stücke wie Bruckners „Verbrecher“, „Die Dreigroschenoper“ von Bert Brecht und Kurt Weill, Alfred Wolfenstein „Nacht vor dem Veil“ oder auch Theodore Dreisers „Ton in des Töpfers Hand“, um nur einige der bekannter gewordenen anzuführen. Sämtlich sind sie in ein und derselben Spielzeit herausgekommen, und dieses gleichzeitige Massieren des nämlichen kriminellen Stoffgebiets zeigt die allgemein problematische Einstellung des heutigen Theaters in eindeutiger Weise an. Übereinstimmend werden hier in einem, zum Teil völlig unfertigen Dilletantismus die Interessen der Außenseiter gegenüber der an ihnen „schuldig gewordenen“ Gesellschaft verfochten. Ihr seid die Schuldigen! — das ist die ständig wiederkehrende Anklage, die in Umwertung jeglichen Rechtsbegriffs der als korrupt hingestellten Bourgeoisie immer neu in die

Ohren gestt. Wir sind eben so human geworden, daß wir selbst mit dem Mörder ein tiefer wehleidiges Mitleid empfinden, als mit seinem Opfer.

Über den Zweck des Ganzen hat ein Berliner Richter, Landgerichtsdirektor Dr. Hellmuth Lehmann, — im Anschluß an Bruckners „Verbrecher“ — in den „Bremer Nachrichten“ treffend geäußert: alles gehe darauf aus, „ein unwahres, unfünstlerisches und vielleicht gerade deshalb äußerst gefährliches Zerrbild unseres Rechtslebens und damit unserer staatlichen Zustände überhaupt“ zu entwerfen und in jedem, der „nicht aufs genaueste mit unserer Rechtspflege vertraut“ sei, durch Schilderung von praktisch unmöglichen Verhältnissen „einen Widerwillen gegen unsere Rechtspflege“ zu erzeugen.

Den nachhaltigsten Erfolg innerhalb dieses auf absolute Volschewisierung abzielenden Genres konnte Brecht-Weills „Dreigroschenoper“ verzeichnen, die monatelang in der Reichshauptstadt vor ausverkauften Häusern gegeben wurde und von dort aus ihren Siegeszug über alle führenden Bühnen des Reichs nehmen konnte, die ein verantwortliches Bewußtsein ihrer künstlerischen und kulturellen Mission besitzen. Ihr „Held“ ist der Verbrecherkönig von London, Macheath — so sehr ein „Held“, daß er in einem der in die Handlung eingestreuten Vankellieder im Zusammenhang mit König Salomo und mit Cäsar genannt wird. Dieser Mörder, Zuhälter und Straßenbandit hält mit Polly Peachum, der Tochter des Chefs einer Bettlerplatte, in einem Pferdestall, in den er einbrach, die Hochzeit. Weshalb ihn die Spelunkenjenny, mit der er ein halbes Jahr als Zuhälter im Vordell glückliche Flitterwochen verlebte, teils aus Eifersucht, mehr noch aus Geldgier der Polizei verrät. Die verhaftet Macheath im Freudenhaus. Durch das Gefängnis, aus dem er das erstemal ausbricht, führt sein Weg endlich unter den Galgen, von wo aus er eine letzte „moralische“ Ansprache ins Parkett hinein und hinauf zu den Logen hält: Ihr fehlte an mir ... Ich aber will euch vergeben. Das geschieht etwa so:

Die Mädchen, die die Brüste zeigen,  
Um leichter Männer zu erwischen ...  
Die Lumpen, Huren, Hurentreiber,  
Die Tagediebe, Vogelfrein ...  
Ich bitte sie, mir zu verzeihn.



Den „Polizeihunden“ aber gilt der folgende Vers:

Man schlage ihnen ihre Fressen  
Mit schweren Eisenhämmern ein.  
Im übrigen will ich vergessen  
Und bitte sie mir zu verzeihn.

Die Begründung der also großmütig auf Verzeihen eingestellten Anklagen gegen die Gesellschaft enthält ein anderer „Song“:

Denn wovon lebt der Mensch?  
Indem er stündlich  
Den Menschen peinigt, auszieht, abwürgt, frisst.  
Nur dadurch lebt der Mensch,  
Daß er so gründlich  
Vergessen kann, daß er ein Mensch nur ist.  
Ihr Herren, bildet euch nur da nichts ein:  
Der Mensch lebt nur von Missetat allein.

So statuiert der Verbrecher die Schuld aller gegen alle, um aus ihr für sich selber das Recht auf Mord und Gewalt, auf Missetat jeglicher Art herzuleiten. Von der Rampe des „Zeittheaters“ herab wird aus seinem Munde der bürgerlichen Gesellschaft die Schändlichkeit ihrer verkappten Scheinmoral vorgehalten; von Moritäten unwittert, rollt die Raschemmen- und Dirnenbegebenheit auf den weltbedeutenden Brettern ab. Es ist eine Anhäufung von Brutalitäten und frechen Zynismen, die auf die Zuschauerschaft losprasselt und bei ihr begeisterten Beifall findet.

Daß im übrigen Bert Brecht, dieses Absurds gefeierter „Dichter“, den von ihm als künstlerische Weltanschauung gepredigten Kommunismus auch praktisch betätigt hat, konnte im „Berliner Tageblatt“ Alfred Kerr nachweisen. Eine Reihe von Versen der so viel bewunderten „Songs“ sind nämlich einer 1907 erschienenen, von R. L. Ammer besorgten Übertragung von Gedichten des Francois Villon einfach wortwörtlich entnommen, ohne daß Herr Brecht es für nötig gehalten hätte, den Namen des Übersetzers auch nur zu erwähnen. Er begnügte sich damit, lediglich hier und da einen Vermerk vorzunehmen: „Nach F. Villon“. Den ihm gemachten Vorhaltungen begegnete er in der kurzen, überlegenen Abfertigung: „Es wird eine Erklärung verlangt. Ich erkläre also wahrheitsgemäß, daß ich die Erwähnung des Namens Ammer leider vergessen habe. Das wiederum erkläre

ich mit meiner grundsätzlichen Lage in Fragen geistigen Eigentums.“ — Eine wenn auch nur folgerichtige, so doch unter den heute nun einmal bestehenden, wenn auch nach Ansicht dieses genialen Dichters „korrupten“ Rechtsverhältnissen einigermaßen eigentümlich berührende freie Auffassung vom Besitz geistigen Eigentums. Vom Standpunkt des auch in der Kunst angewandten kommunistischen Volschewismus allerdings durchaus zu verstehen.

Von dieser Einschaltung abgesehen, handelt es sich bei der „Dreigroschenoper“ um eine Sache, die keine drei Groschen wert und lediglich dazu angetan ist, am künstlerischen den kulturellen und sittlichen, ganz hoffnungslosen Verfall unserer Gegenwart zu erweisen. Und mit der erbitterten Kampfansage gegen die allgemein staatliche geht Hand in Hand im besonderen die gegen die christliche Ordnung. So sei es Brauch in der gesamten „Christenheit“, heißt es einmal ausdrücklich, wobei bürgerliche Gesellschaft und „Christenheit“ einander gleichgesetzt werden, was zwar — Brecht weiß das sicherlich sehr genau — der Wahrheit in nichts entspricht, immerhin aber wirkungsvoll ist. Ein typischer Vertreter dieser „Christenheit“ ist für Herrn Brecht Jonathan Jeremia Peachum, der Vater der Polly, ein skrupellos gewinnsüchtiges, verkommenes Subjekt, das in seiner Altkleiderhandlung fromme Sprüche aushängen hat wie: „Geben ist seliger denn nehmen“, zu denen das von ihm geübte System des Betrugs und der Ausbeutung in schärfstem Gegensatz steht. Auch seine Tochter verleugnet nicht die bigotte Erziehung, so wenn sie bei der Hochzeit im Pferdestall dem Banditen-Bräutigam mit dem Bibelzitat an den Hals sinkt: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen.“ — Den Hintergrund der Bühne aber schließt eine riesige Orgel ab, von der man nicht weiß, wie und warum sie dahin gehört, es sei denn zu dem Zweck, in illustrativer Unterstützung der von Kurt Weill geschaffenen Gassenhauermusik, die sich von Jazz und Drehorgel bis zum Choral mit Harmoniumbegleitung versteigt, die Musika sacra christlicher Gottesdienste ebenso billig wie roh zu verhöhn.

Wird hier, in Abhängigkeit von entsprechenden Ideengängen, die uns von der Jahrhundertwende her schon geläufig sind, die christliche Religion als solche für die Demoralisation der Gesellschaftsordnung verantwortlich gemacht, so geht Theodore

Dreißer in seiner Tragödie „Ton in des Töpfers Hand“ noch einen Schritt weiter, indem er Gott selber zur Verantwortung zieht. Er, der den Ton so schlecht geformt, ist Schuld daran, daß Isidor Verchansky zum Lustmörder wurde. „Es war ja hohe Zeit, daß einmal etwas für die armen Lustmörder getan wurde“, urteilte über die Uraufführung im Berliner Renaissancescetheater die „Deutsche Allgemeine Zeitung“. „Der Verfasser,“ so führte sie weiter aus, „hat es mit den Lustmördern und ihren armen Seelen. Er liebt sie geradezu, demonstriert vier Akte lang, daß sie eigentlich reizende Leute sind und gar nichts dafür können, daß sie, sobald etwas leicht bekleidete Weiblichkeit in ihre Nähe gerät, prompt . . . zu morden beginnen. Gott hat sie so geschaffen.“ Damit ist die Tendenz dieses Dramas in wenigen Sätzen herausgehoben. — Über die Darstellung der Hauptrolle durch Ernst Deutsch äußerte sich das „Berliner Tageblatt“ in rühmender Anerkennung: „Wenn es schon einmal zeitgemäß ist und deshalb erfolgversprechend, daß der Lustmörder auf die Bühne kommt, nicht wie bei Wedekind in einer großartig phantastischen Form, sondern ganz leibhaftig, mit allen viermal wiederholten Zeichen der wahnsinnigen Brunst, . . . dann muß er so gespielt werden: als ein großes Virtuosenstück.“ — Man sieht, welcher hohen Aufgaben der Verbrecher in der zeitgenössischen Dichtung und auf der zeitgenössischen Bühne gewürdigt wird.

Neben ihm als dem Helden ist dann die Dirne die ihm ebenbürtige Heroine der neuen Zeit. Auch ihre Verherrlichung, begründet durch den Naturalismus der neunziger Jahre, höher herangezüchtet durch Wedekind, ist an sich kein Motiv erst der heutigen Moderne. Nur daß die Generation der Jahrhundertwende in ihre mehr sozial als erotisch gerichtete Problematik immer noch eine gewisse Gefühlbarkeit hineinverlegte: die Prostituierte erschien über die Wirklichkeit phantasievoll erhoben, vom gedämpften Licht einer empfindsamen Tragik verklärt. Gibt es etwas Traurigeres auf der Welt als ein Freudenmädchen? lautet bei Wedekind in „Schloß Wetterstein“ die tragisch gewendete Frage. — Der Dirnenkult der Gegenwart kennt solche „Traurigkeit“ nicht. Der Verus des Freudenmädchens wird in einer von aller Romantik befreiten „Sachlichkeit“ wiedergegeben, in voller — gemeinster Realität. Aus dem Munde der Dirnen ergehen dabei, wie aus dem der Verbrecher,



die wütesten Anschuldigungen gegen die Scheinmoral der Gesellschaft.

Wie im Heroenkult des Verbrechers liegt auch hierin wiederum ein bewußtes System. In einem Zynismus, wie er kaum mehr zu überbieten ist, trat dies in der „Himmelfahrt der Galgentoni“ zutage, die im Berliner „Kabarett der Komiker“ aufgeführt wurde, und über deren Tendenz die „Bremer Nachrichten“ vom 11. Januar 1929 sich dahin ausließen, daß sie sich „in der Verspottung und Verächtlichmachung des christlichen Glaubens“ förmlich überschlage. „Rosa Valetti spielt mit zynischer Gemeinheit eine Hamburger Dirne, die in den Himmel kommt, nachdem sie in einer widerlichen Szene von Gott und dem Teufel ihrer Sünden ledig gesprochen worden ist. Der Himmel wird als ein Bordell gezeigt. Das Programm nennt als Verantwortlichen für die Inszenierung Herrn Jürgen Fehling, den Spielleiter der Staatlichen Schauspiele.“ — Eine Berliner Theaterschande wird diese Begebenheit in der Überschrift des Bremer Blattes genannt. Ein weiteres Wort der Kritik ist dem Abscheu erregenden Vorfall kaum beizufügen.

Immer wieder aber ist festzuhalten, daß, mögen damit auch Fälle von besonderer Spitzenleistung herausgestellt sein, es sich keineswegs um Einzelercheinungen des jetzigen Bühnenmarkts handelt; all das muß, will man das Ziel, auf das es hinausgeht, erkennen, im Zusammenhang mit der Gesamttenenz der deutschen Gegenwartsbühne betrachtet werden. Als Walter Hasenclever in seiner Ehebruchsfarce „Ehen werden im Himmel geschlossen“ sogar Gott in eigener Person — er trug Knickerhosen und Gerhart Hauptmann-Maske — auftreten ließ, ist es selbst der demokratischen „Frankfurter Zeitung“ des Guten zu viel geworden. „Dieses Stück“, schrieb sie, „ist eine Offenbachade, in der aber nicht die Olympier auftreten, sondern der Gott, an den unzählige Menschen glauben ... Befinden wir uns etwa bereits in einem derartigen Verfall, daß eine Verulking des religiösen Gefühls Platz greifen könnte? ... Zur Toleranz gehört es, daß man Dinge und Vorstellungen, die einem Kreis von Mitbürgern heilig sind, auch dann respektiert, wenn man ihre Ansichten nicht teilt. Es ist ungebildet, das nicht zu tun, es ist, um es rund heraus zu sagen, roh, den Nebenmenschen in seinen heiligen Gefühlen zu verletzen. Das Stück von Hasenclever tut das sowohl in ganzen

Szenen wie durch Einzelheiten, von denen die schlimmsten die sind, daß bekannte Bibelworte (wie z. B. „Dein Wille geschehe“) in einer komödienhaften, aber völlig unwürdigen Weise gebraucht werden. Man muß keine Ahnung von der religiösen Problematik haben, um es zu wagen, als Dichter einem Publikum solchen Kitsch zu bieten. Es ist einfach unmöglich.“

Einfach unmöglich — sagt das demokratische Blatt. Wenn aber im Hinblick auf solche „Unmöglichkeiten“ sich der Unwille einmal energischer regt, wenn gar der Ruf laut wird nach Wiedereinführung der Zensur, dann schwillt das Behegehre im Lager der Fortschrittsmänner alsbald zu einem Sturm der Entrüstung an, als sei die freie Kunst in Gefahr vergewaltigt zu werden. So geschehen nach dem Verbot von Peter Martin Lampels „Giftgas über Berlin“, das von dem politisch doch kaum engherzigen sozialdemokratischen Polizeipräsidenten der Reichshauptstadt erlassen wurde. Eine dilettantische Stümperei — darin waren alle sich einig, zugleich eine Verhöhnung des Militärs als der Repräsentativgewalt der staatlichen, in diesem Falle also der republikanischen Ordnung. Das Verbot galt einer Mache, die ein künstlerisch ganz und gar undisputabler, frecher Literaturunfug war. — Aber — Kampforganisationen wurden gegründet, alle möglichen lyrischen, epischen und dramatischen, bildnerischen und musikalischen Verbände erließen Aufrufe und gaben Erklärungen ab. Und was steckte dahinter? „Die Freiheit der Kunst ist nicht im mindesten in Gefahr“, schrieb in rechter Erkenntnis der Lage die „Kölnische Zeitung“. „Die Berliner Theater haben heute eine Freiheit, wie sie sie seit hundert Jahren nicht gehabt haben, und wer das leugnet, der lügt. Ein Stück wie Bruckners „Krankheit der Jugend“ hätte in der Kaiserzeit nicht die erste Zensurstelle passiert. Allerdings hätte sogar ein Vorstadtpublikum es damals rücksichtslos abgelehnt. Der wahre Grund der Nervosität ... ist dieser: Sie merken, daß im Reich sich eine wachsende Mißstimmung gegen die zügellose Art bemerkt macht, mit der jede staatliche Ordnung und Autorität ... angegriffen werden ... Man führe also den ganzen Lärm um die bedrohte Kunst auf seine wahren Gründe zurück.“ Diese wahren Gründe sind darin zu suchen, daß es sich bei dem ganzen, aufgebauscht inszenierten Spektakel um Machtfragen handelt, die nicht die Kunst, sondern das politische Leben, die kulturelle und religiöse Weltanschauung betreffen.

Für das Theater selbst allerdings ergeben den einzigen Ausschlag die mehr oder minder guten Geschäfte. Es plädiert für Lustmörder und andere Schwerverbrecher, verkündet normale und anormale Erotik, predigt die Anarchie, treibt Verhöhnung religiöser Gefühle, solange es sich einen ansehnlichen Kassenertrag davon verspricht. Dies gilt nicht nur von den Privattheatern, sondern in genau demselben Umfang auch von den städtischen und staatlichen Bühnen: fast ausnahmslos machen sie den Niedergang des deutschen Zeittheaters ohne Widerstand mit. Es geht gar nicht um Kunst oder Weltanschauung; der alleinige Grundsatz ist das Geschäft. Mit dem Erfolg, daß im Gleichlauf mit der Herabminderung des künstlerischen Niveaus auch die Geschäfte mehr und mehr trostlos werden. Der Zuschußbedarf ist ständig im Steigen. So verschlangen die Staatstheater in Berlin, Kassel, Wiesbaden im Laufe des Jahres 1928 7 Millionen 854 700 Mark. Köln mußte für seine drei städtischen Bühnen aufbringen 1 846 000, Hannover für seine zwei Theater 1 711 000 und Hamburg 1 507 000 Mark. Es sind gewaltige Summen, die aus öffentlichen Mitteln bestritten werden; im Hinblick auf das, was auf dem heutigen Zeittheater an wirklicher Wertarbeit überhaupt noch geleistet wird, ersteht die Frage nach der Berechtigung eines derart ungesund hypertrophierten Zuschußwesens.

Jedenfalls wird niemand abstreiten können, daß die Lage auch des Theaters aus dem Zustand der schleichenden Krise in ein akutes Stadium getreten ist.

Woran es liegt? — Einmal an den Schaffenden, die einen als bedeutsame Kunstwahrheit anzusprechenden Lebensinhalt heute nur noch vereinzelt besitzen. Ibsen sagte — es ist 1870 gewesen: „Man muß etwas haben, was man im Gedicht gestalten kann, einen Lebensinhalt. Hat man das nicht, so dichtet man nicht, man schreibt nur Bücher.“

Eben an diesem Lebensinhalt scheint es der heutigen Generation zu fehlen. Und wohl auch an einem anderen noch, das der nordische Magus im selben Brief, und wiederholt in mehrfach ähnlich gehaltenen Bekenntnissen der späteren Jahre als „die Hauptsache“ angesehen hat: „Die Hauptsache ist, daß man wahr und treu bleibt in dem Verhältnis zu sich selbst. Es kommt nicht darauf an, dies oder jenes zu wollen, sondern das zu wollen, was man absolut muß . . . Alles übrige führt nur in die



Lüge hinein.“ Auch diese Selbstrealisation zur Persönlichkeit geht der Gegenwart gänzlich ab; damit mangelt ihr aber zugleich die Wahrhaftigkeit und die Treue des künstlerischen Gestaltens. Man schafft nicht mehr, weil man „absolut muß“, sondern legt den Hauptnachdruck auf die leichte Marktgängigkeit absatzfähiger Ware. Dabei führt dann das Ringen um Publikumsgunst und Augenblickswirkung mit Notwendigkeit „in die Lüge hinein“.

Ohne absolutes Müssen der Produktion, ohne bewußten Willen der Schaffenden, einen Lebensinhalt in ihrem Gedicht zum Ausdruck zu bringen, kein nationales Kulturtheater, das, wahrhaft im Sinne von Schillers Forderung des Theaters als „einer moralischen Anstalt“, als eine nicht nur künstlerische, sondern auch ethische Angelegenheit der gesamten Nation zu verstehen wäre. Wo auf der deutschen Bühne ist ein, der hohen Verantwortlichkeit kultureller Mission bewußter Wille zu finden? — Das ist neben jener der Schaffenden die andere Seite der Hauptschuld, die das Theater trifft.

Als Hebbel 1859 dem Berliner Hoftheater die eben vollendeten beiden ersten Teile der „Nibelungen“-Trilogie zur Aufführung anbot — mit negativem Erfolg, denn die prachtvoll deutsche poetische Schöpfung wurde zurückgewiesen —, schrieb er an den damaligen Intendanten Botho von Hülsen: ... „Ich habe mich nie in meinem Leben mit einem Theateragenten eingelassen, dafür aber freilich auch büßen müssen, indem sie mich ignorierten und verfolgten, wie es nur eben ging; es sollte mich nicht bloß aus persönlichen Gründen freuen, wenn die Bühnenvorstände fortan, statt auf diese unsauberen Zwischenhändler zu warten, Literatur und Kritik selbst ins Auge faßten und dadurch endlich einen Zustand beseitigten, der das Nationaldrama fast gänzlich vom Theater schied und Kunst und Poesie an der vollen Entwicklung verhinderte, die Bühne aber nach und nach vollständig zerstörte.“

Ein Wort, das auf den heutigen Tiefstand unseres Theaters, das ganze Elend der geradezu systematisch betriebenen Entdeutschung und Demoralisierung der deutschen Bühne wie geprägt erscheint. Denn wieder stehen wir vor der nämlichen Situation: das Nationaldrama ist vom Theater fast gänzlich geschieden. Und auch die Folgen sind wieder die gleichen, indem auch jetzt mit der gewaltsamen Verdrängung von Kunst und

Poesie das Theater nahe daran ist, sich selbst nach und nach vollständig zu zerstören. Als Kulturfaktor von irgendwie künstlerischer, geschweige denn ethischer Bedeutung, als — moralische Anstalt im Sinne Schillers hat es schon jetzt nur wenige wesentlich meßbare Werte in die Waagschale seiner Existenzberechtigung zu werfen.

### 5. Finis musicae?

Über die Krise in unserem heutigen Musikleben äußert sich Generalmusikdirektor Gustav Brecher, der Leiter der Städtischen Oper in Leipzig: „Als natürliche Folge der „Entzauberung“ der Erde und ihres Zusammenschrumpfens durch Auto- und Flugverkehr, sowie mit der „Erschließung“ bisher unerforschter, geheimnisvoller Gebiete: überhaupt mit der wachsenden Tyrannei der Maschine haben sich auch die Interessen und Liebhabeereien der Menschen gewandelt: ihre Mußestunden werden heute von Sport und Tanz, von Kino und Radio beherrscht. Gegen diese neuen — mindestens in ihrer jetzigen Ausgestaltung neuen, zum Teil auch noch den Reiz der Sensation ausübenden — Unterhaltungen und Beschäftigungen könnten sich alte Institutionen wie Oper und Konzertsaal nur dann kräftig behaupten, wenn sie ihrerseits neue unverbrauchte Wirkungen ins Treffen führen könnten. Aber der Geist unserer Zeit konnte, kann wohl überhaupt in Musik keinen Ausdruck finden (außer etwa in derjenigen der Jazzband), und so fehlt es durchaus an neuen Werken, mit denen die breite Masse des Publikums mitginge.“

Mit der Feststellung einer ganz allgemeinen „Entzauberung“ der Erde, einer von der „Tyrannei der Maschine“, mit anderen Worten: der Mechanisierung des Lebens abhängigen Umwandlung unserer einst geistigen und seelischen Kultur in modern entgeistigte und entseelte Zivilisation nimmt Generalmusikdirektor Brecher für die Musik das gleiche Ergebnis vorweg, das wir bereits in bezug auf bildende Kunst, Dichtung, Theater dargestellt haben. Daß eine Krise auch für die Musik besteht — niemand, der auch nur mit oberflächlichem Interesse die musikalischen Erscheinungsformen unserer Gegenwart verfolgt, wird dies bestreiten. Über die Gründe allerdings ist man sich nicht so ganz einig.

Wenn unsere Konzertsäle, und mit einiger Einschränkung

gilt dies auch von den Opernhäusern, im Laufe der letzten Jahre mehr und mehr verödet sind, so daß Aufführungen vielfach vor halb oder dreiviertel leeren Bänken stattfinden müssen, so wird daran zum Teil, sicher nicht ganz unzutreffend, das Fehlen eines überhaupt der Aufnahme künstlerischer Genüsse fähigen Publikums verantwortlich sein, indem die Schichten der Musikfreunde seit Umsturz und Inflation in starkem Maße gewechselt haben. Des weiteren beruft man sich auf Wirtschaftsnot und soziale Verarmung, die für jedes, auch von innen her weit mehr als durch äußere Einwirkung verschuldete Versagen herhalten müssen. Ganz gewiß ist etwas Wahres daran, weite Kreise könnten das nötige Geld für Luxusausgaben, als welche der Besuch eines Konzerts oder auch einer Oper bezeichnet werden, nicht mehr erübrigen. Ebenso wahr aber ist, daß oft die nämlichen Kreise durchaus in der Lage sind, für den Besuch eines Kinotheaters Eintrittspreise zu entrichten, die hinter den, für hoch- und selbst höchstwertige musikalische Veranstaltungen geforderten keineswegs zurückstehen. In diesem Sinne dürfte Professor Siegfried Dohs, der Anfang 1929 verstorbene Dirigent des einst berühmten Berliner Philharmonischen Chors, Recht gehabt haben, wenn er in Kennerschaft der Verhältnisse des musikalischen, wie überhaupt des künstlerischen Lebens ausführte: „Müssen wir es nicht tagtäglich mit gebundenen Händen ansehen, wie auf dem Felde der Kunst fast alles Not leidet, was nicht auf den üppig blühenden Sensationsrummel eingestellt ist? Hätte es überhaupt noch einen Zweck, sich dazu zu äußern, daß für ernste künstlerische Darbietungen, sei es im Theater oder im Konzert, jedes Opfer als zu hoch bezeichnet wird, während die Veranstaltungen niedriger und niedrigster Art von Hunderttausenden gestürmt werden?“

In noch schärferer, mehr ins einzelne gehender Belichtung hob Siegfried Dohs dann in einem späteren Aufsatz, den er in bitterer Ironie und in verzweifelter Resignation den „Unfug des Konzertierens“ überschrieben und unter dem 21. April 1928 in der Vossischen Zeitung veröffentlicht hat, das Problem vom Ende der Musik in seiner vollen Tragik zutage: „Wir stehen,“ so heißt es da gleich in den ersten einleitenden Sätzen, „vielleicht näher, als man es im allgemeinen ahnt, vor einem völligen Zusammenbruch unseres Konzertlebens... Die Fehlbeträge ernsthafter Konzerte erreichen geradezu schwindelhafte



Ziffern. Wir alle wissen, daß das eigentliche Musikpublikum, bis auf wenige Reste, mit dem Kriege fast gänzlich ausgestorben ist. Selbst bei zugkräftigsten musikalischen Veranstaltungen, die wir haben, finden wir keine, die auch nur annähernd in bezug auf die Anziehung etwa an einen mit Erfolg aufgeführten Film heranreicht.“

Der Schluß des Aufsatzes, in seiner unwiderleglich klaren Begründung, die hier wörtlich wiedergegeben sei, läuft auf das selbe hinaus, was Gustav Brecher „Entzauberung“ nannte; dies der „Kern der Sache“: „Die Konzertflucht hat begonnen, sie wird weiter bestehen und schließlich zum Ruin führen, weil die Veranstaltungen, besonders die größeren Musikaufführungen, sich mit dem Zeitmaß der Lebensanschauung unserer Tage nicht mehr in Einklang bringen lassen. An der Heziagd, in der wir alle leben, wird sich in absehbarer Zeit nichts ändern. Aber wie sie die Ruhe zum behaglichen Genuß unbarmherzig vernichtet, treibt sie die Mehrzahl der Menschen Darbietungen in die Arme, die sich schnell, ohne weiteres Nachdenken und unter Ausschaltung alles Gefühlsmäßigen aufnehmen lassen.“ Schnell, ohne Nachdenken und ohne Gefühl — in dieser charakteristischen Dreierheit ist der Kern des Problems, als einer logisch bedingten Zeitererscheinung, die mit der allgemeinen Entgeistigung und Entseelung aufs engste zusammenhängt, ausgesprochen.

Siegfried Dhs fuhr fort: „So wächst von Tag zu Tag mehr die Freude am Kino, am Radio und an der Schallplatte. Man hört es jetzt schon vielfach, daß Leute, die keineswegs zu den Ungebildeten zählen, behaupten, sie hätten von einer Opernvorstellung genau so viel, wenn sie zu Hause am Hörer genießen, als wenn sie ins Theater gingen. Daß derartige noch viel stärker den Konzerten gegenüber in die Erscheinung tritt, ist selbstverständlich. Es mag traurig sein, ist es sogar sicherlich; aber zu ändern ist es nicht mehr. Wir von der älteren Generation haben noch nichts anderes gekannt als die großen, unvergeßlichen Leistungen eines Joseph Joachim, Hans v. Bülow, Albert Niemann, und wie die berühmten Künstler von damals alle heißen mögen, mit heiliger Scheu im Konzert zu genießen. Die nach uns kommen, werden es wie ein Märchen anhören, daß man, um gute Musik zu haben, am Abend aus dem Hause ging, . . . nur um das zu erleben, was man sich heute schon da-

heim zwischen dem Abendbrot und der Zigarre, auf dem Sofa liegend, in aller Bequemlichkeit zu eigen machen kann. Dann wird es zu dem gekommen sein, wovon wir augenblicklich den Anfang erleben, und man wird von den Eindrücken, die uns noch begeistern, sagen: Es war einmal.“

Es war einmal! — Wir sehen, daß das Märchen der Zukunft, von dem hier die Rede ist, sich völlig deckt mit dem Begriff der Entzauberung.

Mit der Entzauberung des Publikums aber geht die des Kunstschaffens Hand in Hand. Wer sind denn die kunstschöpferisch tätigen Menschen heute? — Auch darüber ließ Siegfried Dohs sich vernehmen: „Wer von uns erlebt es nicht täglich, wie unbedeutende Kunsthandwerker sich durch geschickte Benutzung förderlicher Beziehungen in Rang und Stellung hineinschlangeln, wer sieht nicht mit Bedauern, daß begabte Menschen nicht auf einen grünen Zweig kommen können, weil ihnen die gepanzerten Ellenbogen oder die Fähigkeit, überall den Eintritt durch Hintertüren zu erlangen, fehlt?“ Mit diesen Worten fällt ein grelles Schlaglicht auf die Kunstausübung der Zeit, im besonderen auf die, welche sie heute — „unberufen“, aber erwählt von den Hintermännern der sie stützenden Clique, vertreten. Entzauberung des Publikums und Entzauberung der die Entwicklung der Musik verantwortlich repräsentierenden Persönlichkeiten: beide greifen sie ineinander über, und niemand kann sagen, was daran das Primäre ist, welche Erscheinung vorausging, und welche folgte? Denn beide gehorchen der bestimmenden Zeittendenz, die Generalmusikdirektor Brecher eben dahin charakterisiert: „Aber der Geist unserer Zeit konnte, kann wohl überhaupt in Musik keinen Ausdruck finden.“

Man vergleiche unter diesem Gesichtspunkt das musikalische Schaffen unserer entgeistigten und entseelten — entgotteten Gegenwart mit dem der großen deutschen Vergangenheit; wem entginge die unüberbrückbare Kluft, die das Tongestalten eines Bach, Beethoven, Haydn oder Mozart, eines Bruckner und Brahms, eines Reger und Richard Wagner von den kompositorischen Erzeugnissen der jüngsten Moderne scheidet? Dort ein beglücktes, darum auch uns beglückendes Schauen und Formen, der Klang gewordene Ausdruck eines Unnennbaren, das gleichwohl jedem verständlich ist, weil es die in allen Zungen begriffene Sprache einer beseelten Unendlichkeit redet; hier: selbst

bei den Besten ist es im günstigsten Falle immer nur ein „unseliges Fertigsein und Nimmerwerden“. Können haben sie wohl, nicht aber den Glauben, der das Letzte und Tiefste erschließt. Ihrem Blick fehlt die Weite der ins Grenzenlose greifenden, ewigen Gefühle. Wir bestaunen allenfalls irgend eine logische Problematik, eine mühsam ertüftelte, knifflige Konstruktion, hingegeben aber sind wir nur selten. Wir spüren keine innere Erregung, die aus Geschöpf und Schöpfer auch in uns übergeht; all diesem mehr zwangvoll erdachten, als freien Erzeugen fehlt es an hinreißender Kraft, an Wucht und flammender, mit entzündender Wärme. Es überwiegen beinahe ausschließlich die konstruktiven Elemente, all das ist nicht der Begnadung einer inneren Vision entsprungen, sondern technisch, oft mit einer geradezu spielerischen Virtuosität, verstandesgemäß gemacht, hat seinen Quell nicht in einem bewegten Empfinden, sondern in einer kühl errechneten Kalkulation.

Diese Fertigen haben uns nichts zu sagen, geschweige denn, daß sie irgend einen Gehalt zu offenbaren wüßten. Weil eben in ihnen der beseelende Funke nicht ist; weil, was sie schaffen, der Nüchternheit einer materialistischen Weltanschauung seine Entstehung verdankt. Ist das so merkwürdig in einer Epoche, der die großen Ausmaße, die Hochideale fehlen, die am Staube klebt, deren Blick in die Enge der Alltagsbegrenzung gebunden ist? Gerade in der Musik muß jene Entseelung, die der gesamten Zeit das Gepräge eines Stillstands in vollendeter Resignation und Negation ausdrückt, sich besonders bemerkbar machen. Gilt doch in keiner Kunst das über Sein und Nichtsein bestimmende Grundgesetz so rein ausschließlich, wie gerade in ihr: „Gefühl ist alles — Name ist Schall und Rauch.“ Nirgend sonst gilt es so für den Künstler — das Alles oder das Nichts: Entweder — er hat es, oder — er wird es nimmer erjagen. Hier am wenigsten genügt uns das fertige Beherrschen der Konstruktionselemente, das alles Voraufgegangene im Aufwand der Mittel und wohl auch in technischer Virtuosität womöglich noch übersteigert. Mag das Rechenexempel noch so geschickt sein und scheinbar aufgehen — fehlt die Seele, so bleibt die Erfüllung aus.

Ein langsamer Beethovenesatz; darin liegt etwas wie Erlösung. Ich erinnere mich der Musikabende in meinem Eltern-



hause, wenn dann der Vater vor Beginn eines solchen Adagios zu sagen pflegte: „Jetzt kommt es. Das ist wie die Engel im Himmel.“ In der Musik der Gegenwart verspüren wir selten nur das Wehen aus himmlischen Regionen; wenig ist darin, was löst und befreit. Im Gegenteil, statt daß wir des Gegenständlichen etwa entbunden werden, nimmt gerade das, was doch nur Mittel zum Zweck sein sollte, nicht aber wesentlich: eben das Gegenständliche uns bis an die Grenze des nackten Verstehenkönnens derart in Anspruch, daß für wirkliche Hingabe, für Genuß im edelsten Sinne kaum etwas übrig bleibt. Die Konstruktion überwiegt und schlägt den Gefühlsinhalt, so weit ein solcher tatsächlich einmal gegeben sein sollte, für den Zuhörer rettungslos tot.

Meist aber ist auch diese verstandesgemäße Konstruktion von einer so mageren Dürftigkeit, daß es zu einer künstlerischen Auswertung nicht hin- noch herreicht. Ein Präludium von Bach, eine Symphonie Haydns oder eine Sonate von Brahms, von Mozart: was ist das für eine unversieglich strömende, sich niemals verströmende Fülle! Wie leicht ist das alles, wie schön! Und das vermeinen die jungen „Könnner“ durch leeres Raskul zu ersetzen? Ein einziges der Themen, die jene aufwerfen und in unerhörtem Reichtum variieren, ist mehr, als alle die viel verästelten Figurationen moderner Ton-Töpferei, die nebeneinander herlaufen und schließlich doch keine Auflösung finden. Rechenexempel! — Wobei mir der klassische Ausspruch unseres Mathematiklehrers auf den mittleren Klassen einfällt, der einmal zwei, auf verschiedene Methoden errechnete verschiedene Resultate gleichzeitig gelten ließ: „Mensch, man kann es auch so rechnen. Dann kommt was anderes raus.“

Welchen Quellen entnahmen denn aber jene großen Tonschöpfer, die uns, längst Geschichte geworden, immer noch nah, als lebten sie heute, berühren, die Kraft ihres ewig gültigen Gestaltens? Worin beruht das Geheimnis, daß sie uns, unbekümmert um alle Formgesetzmäßigkeit, so streng diese von ihnen als selbstverständlich erfüllt und erfüllt ward, in Morgenfeiern der andächtig gestimmten Seele ins Grenzenlose erheben? ... Nehmen wir Bach: Auf jedes Titelblatt seiner bedeutenden Chorcompositionen hat er vornan die, ein starkes Bekenntnis ablegenden Worte „Jesu juva!“ (Hilf, Jesu!) geschrieben... Oder Bruckner: „Dem lieben Gott“ widmete er seine grandiose

Neunte. Bei beiden ist der Kern dessen, was sie in sich erfuhren und aus der persönlich erlebten Erfahrung dem Hörer mitteilen wollten, letzten Endes Andacht, Anbetung vor dem Unendlichen. Ihre Musik: eine Auseinandersetzung zwischen Mensch und Gott, dem Geschöpf und dem Schöpfer; der religiöse Glaube gewinnt bei ihnen einen ergreifenden, ja erschütternden, uns selbst in den Glauben zwingenden Ausdruck... Von Reger kennen wir seinen letzten Wunsch, kundgetan wenige Wochen vor seinem Tode in einer Beichte: „Mein einziger und heißester Wunsch ist, noch so lange zu leben, um das Vaterunser in großem Stil für Soli, Chor und Orchester komponieren zu können. Diese Gnade bitte ich mir von meinem Schöpfer noch aus. Das Amen soll der Schlußstein meines künstlerischen Schaffens sein, hier möchte ich noch alles hineinlegen, was meine Seele erfüllt.“ Krönung, Ziel, endgültig letzte Beglaubigung seines gesamten Schaffens sollte das Tonwerk werden, Bejahung vor dem, der ihm die Begnadung gab.

Was Beethoven in der Musik verwirklichen wollte, war — ganz allgemein angedeutet — ein „Bewegungsausdruck des inneren Empfindens.“ Und worin wiederum finden wir dessen zentrale Macht?... „Ich brauche einen Text, der mich anregt,“ sagt er einmal. „Es muß etwas Sittliches sein.“ — Den Schlüssel zu allem, was Haydn an Schönheit und Innigkeit aus dem Fühlen der deutschen Seele kristallisierte, gibt eine köstliche Äußerung des Siebenzigjährigen; in einem Briefe verrät er von sich, seinem menschlichen wie musikalischen Wollen, und die Frucht eines langen, schweren, aber gesegneten Lebens ist darin begriffen: „Oft wenn ich mit Hindernissen aller Art rang, die sich meinen Arbeiten entgegenstemmen, wenn oft die Kräfte meines Geistes und Körpers sanken, und mir es schwer war, in der angetretenen Laufbahn auszuharren — da flüsterte mir ein Gefühl zu: Es gibt hienieden so wenig der frohen und zufriedenen Menschen, überall verfolgen sie Kummer und Sorgen, vielleicht wird deine Arbeit eine Quelle, aus welcher der sorgenvolle oder von Geschäften lastende Mann auf einige Augenblicke seine Ruhe und seine Erholung schöpft. Dies war dann ein mächtiger Beweggrund, vorwärts zu streben, und dies ist die Ursache, daß ich auch noch jetzt mit seelenvoller Heiterkeit auf die Arbeiten zurückblicke, die ich eine so lange Zeit von Jahren mit ununterbrochener Anstrengung und Mühe auf diese Kunst

verwendet habe.“ Anderen helfen wollen, auf daß Kummer und Sorgen ihnen für Augenblicke der Ruhe und der Erholung genommen würden: das ist der mächtige Beweggrund für das Streben dieses Licht- und Freudebringers gewesen, der Grund aber auch — einer „seelenvollen Heiterkeit“, mit der er im hohen Alter auf sein Schaffen zurückblicken durfte.

Die wenigen Beispiele könnten beliebig erweitert werden. Wir erinnern nur an die sittlichen Ideen, die Mozart dem „Don Juan“ oder auch seiner „Zauberflöte“ zugrunde legte, an sein, von ihm für sich selber geschriebenes Requiem, dieses Eingehen in letzte Dinge, wie Reger es in ähnlicher Weise im Vaterunser darlegen wollte. Wir verweisen auf Webers „Freischütz“ mit dem Sieg des Guten über das Böse, die innige fröhliche Frömmigkeit, die in den Arien Agathes oder im Dankgebet des Schlußchors die wohl vollstümlichste aller deutschen Opern durchzieht. Wir gedenken an Beethovens „Missa solemnis“, die Ernstesten Gesänge von Brahms, sein Deutsches Requiem, an Wagners „Parsifal“ und das Gralsmotiv von der „Erlösung dem Erlöser“. Ihnen allen ist irgend ein Ethos das Grundfundament ihres Schaffens gewesen, ein Sittliches, das sie der Religion entnahmen, das sie in ihrem Werk der Welt und der Menschheit geoffenbart haben.

Wie nun verhält es sich dem gegenüber mit unseren Modernen? Welche Lebens- beziehungsweise Glaubensinhalte haben sie in Musik umzusetzen? ... Einer der heute meist Genannten, Paul Hindemith, an dessen Zukunftsendung in letzter Zeit allerdings — trotz des „Cardillac“ — sogar seine unentwegtesten Anhänger nachgerade irre zu werden beginnen, schreibt gelegentlich zum Finale einer Bratschensonate als Anmerkung für die von ihm gewünschte Interpretierung: „Tonschönheit ist Nebensache“. — Der häufig mit ihm auf den Programmen gemeinsam erscheinende Russe Igor Strawinsky bemerkt kritisch über die Wiedergabe eines seiner Quartette, in unverhohlener Anerkennung der feinen Intentionen genau nachkommenden Ausführung: „Es war eine richtige Nähmaschine.“ Womit er den rein mechanischen, aller Empfindung baren Vortrag der von aller Empfindung verlassenen eiskalten technischen Komposition besonders lobend herauszustreichen beabsichtigt. Um alles — ja kein Gefühl, nur keine Schönheit! Hält man die beiden Bekenntnisse, die einander ergänzen, zu-



sammen, so wird einem das ganze Elend dieses seelenlosen Musikketriebs klar, die Unmöglichkeit, daß diese, Schönheit wie Innigkeit, als handelte es sich dabei um etwas, dessen man sich zu schämen hätte, verleugnenden Konzerteilen auch nur das Ohr der Hörer, geschweige denn deren Herzen erreichen sollten. Jeder Harmonie weicht man geflüchtig, ängstlich beinahe aus, in der Furcht, dadurch traditionell, will sagen — banal zu werden. Ganze Tonleitern ist man genötigt neu zu erfinden, denn mit den alten weiß dieses Ausdrucksverlangen, dem jeglicher Ausdruck fehlt, nicht mehr auszukommen.

Dabei schreien diese Hypermodernen nach Primitivität. Genau wie die Malerei versuchen sie es, den Wochsprung über die „romanisch-gotische Kurve“ direkt zum Rhythmus der Niggerfongs und ihrer Tänze zu nehmen. Man brüllt, freischt und taumelt. Von echter Primitivität ist diese hypertrophierte Zivilisationsmusik der an sich selbst und der Weltsendung der Musik irre gewordenen Rikophonisten jedoch weit verschieden. Denn jene Niggerkultur mit ihren Jazzschreiereien, zu der diese Neutöner in Ehrfurcht, als zu einem des Schweißes der Edlen nachahmenswerten Vorbilde aufschauen, darf sich auf keine ursprüngliche Vergangenheit und reine Überlieferung berufen; sie ist lediglich ein überzüchtetes Produkt des Amerikanismus, das einer, weil selber schaffensunfähigen, so um so mehr zu grotesker Nachäffung willigen verfälschten Naturrasse aufgepfropft wurde. Das Endergebnis ist wiederum eine, aus der Weltanschauung, oder vielmehr dem völligen Mangel einer solchen hervorgegangene, durchaus negative Zersetzung, die sich eifrig bemüht, sich selber nicht weiter ernst zu nehmen. Auch hier ist die Hauptsache, daß „ruhestörender Lärm“ gemacht wird.

Das Seltsame daran ist nur, daß sie beanspruchen, von anderen ernst genommen zu werden, indem sie verlangen, daß man ihr Nähmaschinengesurre als Ausdruck, ihren Verzicht auf Tonschönheit als Offenbarung des Zeitgeists ansprechen soll. Wenn ihr mechanisiertes Musikgetue die Besucher, die so rückständig sind, von Musik etwas anderes als Nähmaschinengeräusch zu erwarten, aus den Konzertsälen und Opernhäusern verschucht, so ist das Gezeiter allemal groß über das Nichtverstehenkönnen der blöden Menge, die von jeher ihre Meister verkannte. Und noch seltsamer ist: dieses mathematische Klangfabrizieren findet

immer auch eine Gefolgschaft der Vielzuvielen, die aus Furcht, als nicht genügend fortschrittlich verschrien zu werden, sich so benehmen, als wenn sie diese Dissonanzen-Entzauberung zu begreifen imstande wären. Die Gefährlichsten unter ihnen sind jene, zur kritischen Meinungsäußerung und Heranbildung des musikalischen Geschmacks ihrer Leser bestallten Führer der in der Presse die öffentliche Meinung vertretenden „Sachverständigen“, die sich erst recht auf ein Kunstgenießertum aufspielen zu müssen wähnen und darum nach Inhalten suchen, wo keine Inhalte sind. Selber machen sie sich grotesk, indem sie vorgeben, dieses groteske Zeug sei wirklich ernsthaft zu nehmen. Statt dem unschönen Treiben in freiem Urteil entgegenzutreten und ihm von vornherein durch energischen Einspruch zu steuern, sind gerade sie es, die seine Existenz in ihrer unverantwortlichen Verantwortlichkeit unterstützen. Sie halten es für ihre vornehme Pflicht, die an sich schon Weglosen noch weiter in die Weglosigkeit zu verführen.

Noch einmal sei Siegfried Ochs zitiert, der all dieser lächerlichen Veffliffenheit, wenn auch maßvoll, so doch in ehrlichen, unzweideutigen Worten den rechten Namen gibt: „Wie die Sensation auf allen Gebieten herrscht,“ schreibt er in einem Aufsatz, „so auch auf dem musikalischen Kunst. Man tut gewiß unseren neuen und neuesten Tonsetzern nicht Unrecht, wenn man es ausspricht, daß der tosende Beifall, der sich manchmal nach der Wiedergabe ihrer Werke erhebt, zum großen Teil unecht ist. Hat es einer dieser Tonsetzer erst einmal dazu gebracht, von einem bestimmten Teil der Presse anerkannt zu sein, so gehört es zum guten Ton, sich für seine Musik zu begeistern. Ich glaube, nicht unbescheiden zu sein, wenn ich behaupte, daß es mir leichter wird, mich in einem Werk von Krenek, Strawinsky, Bartók oder Hindemith zurechtzufinden, als der Mehrzahl der im Saal anwesenden Herrschaften. Und trotzdem bedarf es bei mir doch immer eines genauen Nachprüfens des Gehörten mit Hilfe der Partitur, um dem Gedankengang und der Eigenart dieser modernen Tonsprache gerecht zu werden.“ Das ist aufrichtig herausgesagt von einem, der es sich allerdings als anerkannte Persönlichkeit leisten darf, offen und frei zu bekennen, was er beim Anhören dieser Neutönereien denkt und empfindet. Handelten alle so — wir wären vielleicht über diese Periode wenigstens der völligen Belanglosigkeit und des Karikaturulfs in unserem zeit=

genössischen Musikschaffen schon hinausgekommen. So aber dürfte das unmelodische Gelärm und Getöse wohl noch eine gute Weile lang weiter gehen, bis schließlich auch den Enthusiasten der Kakophonie das graue Elend gekommen ist.

In den Kreisen der Jüngstdeutschen selber beginnt es bereits zu dämmern. Ernst Krenel trifft, was der Musik der Gegenwart zu ihrer Daseinsberechtigung dringend notwendig wäre, in einer den Kern des gesamten Problems jedenfalls berührenden Weise, wenn er die Krise in der Musik unserer Generation klar zu legen versucht, indem er zum Vergleich mit dem heutigen Opernschaffen Richard Wagner heranzieht. Worauf beruhen Wagners Erfolge? Krenel sagt: „Die Ursache liegt darin, daß sein Werk den Gesamtinhalt tragender Ideen seiner Zeit zur Voraussetzung hat und auf seine Weise darstellt.“ Dasselbe gilt, nach Krenels Ansicht, die hier einigermaßen verschoben erscheint, in bezug auch auf Richard Strauß, von dem er behauptet, sein Werk habe als „Gesamtinhalt an tragender Idee“ — die „Hochblüte der kapitalistischen Großbourgeoisie des neuen deutschen Kaisertums“ anschaulich gemacht. Das ist ein wenig stark politisierend gedacht; als wenn die Musik jemals aus der Interessensphäre einer verpönten Großbourgeoisie oder anderer Mächtigkeitsgruppen der Parteien irgend einen künstlerischen Lebensinhalt zu entlehnen imstande wäre! Was sollte daran wohl „Bewegungsausdruck des inneren Empfindens“ sein? — Immerhin, das Wesentliche ist doch, daß Krenel eine „tragende Idee“ als unerläßlich erachtet, wofür von der Musik eine Wirkung in die Weite ausgehen soll. In diesem Sinne fährt er dann fort: „Werke der Gegenwart, die in einer ähnlichen Weise auf einem Gesamtempfinden basieren und dieses zur Darstellung bringen, werden nicht nur Erfolg haben, sondern durch ihre Wurzeln in der Zeit überzeitliche Bedeutung gewinnen.“ Das Problem bestehe eben darin, „diese Grundvoraussetzungen unserer Zeit zu empfinden und zu gestalten.“

Sehr schön. — Wie aber nun, wenn die Zeit solcher Grundvoraussetzungen ermangelt, wenn ihr Ideen fehlen, von denen man meinen könnte, daß sie einem umfassenden Gesamtempfinden wirklichen Ausdruck verleihen? . . . Wenn ihre, nun auch auf dem Gebiete der Tonkunst erwiesene, und zwar hier besonders deutlich wahrnehmbar in die Erscheinung tretende, absolut



negative Tendenz ein auf radikale Anarchie hinzielender Nihilismus ist?

Wohin und wie weit sich dieser versteigt, zu welch unerhört frechem Zynismus er selbst die Musik herabzuwürdigen vermochte, dafür seien einige Beispiele genannt. Im Hamburger Stadttheater wurde 1925 Paul Hindemiths Oper „Sancta Susanna“ gegeben, die als Text einen stofflichen Vorwurf des im Kriege gefallenen August Stramm benutzt. Es kam zu einem in der Theatergeschichte der Hansestadt, wo man an sich kaum übertrieben prude ist, beispiellosen Skandal, der in der Folge die Bürgerschaften beschäftigen sollte. Die Widerlichkeit des obszönen Ereignisses, das unter das Schandmal einer ganz verruchten Gotteslästerung gehört, mag aus der sachlichen Begründung der diesbezüglichen Interpellation ersichtlich werden. Im Mittelpunkt der Geschehnisse steht das „perverse, auf religiöses Gebiet getragene Liebeserlebnis einer Nonne“. In der Anfrage nun wurde wörtlich ausgeführt: „Die ganze Aufmachung der Handlung, die Steigerung der bühnenwirksamen Effekte, die begleitenden Stimmen der Natur und der Umwelt sind geschickt auf Spannungssteigerung berechnet; sie bereiten vor auf die Krönung der Handlung, die in die sexuelle Verirrung, die Liebesraserei einer Nonne ausmündet. Das Allerhäßlichste wird uns nicht erspart; sie wird in Beziehung gesetzt zur hölzernen Christusfigur, sinkt in die Knie und ruft dabei: So helfe mir mein Heiland gegen den eurigen! Eine unmißverständliche Antwort auf das ihr vorgehaltene Keuschheitsgelübde.“

Beethoven: „Ich brauche einen Text, der mich anregt; es muß etwas Sittliches sein.“ — Diese Meutöner sind darauf aus, sich von der Sensation unsittlicher Texte erregen zu lassen. Um bei Hindemith gleich zu bleiben: Sittlichkeit des Textes wird man auch seinem „Cardillac“ nicht nachsagen können. Die gleichfalls ungemein bühnenwirksam aufgezugene, raffinierte Geschichte des Massenmörders aus Goldgier kann unmöglich Anspruch darauf erheben, als ethischer Vorwurf gewertet zu werden, mag auch das Libretto versuchen, dem Schluß durch einen tragisch rührsamen Ausklang eine Art Weihe zu geben. Was im übrigen die Komposition dieser unheimlichen Begebenheit anlangt, so hat das willkürliche Dissonanzgewirre den musikalischen Ausdruck gefunden, der dem Gehalt des Textes entspricht; ebenso wenig wie man diesem die

„Grundvoraussetzungen das Gesamtempfinden tragender Ideen“ zubilligen kann, wird sich vom Ausdruck dieser Musik behaupten lassen, daß er „Bewegungsausdruck“ eines „inneren Empfindens“ ist. Mag der Bühnenvorgang hier und da fesseln — man schließe einmal die Augen und stelle sich, unter Ausschaltung aller szenischen Aufmachung, darauf ein, die Musik absolut zu genießen: abgesehen von ein paar interessanten Klangkombinationen bleibt nichts. Nicht einmal überzeugt der Zwang technischer Konstruktionselemente; im Gegenteil hat man den Eindruck: es könnte auch anders musiziert und gesungen werden.

Zusammen mit der den Abend nicht füllenden „Sancta Susanna“ ist dann in Hamburg Strawinskys „Geschichte vom Soldaten“ aufgeführt worden. Auch diese kitschige Frivolität läuft auf Gemeinheit hinaus. In einer verfänglichen Liebesituation der Prinzessin-Kokotte wird der Schutz und Truchsal der protestantischen Christenheit, das Lutherlied: Ein feste Burg ist unser Gott! parodiert. — Das Schaffen eines Bach, Bruckner, Reger erfuhr seine Heiligung aus der Tiefe eines zur innigen Überzeugung gefesteten, beseligten Glaubenslebens. Hier wird der Glaube in unsauberer Kampfesweise durch die Hintertüre einer billig feilen und feigen Verspottung angegriffen, und die Musik muß dazu dienen, das Ewige schamlos und flegelhaft zu verhöhn.

Ein anderer Fall ethisch moderner Musikalität: die Pantomime „Der wunderbare Mandarin“ Bela Bartóks. Die Uraufführung fand im November 1926 im Kölner Opernhaus statt. Und wiederum war der „Erfolg“ ein Theaterstandal, der, wie in Hamburg, zum Eingreifen der Behörden führte. Melchior Lengyel ist der Verfasser des Textes; über diesen und über die Komposition fällt damals die Kölnische Zeitung das folgende Urteil: „Ein Dürren- und Zuhälterstück mit Orchestertamtam“, eine „Geschmacksverirrung“, die unbegreiflich sei bei einem „dem Musikgefühl sich überordnenden Kunstverstand, der doch wohl auch ein Organ für sittliche Werte haben“ sollte. In knappem Umriss deutet der Kritiker des Blatts, Dr. Jacobs, die Vorgänge an: „Der wunderbare Mandarin ist eine chinesische Zuhältergeschichte, in der drei beutegierige Strolche ein „Mädchen“ zwingen, Liebhaber anzulocken, einen alten Kavaliere, einen Jüngling und schließlich den Mandarin. Das Wunder-

bare dieses Mandarins besteht darin, daß er vor Liebesgier nicht sterben kann, trotzdem er von den Strolchen im Bett erstickt, dann erdolcht und schließlich an der Lampe erhängt wird. Erst als die Dirne sich von ihm umarmen läßt, stirbt mit der Eier auch sein Leib.“ Schlimmer lassen sich die kolportagehaften Scheußlichkeiten wohl kaum noch anhäufen. Dazu die Musik: „Bartok hat dazu eine formlose, sich ganz nach der szenischen Entwicklung richtende atonale Geräuschkomposition geschrieben, die allenfalls in den Solotänzen des Mädchens genießbar ist, sonst aber auf größtmögliche Klangwirkungen abzielt“. . . Und abermals Beethoven: „Ich brauche einen Text; es muß etwas Sittliches sein.“

Man wird der Kölnischen Zeitung beistimmen müssen, wenn sie bedauert, daß aus diesem, in jeder Hinsicht unglaublich minderwertige Stück „so viel Arbeit, nicht zuletzt auch im Orchester“ verwandt worden sei. Mit Recht wirft sie anschließend die Frage auf: wenn schon der Komponist selber des nötigen Kunstgesamts entbehre — von sittlicher Reife darf heutzutage in „künstlerischen“ Dingen ja überhaupt nicht gesprochen werden, sonst geht ein Geizhals los —, wie sei es dann möglich, daß die für die Annahme und Aufführung dieser Sache verantwortlichen Persönlichkeiten, voran der als feiner Mozart-Interpret geschätzte Generalmusikdirektor Szenkar, dann aber auch die ihm übergeordneten Instanzen, darauf hätten „hineinschliddern“ können? — Auch uns mag es ein Rätsel sein. Aber das ist es ja eben: die Unverantwortlichkeit der im Bühnenleben Verantwortlichen, die es als Hauptschuldige dahin gebracht haben, daß Musik und Theater an zeitgenössischer Produktion, weit entfernt davon, das Gesamtempfinden tragende Ideen zu vermitteln, vielmehr einen kaum noch tragbaren Tiefstand aufweisen. Wirkliche Werte werden hintangehalten, während komplette Unwertigkeit, wenn sie mit Hilfe der Sensation einen Kassenanreiz verspricht, Türen und Tore geöffnet findet. Eine vollkommene Wiedergabe, eine szenisch jedem Anspruch gewachsene Aufmachung sollen dann dazu helfen, den Schund und Schmutz zum „Kunstserlebnis“ zu adeln, das von sich aus Seelenlose zu durchseelen, das Ungeistige im Licht der Scheinwerfer zu vergeistigen.

Was bei diesem zersetzenden Treiben in der Musik herauskommt, ist denn auch des Beginnens wert. Die Musik der Seelenlosen befindet sich auf dem besten Wege, vom — Jazz überumpelt zu werden. Von welchen tragfähigen Ideen das musi-



kalische Schaffen der deutschen Gegenwart erfüllt ist, von welchen Grundvoraussetzungen es bestimmt und geleitet wird, was den „Gesamthalt“ seiner „inneren Bewegung“ ausmacht — davon zeugt eine Begebenheit, die sich in der Reichshauptstadt zu Beginn des Winters 1926 ereignete. Der Bericht darüber ist — einem französischen Blatt entnommen, der Pariser Theaterzeitschrift „Comœdia“: „Stirbt die Achtung vor den großen Männern in Deutschland?“ lautet die Überschrift. Darunter heißt es: „Man wird es glauben müssen, denn noch vor wenigen Jahren hätte man einen Vorfall, wie wir ihn berichten wollen, für unmöglich gehalten. Die Deutschen verehrten ihre großen Männer in fast übertriebener Weise... Besonders was Wagner betrifft, so herrschte ein wahrer Kult. Aber jetzt hat der Dirigent eines der elegantesten Kaffees in Berlin, des ‚Kaffee am Zoo‘, den Pilgerchor aus dem Tannhäuser zu einem Charleston umkomponiert. Jeden Abend spielt er mit seiner Jazzkapelle diesen Tanz, und die jungen Paare tanzen mit besonderer Begeisterung und Hingabe, indem sie murmeln: Ah! Wagner. Welch ein Genie!“ Damit wird einer sich selber schändenden Geschmacklosigkeit und Verrohung in der Kritik einer ausländischen Zeitschrift, die in dem nicht gerade auf tragfähige Ideen der Sittlichkeit eingeschworenen Paris erscheint, der verdiente Schlag ins Gesicht gegeben.

Die Verwirrung der im Materialismus verharrenden Zeit erfährt im Pilgerchor-Charleston ihren Sieg, ihre Krönung. Doch sind wir auch hierbei keineswegs stehen geblieben, vielmehr in den seither verflossenen zwei Jahren um ein beträchtliches Wegstück weiter gekommen. So wurden uns im Dezember 1928 die ersten Weihnachtslieder mit Jazzbegleitung beschert, und Anfang 1929 sang man in Kaffeehäusern Lutherchoräle zu zotigen Texten. All das aber sind nicht Einzelercheinungen der mit der Entartung des Gemüts verbundenen neuzeitlichen Musikentartung, sondern geradezu typische Äußerungsformen dieser geist- und gnadenlosen Epoche, die, weil sie keinen eigenen „Gesamthalt“ aufzuweisen imstande ist, den einen Hauptzweck fanatisch verfolgt, den Ideengehalt vorausgegangener großer Traditionen durch Herabsetzung und Entstellung gleichfalls der allgemeinen Vernichtung anheim zu geben. Damit ja nichts übrig bleibe, was überhaupt noch lebenswert ist. So wirkt der Nihilismus sein sich selber Ent-

denken entscheidend auch in der Musik aus. In ihr nimmt die „Entzauberung“ der Epoche eine entsezensvolle Bedeutung an.

Diese „Entzauberung“ wird zum Symbol in Kreneks Oper „Sonny spielt auf“, wo die Tamtamkultur des Niggers, die Jazzmusik eines Farbigen den Sieg davonträgt über Europa und seine weiße Rasse: „Es kommt die neue Welt übers Meer gefahren mit Glanz und erbt das alte Europa durch den Tanz.“ In Musik gesetzte Ethik unserer hinfälligen Zeit. Zahlreiche deutsche Opernhäuser stürzen sich, Rasse witternd, auf diese künstlerische Kulturoffenbarung und machen sich deren Nigger- und Jazzmoral damit persönlich zu eigen, helfen selber an ihrem Teil, das alte Europa „glanzvoll beerben“. Gegenaufrufe und Protestversammlungen, deren eine der Direktor der Musikhochschule Berlin, Professor Dr. Hans Joachim Moser, einberief, haben das negative Ergebnis einer noch frecher betriebenen Weiterverbreitung jener in Musik gesetzten Geschmacklosigkeit. Denn außer dem deutschen Inland reißt sich darum fast die gesamte zivilisierte Welt. Alle Nationen wetteifern darin, „Sonny“ zu einem, in der Musikgeschichte der Gegenwart einzig dastehenden Triumph zu verhelfen. Ungarn gibt die Oper in Budapest; in Frankreich folgen dicht hintereinander Erstaufführungen in Paris, Lyon, Marseille, Nizza und Monte Carlo; Genf schließt sich an, Moskau und Leningrad dürfen in diesem für den Erweis der Verrottung des westlichen, bourgeois entnerzten Europa vorzüglich geeigneten Falle nicht fehlen; auf polnisch kommt „Sonny“ in Lemberg heraus, serbisch in Belgrad, slowenisch in Ljubljana und in flämischer Sprache zu Antwerpen. Alle sind sie dabei, das dem letalen Ausgang entgegenstehende morbide Europa in glanzvoller Aufmachung zu beerben. Und, wie allenthalben, wo etwas zu erben ist, will auch der neue Kontinent teilhaben an des alten Europa pompösem Leichenbegängnis: Anfang 1929 tut Amerika dem niggerjazzenden Sonny die Pforten seines stattlichsten und berühmtesten Kunstunternehmens auf; als Eroberer hält er festlichen Einzug in die Metropolitan-Oper zu Newyork.

Mittelbar jedenfalls mit der, in „Sonny spielt auf“ erreichten Verjazzung unserer Zivilisation hängt noch ein anderes, die Tatsache des allgemeinen Musikschwunds typisch erhellendes, bedeutungsvolles Ereignis zusammen: an dem von einem nicht unbeachtlichen Tonschöpfer, Bernhard Sekles, geleiteten Hoch-

sehen Konservatorium zu Frankfurt am Main wird der Jazz zum offiziellen Lehrfach erhoben! — Zu dieser Entwürdigung deutscher Musikerziehung hat der bekannte Dirigent und Präsident der Akademie der Tonkunst in München, Professor Dr. Siegmund von Hausegger, in einem „Schmutztransfusion“ überschriebenen Artikel das Wort ergriffen, in dem er die Dinge beim wahren Namen nennt: „Endlich,“ so beginnt die temperamentvolle Auslassung, „ist das lang erwartete und ersehnte Ereignis eingetreten: Der Jazz wurde zum akademischen Lehrfach erhoben! . . . Wie herrlich und groß ist die Huldigung, die damit jenem allbeherrschenden, in sich unfehlbaren Zeitgeist erwiesen wird, wie wertvoll desgleichen die Erkenntnis, daß ein Lehrinstitut nicht nur die Aufgabe hat, ernste Kunst zu pflanzen . . . Und nun soll gar unserer erlahmten deutschen Musik mit ihren verblaßten Sammergestalten, als da sind Bach, Beethoven, Mozart, Wagner, Bruckner, die Rettung durch die vitale Rhythmik bauchtanzender Neger kommen. Man bleibe nicht auf halbem Wege stehen! Zur Tanzmusik gehört der Tanz selbst. Man errichte auf den Hochschulen für Musik Sonderklassen für Foxtrott, Shimmy, Charleston usw. Erst dann wird es gelingen, der neuen Musik jene Triebhaftigkeit unverbrauchten Niggertums einzulösen, deren sie so dringend bedarf . . . Im Ernst, man kommt aus dem Staunen darüber nicht heraus, daß ein Lehrinstitut vom Range des Hochschen Konservatoriums, ein Tondichter wie Bernhard Sekles, dem wir so manches wertvolle und gediegene Werk verdanken, sich bereitwillig dem erbärmlichsten aller Götzen, der Zeitmode, beugen und damit die Verwirrung der Geister auf den Höhepunkt treiben wollen . . . Beim Jazz mit seiner animalisch brutalen, keineswegs aber in höherem Sinn irgendwie reizvollen Rhythmik handelt es sich nicht einmal um reine, sondern um eine Volksmusik, die durch amerikanisches Großstadtwesen verderbt und vergemeinert wurde. Für solche Schmutztransfusion danken wir!“

Schmutztransfusion in Musik — als Verbeugung vor dem „erbärmlichsten aller Götzen“, der Mode einer entgotteten und in Entartung verkommenen Zeit . . . Damit kehren wir zu dem eingangs erwähnten Urteil des Generalmusikdirektors Gustav Brecher zurück, der von dieser Zeit sagte: „Aber der Geist unserer Zeit konnte, kann wohl überhaupt in Musik keinen Ausdruck finden.“



## Sechstes Kapitel

# Die Welt der Realität

### 1. Die satanische Frage der Zufallsmehrheit

Das Gesamtbild der geistigen und seelischen Krise, in der unsere Gegenwart steht, wie in einer Krankheit zum Tode begriffen, wäre unvollständig, wollten wir eine der wichtigsten, ja, für die Kulturgestaltung der Zeit die vielleicht wichtigste Lebensgesetzmäßigkeit außer acht lassen, die des Staats. In der Betrachtung erst dieser, für die Daseinsführung überhaupt die Voraussetzung ergebenden Realität nimmt die Weltgestaltung jenen umfassenden Umriss an, der für eine allseitige und erschöpfende Wertung der Epoche erforderlich ist.

Wir wollen uns dabei jeder übertriebenen, auf den Blickpunkt festgebissenen Schwarzseherei enthalten und es in diesem Sinne durchaus nicht leugnen, daß, wenn wir die Geschehnisse von jenem Höhepunkt aus zurück überblicken, der in Kriegszusammenbruch und Revolution erreicht worden ist, eine seither in mancher Beziehung unstreitig eingetretene Vesserung und Wiederfestigung der Verhältnisse konstatiert werden darf. Mancher, vor noch zwei bis drei Jahren ziemlich fern gelegene Silberstreifen am Horizont ist uns näher gerückt, an Lichtausstrahlung breiter und intensiver geworden. Andererseits können und dürfen wir aber auch bei der Würdigung eines weiten Entwicklungsverlaufs uns nicht allzu eng an den augenblicklichen Stand der Dinge halten; wir müssen vielmehr versuchen, die Folgerichtigkeit der Geschehnisse aufzudecken und aus der so gewonnenen Klärung eine Einsicht zu erhalten in das, was sich in Zukunft bereiten wird. Ein paar Jahre oder selbst ein Jahrzehnt spielen im großen Prozeß des Weltgeschehens eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle. Wir werden uns hüten müssen, unsere Wertung von Tageszufälligkeiten abhängig zu machen, wie sie ständig im Fluß sind und heute die, morgen jene Wandlung annehmen können. Einzelheiten werden insofern in den folgenden Ausführungen nach Möglichkeit

tunlichst vermieden, auf daß nur das Wesentliche der allgemein typischen Züge des Staaten- und Weltbilds erscheint.

Zuerst fällt der Blick auf Deutschland. Ganz gewiß, gegenüber den ersten Jahren nach Krieg und Revolution ist ein recht beträchtlicher Fortschritt zu verzeichnen gewesen. Die furchtbarsten Fieberkrämpfe eines aus Verzweiflung in die Selbstvernichtung getriebenen Volkes haben wohl ausgerast. Gleichwohl verriet der zu Berlin inszenierte blutige Putsch staatsfeindlicher Elemente in den ersten Maitagen 1929, daß unter dem Boden des Reichsgebäudes nach wie vor heimliche Brände des Hasses schwelen. Die tragische Episode erinnerte eindringlich an jene grauenvollen, entsetzlichen Tage, Wochen, Monate nach dem Umsturz, wo entfesselte Horden grölend die Straßen durchzogen und Gut und Leben der Bürger bedrohten. Schützengelände, Maschinengewehrfeuer, Artilleriegefechte und Handgranatenkämpfe mitten im Land, im Herzen der Städte. Überfälle und Geiselmorde. Das Reich durchsetzt von bolschewistischen Elementen, nahe daran, selber eine Provinz, ein nach Westen vorgeschobener Posten der Sowjets zu werden; zerspalten in zwei, wo nicht gar mehrere feindliche Lager, die einander mit grimmerem Haß befehdeten und verfolgten, als bislang den äußeren gemeinsamen Gegner im Felde. Vordem: ein Volk, ein Wille, die Heimat zu schützen gegen den Anprall ringsum brandender Übergewalten — jetzt ein Zerfall, ein gegenseitiges Sichzerfleischen. In der weiteren Folge: die vielen wechselvollen Krawalle und Putsche von rechts und von links, die das staatliche und das Leben der Wirtschaft, soweit es nicht bereits durch den Krieg zerrüttet und ausgelöscht war, in einen immer gewaltiger anschwellenden Niedergang mit hineinreißen mußten.

Die ganze, scheinbar unaufhaltsam dem Abgrund entgegenrasende Ungeheuerlichkeit einer Inflation steigt nochmals vor uns herauf, wie kein Land und kein Volk sie jemals derart lähmend und schreckensvoll gekannt und erfahren, dieser zuletzt tagtägliche, ja stündliche Absturz der Währung ins Bodenlose, gegen den die berühmte Assignatenmiswirtschaft der französischen Revolution ein Kinderspiel war. Wer nennt die Zahl ihrer Opfer, wer die der Hyänen auf der blutigen Walfstatt der Volksverarmung und des völligen Volksbankrotts, dieses ungeheuerlichen, gewissenlos betriebenen Volksbetrugs, die aus

dem Unglück der anderen sich selbst zu bereichern, im Erliegen der Massen persönlich hochzukommen verstanden. Jeder Tag e i n Leid, e i n e Qual, e i n e Sorge und Angst vor dem, was schon die nächste Stunde heraufbringen werde. E i n Erliegen, e i n Schrei um Erbarmen aus der Tiefe unsäglich, kaum noch tragbarer Pein — e i n Nichterhören und rücksichtsloses den anderen Überrennen, e i n irrsinniges und verruchtes sich vorwärts Stoßen und Drängen, und sei es über den zu Boden geworfenen Nächsten hinweg. Ein Triumph des Materialismus und der Entgottung, wie er abscheulicher und grotesker nicht gedacht werden mag; die Karikatur jenes Übermenschentums, dem Nietzsche gebot, über den eigenen Kopf und das eigene Herz hinwegzusteigen, auf daß der Übermensch lebe. Nun lebte die Lebenslehre des Einsiedlers von Sils Maria sich aus — anders freilich, als er in seiner überheblichen Einsamkeit es sich hatte träumen lassen, in der er sich selber zum Ecce homo erhöhte. Seine Ideen — in der Praxis der Massen ward eine vollendete Parodie daraus.

All das liegt hinter uns. Was aber ist geblieben? — Nur einige, allen mehr oder weniger vertraute Erscheinungsformen unseres gegenwärtigen Daseins brauchen wir aufzurollen: Das Elend im Gefolge der Deflation, die durch die Wiederfestigung der Währung keineswegs behobene Wirtschaftskrise, verbunden mit Arbeitslosigkeit und weiterer Verarmung; jenes, das Verbrechen der Inflation hinterher noch einmal sanktionierende, kaum minder empörende Unrecht einer Aufwertung, die willkürlich den einen beraubte, um dem anderen zu geben. Den vom Staate Entrechteten und Enterbten, die als sogenannte Kleinrentner eine farge, ihnen oft genug — man frage in ihren Kreisen! — unfreundlich dargereichte Unterstützung beziehen, die in keinem Verhältnis steht zu der ihnen auferlegten Verarmung, gewährt im Dezember 1927 der Deutsche Reichstag, der eben die Erhöhung der Beamtengehälter erledigt hat, großmütig eine Sonderbeihilfe zum Weihnachtsfest — in Höhe von drei bis neun Mark.

Und über der Volksnot thronend der Göze Mammon, das ein paar Wenigen jedwedes Prassen und Schwelgen gewährende Geld, die Geist und Seele in einem sinnlosen Gelächter erwürgende Macht eines niemals in der deutschen Geschichte mit solcher Brutalität und solcher Schamlosigkeit herrschend ge-



wesenen Kapitalismus, der sich bestrebt zeigt, Seele und Geist der ihm Unterworfenen in Fesseln zu legen, in Verbindung mit offener und auch geheimer Bestechlichkeit, einer Bevorzugung einzelner Gruppen, einer Günstlingswirtschaft der sich gegenseitig Hand in Hand den Profit zuschiebenden Futtertruppenempfänger. So ist es und wird bis auf weiteres bleiben. — Ein Bild, das anmutet wie eine Verwirklichung jenes „untröstlichen“ Zustands, den uns der Prediger Salomo schildert: „Ich wandte mich und sah an alles Unrecht, das geschah unter der Sonne; und siehe, da waren Tränen derer, die Unrecht litten, und hatten keinen Tröster; und die ihnen Unrecht taten, waren zu mächtig, daß sie keinen Tröster haben konnten.“

Das einige Deutschland zerklüftet in viele Haupt- und Nebenparteien, aus deren Reihen die Unzufriedenen von Zeit zu Zeit sich herauslösen, um ihrerseits eine neue Partei zu begründen. Vor jeder Wahl ein werbendes Vielversprechen und hinterher wenig oder nichts davon halten, weil jede Gruppe von Volksvertretern nur ihre engsten, selbstischen Interessen verfolgt und keine den Blick auf das große Ganze richtet. Ein politisches Treiben, in dem der eine den anderen verdächtigt, wobei jedes Mittel recht ist, den Gegner mit Verleumdung anzuspeien und herabzusetzen, weil keiner vom andern das Beste, sondern immer das Schlechteste denkt, jeder sich darauf einstellt, den Wahrheitsfern in der Überzeugung dessen, der nicht mit ihm geht, stirnhart um alles ja nicht anzuerkennen. Weil der Zwang der Partei, der „heilige Egoismus“ der eigenen, von der gleichen Hürde umfriedeten Herde die Achtung vor der Ehrlichkeit auch des anders Gesinnten von vornherein ausschließt und dazu zwingt, allein im Bannkreis des selber geschaffenen Dogmas selig zu werden. Ein widerliches und heuchlerisches Getue, in dem der, dem deutschen Volk als Erlösung bescherte Parlamentarismus von ihren Pöstchen gut genährter Vertreter, die das Volk sich erwählte, als ein Zerrbild erscheint jeder echten würdigen Volksvertretung.

In einer viel angefeindeten, weil absichtlich falsch verstandenen, in verlogener Entstellung, wobei man Fegen aus dem Gesamtzusammenhange herausriß, wiedergegebenen Predigt, die der Domprediger Dr. Döhring in Berlin am 5. Januar 1925 zur Eröffnung des Deutschen Reichstags und des preussischen Landtags gehalten hat, sprach er von der „satanischen Frage der Zufallsmehrheit“, die nichts zu tun wagt, bevor sie nicht ab-

gezählt hat, wieviel Stimmen dafür und wieviel Stimmen dagegen, die sich hohnlachend über weittragenden Entschlüssen erhebt: „Und nun opfert man diesem Moloch Hekatomben von Menschenschicksalen und Menschengewissen und scheint gar nicht zu ahnen, welch ein widerwärtig grausames Spiel man mit der Seele des deutschen Volkes spielt, indem man sie dem blinden Höddur solchen Zufalls ausliefert. Wahrhaftig, man müßte ein Herz von Stein im Leibe haben, wollte man nicht unserer Nation aus glühendster Seele wünschen, daß sie erlöst werde von dem Götzendienste der Zahl und sich bekehre zu dem Gott des Geistes. Oder hätte Christus umsonst Geist und Wahrheit zusammengestellt? Darum, ihr Volksvertreter, soweit ihr an den lebendigen Gott glaubt, sorgt dafür, daß heiliger Geist zu wehen beginne in den Parlamentshallen, ehe wir samt und sonders an der Pestilenz der Zahl gestorben sind.“ Und er richtete an die Abgeordneten die Aufforderung: „Habt den Mut, unpopulär zu sein! Fürchtet ihr euch jedoch vor der Paradoxie, die in dieser Mahnung liegt, so habt ihr bereits den Beweis geliefert, daß ihr jeder Führer- und Retterqualität ermangelt.“

Dieser Beweis ist erbracht. Vom Wehen des Geistes, ganz zu schweigen des heiligen Geistes, ist bis heute in den Parlamentshallen wenig zu spüren gewesen. Und das mag vielfach die Schuld des Versagens der Einzelnen sein, die es nicht wagen, eine persönlich als Wahrheit erkannte Meinung nachdrücklich zu vertreten, mit ihr zu stehen oder zu fallen, wenn die Majorität der Zahl ihres engeren Klüngels es anders nicht ausgehen läßt. Aber die Hauptschuld liegt doch in dem ganzen mißratenen System eines Parlamentarismus, der ein klares, entschiedenes Entweder — Oder gar nicht aufkommen läßt, und wo es sich etwa aus besserer Einsicht erheben möchte, in seinen Reihen einfach nicht duldet. Er ist die Weisheit der in die gleiche graue Wolle gekleideten Herde, die nach allen Seiten hin feilscht und kompromittiert, um sich möglichst nah an den Futterkasten heranzuschieben. Darum dieses halbe und nachgiebig feige Paktieren, dem jede Erleuchtung fehlt, weil jeder, der dem anderen etwa die Wege verbaut, gewärtig sein muß, zur Vergeltung aus der Gemeinschaft des nahrhaften Krippenempfanges selber ausgeschlossen zu werden. Die Furcht, am Gabentisch übergangen zu werden, läßt dann auch die Einzelnen der Führer- und Retterqualitäten verlustig gehen. Und so

kommt es, daß die Zahl der kompakten Majoritäten entscheidet, obgleich jeder weiß, daß Verstand stets bei wenigen nur gewesen ist. Erfahrene Lebensflugheit gebietet, daß man sich „auf den Boden der Tatsachen“ stellt, denn wer nicht mitmacht, der läuft Gefahr, nicht nur seine wohlerfessenen Diäten, sondern auch jede Anwartschaft auf die Zukunft hin zu verlieren, wenn einmal erst die eigene Partei zur Entgegennahme der guten Gaben an der Reihe sein sollte, und bessere Pöstchen für ihre Anhänger winken.

So wie der Parlamentarismus seinem Wesen nach ist, kann und darf die Persönlichkeit in ihm um alles nicht eine überragende Bedeutung gewinnen, als seinen schlimmsten Feind stößt er sie aus; daher sehen wir, daß gerade die Besten abseits stehen, die es ablehnen, sich dem Dogma irgendeiner Parteidisziplin ohne eigenen Willen zu unterwerfen. Nicht der Mann gilt und nicht der Charakter, sondern allein das Programm, von dem der genannte Dr. Döhring bei anderer Gelegenheit treffend bemerkte: als der lebendige Gott die Tat geschaffen habe, sei flugs hinterher des „Herrgotts Affe“, der Teufel, gekommen und habe das Programm erfunden. — Ein prächtiges Wort! Das Programm: die Erziehung zur Unselbständigkeit der ewig Stützungsbedürftigen, die der Gefahr aus dem Wege gehen möchten, die darin liegt, sich ganz für etwas zu entscheiden, die volle Verantwortung für Rede und Handlung tapfer auf sich zu nehmen. Das Programm: eine andere Ausdeutung der Ellen Key aus dem „Jahrhundert des Kindes“, dort angewandt in bezug auf die Schule, kommt einem in den Sinn — es ist „die kollektive Verdummung, die durch den starken Meinungsdruck entsteht, den die Herde ausübt“. Auf jeden Fall zeigt sich, daß der Satan der Zufallsmehrheit, des „Herrgotts Affe“, der das Programm erfand, nicht nur ein böser, sondern zugleich auch ein sehr dummer Teufel ist.

Denen freilich, die sich in Taten und Worten — vor allem natürlich in Worten, denn Taten stellen sich in der Regel wohl kaum jemals ein — zu ihm bekennen, zahlt die Zahl den gebührenden Lohn. Das Volk verarmt, der Mittelstand niedergebrosen, die unteren Klassen in einem größeren Elend denn je zuvor, ein und eine halbe Million, bisweilen auch noch darüber, von denen die Mehrzahl zur Arbeit willig sind, wenn sie nur Arbeit bekämen, untätig auf der Straße; die Tränen der



Kriegshinterbliebenen, der Witwen und Waisen, der um Habe und Gut gebrachten Opfer der Deflation nicht getrocknet, weil es, wie die Regierungen und die Parteien versichern, am Nötigsten fehlt — am Geld. Demgegenüber sind Mittel genug vorhanden, 2250 Parlamentariern, bei deren Wirksamkeit wenig an positiven Werten herauspringt, für Abfäßen oder auch Reden einen recht auskömmlichen Unterhalt, mit allen erdenklichen Vergünstigungen obenein, zu gewähren.

Dazu, wie der zwecks Sparmaßnahmen eingesetzte Rechnungshof feststellen mußte, eine vielfach, bis in die obersten Staatsbehörden hinein, recht ansehbare Etatmoral. Von dieser behauptete das „Berliner Tageblatt“ in seinem Handelsteil unter dem 4. Juli 1929, sie sei „offenbar ebenso gesunken, wie in vielen Kreisen die Steuermoral“. In Kleinigkeiten ist man genau, aber „die Furcht vor dem Regreß scheint nachzulassen, wenn das Objekt 50 RM. überschreitet, und sich völlig zu verflüchtigen, wenn die 10 000 RM. überschritten werden. Bei hohen Summen gibt es offenbar nur noch Meinungsverschiedenheiten und keine Verletzung klarer, eindeutiger Vorschriften mehr.“ In dieses Kapitel gehören Umbauten oder Neueinrichtungen amtlicher Gebäude, in einer Ausführung, die der Verarmung des deutschen Volkes absolut nicht entspricht, Ausgaben, die zum Teil zwecklos und im Etat jedenfalls nicht gedeckt sind. Merkwürdig berührt auch die Kritik mancher sogenannten Einnahmequelle, die der Rechnungshof gleichfalls nachgeprüft hat. „Unter dem Einfluß von Kriegs- und Inflationsideen scheinen doch recht viele Gefälligkeiten erwiesen zu werden, viel künstliche Auslegungen stattzufinden, die mit korrekter Amtsführung unvereinbar sind. Es wurden z. B. Dienstwohnungen nicht als solche gegeben, sondern billig vermietet, wodurch der Inhaber aus der Differenz zwischen Miete und Wohnungsgeld einen Gehaltzuschuß als Plus zu verzeichnen hatte.“

Sparmaßnahmen? — Ein an sich gebotenes, in der Theorie ganz vernünftiges, in der Praxis freilich recht rigoroses Spar- und Abbausystem wird durchgeführt, bei dem das Sparen nur in den unteren Regionen sich als notwendig erweist, während ganz oben enorme Spitzengehälter und sogenannte Leistungszulagen, wie sie die Vorkriegszeit nicht einmal kannte, als zur würdigen Repräsentation im verarmten Deutschland eben ausreichend erachtet werden. All das unter stillschweigender Dul-

derung der einander lächelnd zuzwinkernden Auguren. Allenfalls schwingt man sich zwischenein zu einer emphatisch rhetorischen Leistung auf, die den Eindruck erwecken soll, als wenn man mit diesem System der verständnisvollen Begünstigung nicht einverstanden wäre. Ein paar schöne Phrasen, zum Fenster hinaus gesprochen, wobei man dessen gewiß ist, daß sich die Zufallsmajorität letzten Endes denn doch für die Aufrechterhaltung dieses, allseitig als beförmlich empfundenen Zustands entscheidet.

Es ist bitter nötig, diese ganzen absurden Verhältnisse in ihrer Verfahrenheit aufzuhellen. Oft genug ist es allerdings schon geschehen, ohne daß irgendein Wandel bislang sich hätte vollziehen können, weil die, bei denen die Möglichkeit läge, „zu mächtig sind“. Stets eben ist in der Welt das Unrecht tun gewaltiger denn das Unrecht leiden gewesen, wenn man sich auch wohl kaum jemals so wenig bemüht zu fühlen, es nach außen hin wenigstens zu umschleiern. Seit der Revolution sind ungezählte neue Gesetze erlassen worden, und fast niemand kennt sich in ihnen aus, wie denn überhaupt Recht und Gesetz — man denke an die Verordnungen über die Aufwertung — im allgemeinen derart unklar gehalten sind, daß es dem gewöhnlichen Laienverstand nahezu unmöglich gemacht ist, eine deutliche Meinung aus diesen widerspruchsvollen Konglomeraten, in denen der eine Paragraph den anderen aufhebt, herauszulesen. In dieser verzwickten konstruierten Gesetzesmaschinerie, in der die Räder oft schrill gegeneinander reiben, ist ein Gesetz übersehen, das obenan hätte stehen sollen und müssen — jenes einst an die Ordensritter gerichtete erste Gebot: „Dir ist befohlen der arme Mann!“ Das ist in keinem Gesetzbuch verzeichnet, weil — es nicht in die Herzen geschrieben ist. In denen ist es niemals gewesen, nicht — was wir früher betonten — in den sozialen Strömungen der, oberflächlich betrachtet, beinahe vollkommenen Glanzzeit vor Krieg und Revolution, und noch weniger nach dem Umsturz, der es trotz aller maulvoll proklamierten Menschenrechte — Brot, Friede, Arbeit, freie Bahn für den Tüchtigen, und wie alle sie heißen mögen — mit der Erfüllung dieser einfachsten sittlichen Pflicht in nichts ernster genommen hat.

Nein, nicht die *M ö g l i c h k e i t* zum Gerechtsein fehlt — der *W i l l e* ist nicht vorhanden. Zeugt es etwa von gutem Willen, wenn unsere Regierungen und unsere Parteien all diesem

Elend und dieser Trostlosigkeit gegenüber, im ganzen genommen, passiv versagen? Erschütternde Beispiele für die materielle und seelische Volksnot liefert die Selbstmordstatistik: In ihr steht Deutschland mit 26 Fällen von Freitod auf je 100 000 Einwohner unter den Ländern Europas neben Ungarn und der Tschechoslowakei an oberster Stelle. Am schlimmsten kommt diese Form der Volksverzweiflung naturgemäß wiederum in den Großstädten zum Ausdruck, so daß Berlin mit 50,2 Selbstmorden auf 100 000 Einwohner in der gesamten zivilisierten Welt die Spitze einnimmt. Zwei Beispiele nur: 1925 ist es in der Reichshauptstadt während einer einzigen Woche zu 74 Selbstmorden gekommen, und in der ersten Oktoberwoche 1928 zu 68, die in der Mehrzahl auf wirtschaftliche Not und Arbeitslosigkeit zurückzuführen waren.

Ein genaues Material für den Zeitraum des letzten Vierteljahrhunderts brachte Hamburg zusammen. Im Jahre 1900 wurden 207 Selbstmorde begangen; 1925 waren es bereits 476. Wenn man dabei nun auch berücksichtigen muß, daß die Einwohnerzahl in der gleichen Frist eine Zunahme von 800 000 auf 1 100 000 erfahren hat, so steht doch dieser Zuwachs von 38 Prozent in keinem Verhältnis zu der durch die Selbstmordziffer bezeichneten Elendskurve.

Ein paar Zahlen aus der ungeheuren Schuldsomme einer ins Grenzenlose angestiegenen Volksverzweiflung. Ward das Gewissen geweckt? Immer wieder ist von den Parteien, zum Zweck des Stimmengangs, v o r der Wahl das Blaue vom Himmel herunter versprochen worden; h i n t e r hat man sich — dieser Vorwurf trifft a l l e ! — jedesmal mit mehr oder minder Geschick der eigenen Verantwortung dadurch entzogen, daß man achselzuckend, mit einem bedauernden: Ja, w i r k ö n n e n nicht! auf die a n d e r e n verwies, die kompakten Majoritäten, und sich auf den „Boden der Tatsachen“ ohne Taten hinüberzuretten verstand. Ein Wort des Schwedenkönigs Gustav Adolf mag — derb zwar, aber auch wahr — die gesamte Sachlage kennzeichnen. Als seine Unterführer ihn darauf verwiesen, daß der Boden gefroren sei, und die Operationen deshalb nicht fortschreiten könnten, erwiderte er, so wird berichtet: „Für faule Schweine ist der Boden stets gefroren!“ Wenn nämlich, so darf man ergänzen, der Tat der sittliche Antrieb eines als Ideal begriffenen Ethos fehlt. Der ideallöse „Boden der



Tatsachen“, auf dem man nie weiter kommt, wird immer gefroren sein. Angesichts dieses tagtäglich wiederkehrenden, kaum verhohlenen Mangels, fragt man sich, wie soll es anders und besser werden, wie auf der Basis der Ungerechtigkeit und des Unrechts, das keinen Tröster findet, das Reich neu entstehen? Wo das Grundfundament brüchig ist, kann aller viel verheißene Wiederaufbau stets eben nur — eine neue „Stadt in den Wolken“ werden, die nicht minder hinfällig ist, als jede, die ihr vor- auf ging. Denn der Geist, der sie baut, ist der nämliche — heute wie einst; um ein Paradoxon anzuwenden: der Geist der Materie.

Aber fast niemand erwartet ja auch eine Hebung der Lage aus der Berücksichtigung der von Ethos und Religion gebotenen Pflichten. Als ob durch Glauben und Sittlichkeit, die Betätigung einer moralischen Handlungsweise, die sich des rechten Weges aus der Stimme des Innern, des Gewissens heraus bewußt ist, auch ohne das Gestrüpp die staatliche Ordnung regelnder Paragraphen, wesentlich etwas zu bessern wäre! Nein, das glaubt man nicht. Der Denz und Sehweise unserer rein materialistisch eingestellten, rein diesseitig dem Mammonsdiensft unterworfenen Epoche entspricht es völlig, alles Heil, nachdem der politische Glaube versagte, von der Wirtschaft her zu erwarten. Zur Zeit ist der Glaube an sie zu einem modernen Schlagwort geworden, dessen Nennung allein schon genügt, daß die Augenbrauen sich achtungsvoll wichtig hochziehen, und die Herzen gleich höher schlagen. Die Wirtschaft, die große Alles- vollbringerin, der man zutraut, daß sie selbst Berge versetzen und die Zukunft des Menschengeschlechtes bestimmen könne. Sie — das Allheilmittel, das ganz gewiß helfen wird, wo alle anderen versagen.

So sind es wirtschaftliche Notwendigkeiten, welche die Völker, die einander am liebsten erwürgen möchten, an den Verhandlungstisch zwingen und dahin bringen sollen, einträchtig nebeneinander zu leben in ewigem Frieden. Da sich ja doch als Ergebnis des hinter uns liegenden Weltkriegs herausgestellt hat, daß der Bankrott der Unterlegenen und nunmehr Verflakten keineswegs, wie die Siegernationen ursprünglich erhofften, den herrlichen Aufstieg der Überwinder bedingt. Im Gegenteil hat man recht bitter erfahren müssen, daß ein gar tief begründeter Unterschied zwischen dem Schicksal der Sieger und der Besiegten

durchaus nicht besteht. Ein paar Gebietsteile konnte man abtrennen oder auch rauben, im übrigen aber ist das erwartete große Sattessen am errafften Futtertrog ausgeblieben: der Verfall einiger Großmächte war aus dem Zusammenhang des europäischen Wirtschaftslebens nicht, wie man es sich so schön ausgemalt hatte, herauszulösen. Es kam nicht ganz so in diesem va banque-Spiel, daß der Verelendung der Verlierer die Überfüttigung der Gewinner die Waage hielt. Trotz aller Bedrückung durch frisch von der Leber weg als „heilig“ erklärte, in Wahrheit höchst perfide „Sanktionen“ gelang es nicht, aus der diktierten Fronleistung ein angemessenes Äquivalent der eigenen Verluste herauszupressen, weil, was in über vier Kriegsjahren an Material vernichtet wurde, aus dem Besitzstand des Weltvermögens nun einmal unwiederbringlich verschwunden ist. Die in Höhe von 1090 Milliarden anzusetzenden gesamten Verluste — eine trotz Inflationsgepflogenheiten hypertrophische Zahl, deren wahre Realität kaum vorstellbar ist — sind im unergründlichen Abgrund des allgemeinen Zusammenbruchs restlos versunken; was nicht mehr da ist, kann durch keine Kraftanspannung wieder herbei geschafft werden.

Ein Aufsatz über die „Ursachen der Teuerung“ von Dr. Oskar Goetz-Heidelberg legt dieses, für das Welt-, im besonderen für das europäische Wirtschaftsvermögen maßgebliche Verlustkonto in genauen Daten anschaulich und überzeugend dar. Nach den Ergebnissen der neuesten Forschung berechnet der Verfasser die „direkten Kriegsausgaben der Entente“ mit 711 Milliarden Goldmark, die der Mittelmächte mit 379 Milliarden, wobei das Zahlenverhältnis für das Aufgebot der beiden einander gegenüberstehenden Mächtegruppen an sich schon interessant ist, indem der Aufwand der Feindbündestaaten beinahe das Doppelte dessen beträgt, was die Verbündeten Mitteleuropas einzusetzen imstande waren. Der Begriff der Übermacht tritt auch hierin deutlich hervor. Von dieser ungeheuerlichen Summe entfallen auf die Vereinigten Staaten nur etwa 140 Milliarden, weitere acht auf die anderen überseeischen Länder; das Hauptdebet von 942 Milliarden geht ausschließlich zu Lasten Europas, „dessen Wirtschaft um diesen Betrag ärmer geworden ist.“ Außerdem aber sind in Anschlag zu bringen die „indirekten Kriegskosten, die sich aus Zerstörung von Gebieten, Seeverlusten, Produktionsausfall, Verlusten der neutralen Mächte und anderem

mehr zusammensetzen“ und mit schätzungsweise etwa 359 Milliarden einzustellen sind. Von dieser Einbuße kommen auf Amerika und Japan fast ausschließlich Seeverluste im Werte von noch nicht einmal einer Milliarde; die übrigen 358 Milliarden trägt wieder Europa.

Und nun die dritte Aufrechnung, die sich in Zahlen überhaupt nicht mehr auswerten läßt: „10,1 Millionen Kriegstote und eine Million Kriegsbeschädigte“, wovon 89 Prozent der Toten und 95 Prozent der Verletzten Europa gehören. „Von den 66 Millionen Streitern, die während des Weltkriegs jahrelang unter Waffen standen und auf diese Weise jahrelang produktiver Arbeit entzogen blieben, wurden nicht weniger als 58 Millionen von Europa gestellt.“ Daraus folgt — immer rein ökonomisch! — die durchgehends wahrnehmbare Erschütterung des europäischen Wirtschaftsorganismus, die bei der modernen Entwicklung der wirtschaftlichen Zusammenhänge nun eben nicht mehr in einem streng gesonderten Verlieren oder Gewinnen ihren Ausdruck findet, weil sie „nicht zu Lasten irgend eines europäischen Landes, sondern ausschließlich zu Lasten von ganz Europa gegangen ist. Der Krieg führte zu einer Verarmung Europas. Europas Anteil an Gütern der Welt ist weit geringer geworden.“

Anders liegt der Fall für Amerika, dessen jährliches Gesamteinkommen seit 1921 sich um 108 Milliarden vermehrte und damit auf 360 Milliarden im ganzen anstieg, womit — nach Auskunft der offiziellen Statistik — der überhaupt höchste Lebensstandard erreicht worden ist, den ein Volk jemals einnahm. Denn die allgemeinen Unkosten der Lebenshaltung sind drüben seither nicht etwa entsprechend gestiegen, sondern umgekehrt eher zurückgegangen. Daß dieser plötzliche Goldsegen der neuen Welt wirklich zum Segen geworden ist, wird man allerdings wohl bezweifeln müssen, denn mit dem Wachsen des äußeren Wohlstands geht dort Hand in Hand eine erschreckende kulturelle Verarmung.

Und wie ist Deutschlands gegenwärtige Wirtschaftslage? — Mag die eigentliche Inflation auch hinter uns liegen: eine neue, nicht wenig beängstigende, wiederum weite Kreise entwurzelnde Teuerung schreitet bedrohlich vor — so Furcht erregend, daß sie, wenn irrtümlich auch, vielfach bereits das Schreckgespenst einer neuen Inflation an die Wand malen



konnte. Mit einer die Furcht durch Furcht bannen wollenden Geste, die an das bekannte Wort des einstigen Kaisers erinnert: „Schwarzseher dulde ich nicht!“ wandte sich im Oktober 1927 der bayrische Ministerpräsident Held gegen alle, die an der Sicherheit unserer Währung zu zweifeln wagten, indem er diesen, doch vielleicht menschlich nicht so ganz unbegreiflichen Zweifel als „Leichtsinn und Frivolität“ scharf verurteilte, ja, die nicht unbedingt Glaubenstarken geradezu des Verrats am Vaterland zieh. Liegt nun zwar eine wirkliche Inflation tatsächlich keineswegs vor, so berührt es doch andererseits auch nicht eben tröstlich, daß die Reichsindexziffer für die gesamte Lebenshaltung gegenüber 1913/14 bis auf 152,7 im Dezember 1928 gestiegen ist.

Wie sah die Wende von 1928 auf 1929 wirtschaftlich aus? — Das Problem eines genügend aufnahmefähigen Arbeitsmarktes ist nach wie vor ungelöst. Die Erwerbslosenziffer, die am 31. Dezember 1 702 342 erreichte, schnellte am 31. Januar auf 2 367 000, während sie am gleichen Stichtag des Vorjahres „erst“ rund 1½ Millionen betrug.

Die Handelsbilanz hat sich weiter passiv entwickelt; die Auslandsschulden vermehrten sich im Laufe des Jahres 1928 abermals um 1½ Milliarden Mark bis auf insgesamt etwa 12 Milliarden, von denen 5½ durch kurzfristige Kredite, 6½ durch langfristige Anleihen gedeckt sind.

Landwirtschaft und Industrie unterlagen auch weiterhin schwersten Krisen. So ist die Zahl der Konkurse — 1927 waren es 5800 — für 1928 auf 8400 gestiegen. Die Zunahme von Zusammenbrüchen im besonderen landwirtschaftlichen Grundbesitzes mag durch folgende Ziffern belegt werden: Ohne Bayern und Mecklenburg gelangten in Deutschland zur Zwangsversteigerung im Rechnungsjahr 1924/25 525 Agrarbetriebe mit zusammen 2172 ha Fläche; 1925/26 waren es 1275 Betriebe zu 9637 ha; 1926/27 2489 Betriebe zu 34 944 ha; 1927/28 2403 Betriebe zu 37 876 ha.

Wie immer aber die Zukunft sich auch gestalten mag — will man sich keinem einschläfernden Optimismus hingeben, der sich begnügt, die Gefahr mit einer bloßen rhetorischen Geste abzutun, der die rettenden Taten fehlen, so dürfte das eine jedenfalls aus objektiver Betrachtung der Gegenwart sich ergeben, daß an einen, gleich einem Wunder aus der Maschine alles

wandelnden Um- und Aufschwung gar nicht zu denken ist. An die Festigung einer menschlichen Währung zu glauben, mag in keiner Beziehung ratsam erscheinen. Warum dann aber es nicht lieber versuchen mit dem Glauben an eine göttliche Währung, die unerschütterlich fest und unaufhörlich ist?

## 2. Zwischen zwei Kriegen

Und nun mag der Blick — in letzter Auswertung des Bildes der Wolkenstadt — die äußere Weltlage streifen. Auch hier wird, wer den Zusammenhängen der Dinge tiefer auf den Grund zu dringen bemüht ist und sich nicht bloß damit begnügt, sie in oberflächlichem Optimismus zu streifen, zugeben müssen, daß von einem Überwinden der Gefahrenzone, in welche die Welt mit dem Gottesgericht des Krieges geraten ist, nicht die Rede sein kann. Nicht nur Deutschland, auch nicht bloß Europa, sondern fast ausnahmslos alle Länder und Reiche der Erde führen eine ständig bedrohte Existenz wie auf einem Vulkan, dessen Ausbruch jeden Tag, jede Stunde erfolgen kann. Trotz aller Bestrebungen nach Festigung der Verhältnisse und der Beziehungen zwischen den Völkern, wie sie im Völkerbund, in Wirtschaftskongressen und anderen schönen Einrichtungen getroffen werden, wird niemand imstande sein zu behaupten, es habe sich tatsächlich eine Entspannung vollzogen, der man irgend welche Sicherheit und Gewähr für die Zukunft beimessen dürfte.

Im Gegenteil — wenn wir uns jener Voraussage der unvermeidlichen Katastrophe erinnern, wie Dostojewski sie etwa der Jahrhundertwende warnend vor Augen stellte: „Europa war noch niemals mit solchen feindlichen Elementen durchsetzt wie heute. Es scheint ganz unterminiert, mit Pulver geladen zu sein, und wartet nur auf den ersten Funken“ — so will diese Prophetie auf die heutige Gegenwart womöglich noch mehr zutreffen, als auf jene Epoche einer sinkenden Kulturwende, die wenigstens äußerlich glanzvoll zur Reife ging, so daß in ihr von einer derart heftig wie heute zum Ausdruck kommenden Krisenstimmung im öffentlichen Leben des geruh samen Bürgers verhältnismäßig wenig zu spüren gewesen ist. Die Altersschwäche und Alterserkrankung Europas, die anlässlich des Tripoliskrieges — der Europa im ganzen doch wenig berührte — der Schwede Gustaf Janson hervorhob, ist keineswegs über-

standen — sie schreitet vor. Wenn Janson damals bemerkte, daß List und Gewalt, Lug und Trug, Neid und Habgier und Hochmut die Völker des Abendlandes in ihrem Denken und Handeln regierten, indem des einen Erfolg sogleich eine Niederlage für den Nachbarn bedeutet, so ist auch in dieser Beziehung die Atmosphäre eines allgemeinen Mißtrauens und gegenseitigen Belauerns durchaus nicht gereinigt worden. Heute gilt es wie damals, ja, noch viel mehr, daß, sobald nur zwei europäische Großmächte Krieg miteinander beginnen, die übrigen ohne weiteres, mit oder ohne Willen, in das blutige Raufen hinein geraten.

Immer noch hängt der Krieg gleich einem Damoklesschwert über allen Nationen; wann und wo die nur augenblicklich in Ermattung gefesselte Furie ausbrechen wird, um in einer weit grauenvolleren Verheerung als jener, die wir im Weltkrieg erlebten, über die Menschheit dahin zu rasen, mag einstweilen ungewiß sein. Das aber ist gewiß: kein Locarno, kein Genf oder Thoiry, kein friedseliges Schalmeingeläute wird Kriege von einem bislang ungeahnt ungeheuren Ausmaß verhindern. Sie werden aufflammen zu einer Stunde, wo die in Schlaf gesunkenen Staaten vielleicht am wenigsten ihrer gewärtig sind.

Von dem Wunsch nach Abrüstung ist allenthalben in feierlicher Pathetik gesprochen worden. Niemand jedoch nimmt all diese schönen Reden und Zusicherungen ernst. In Anwendung gebracht wird der Gedanke der Abrüstung lediglich in bezug auf die im Weltkriege unterlegenen Mittelmächte, die damit nur dem Diktat der Sieger gehorchen. Jede in Aussicht gestellte Gegenleistung der anderen Mächte ist bislang unterblieben. Zur Zeit jedenfalls stehen in Europa mehr Mannschaften unter Waffen als vor dem Kriege. Frankreich unterhält Streitkräfte in Höhe von 738 000 Mann, dazu 2300 Flugzeuge und 800 Batterien. Mindestens vierzig marschbereite Divisionen sieht seine neue Heeresreform vor, die bei Ausbruch eines bewaffneten Konflikts sofort in den ersten Mobilmachungstagen an die gefährdete Grenze geworfen werden können. — In Rußland sind es 560 000 Mann mit 800 Flugzeugen und etwa 340 Batterien; Italien verfügt über 350 000 Mann, 2000 Flugzeuge und 450 Batterien, Polen über 253 000 Mann 510 Flugzeuge und 440 Batterien. Selbst die Staaten der kleinen Entente sind Deutschland in der Bewaffnung zum min-



besten ebenbürtig, zum Teil sogar überlegen. Allein was die Artillerie anlangt, stehen wir nach ungefährender Schätzung einem Gesamtaufgebot von rund 9000 Geschützen auf Seiten der Alliierten mit unseren 288 leichten Kalibern geradezu wehrlos gegenüber, so daß, im Falle Mitteleuropa von jenen als Kriegsschauplatz ausersehen wird, uns außer der Geste des Einspruchs keine zwingenden Mittel gegeben sind, dem entgegen zu wirken.

So ist denn allmählich die ganze Entwaffnungsfrage zu einer offenkundigen Farce geworden, zu einer Philosophie des „Als ob“, die für das praktische Völkerleben keine Bedeutung besitzt, diese auch — außer in den Köpfen einiger vertrauensseliger Opportunitätspolitiker — niemals hatte. Wir erinnern an den Versuch Amerikas vom Frühjahr 1926, wenigstens in bezug auf den Ausgleich der Seestreitkräfte mit England und Japan ins Einvernehmen zu kommen; er ist kläglich gescheitert. Für den unbeteiligten Zuschauer las es sich fast vergnüglich, wie der Marinesachverständige der „Daily News“ den negativen Verlauf der Verhandlungen kritisch unter die Lupe nahm und sich mit der, in schauspielerischer Bravour geminten Komödie eingehend beschäftigte. Zwischen den drei beteiligten Mächten sollte das frühere Verhältnis von 5:5:3 wieder hergestellt werden. Alles ließ sich soweit auch ganz aussichtsreich an, bis die englische Admiralität erklärte, auf den Bau leichter Kreuzer nicht verzichten zu können. Die Begründung erteilte sie damit, daß England sich freie Hand sichern müsse im Hinblick auf das französische und italienische Unterseeboot- sowie das spanische Flottenprogramm. Nunmehr taten die Vereinigten Staaten kund und zu wissen, daß sie ihrerseits durch die Weigerung Englands genötigt wären, an eine ganz beträchtliche Flottenverstärkung heranzugehen. Dies wiederum durfte nicht ohne Einfluß auf Europas Seemächte bleiben. Der Erfolg des freundschaftlich gepflogenen Meinungswechsels war somit der: das allgemeine Wettrüsten begann erneut und mit gesteigerter Intensität.

Zu einer Phrase ist dann auch die Völkerbundstagung vom Herbst des Jahres 1927 geworden. Im stolzen Zeichen der Weltabrüstung setzte sie feierlich ein. Durch ein Dekret sollte der Krieg in alle Zukunft hinaus verboten und mit Hilfe von gesetzlichen Paragraphen aus der Welt geschafft werden. Der

weitere Verlauf jedoch dieser, die Geschichte umwälzenden Tagung stand im Zeichen der ausgesprochen gewollten Nichtabrüstung. Die im Anfang einheitlich verfochtene Wunschidee — eine echte Stadt in den Wolken — endete in babylonischer Sprachverwirrung.

Den gleich negativen Verlauf haben die mühseligen Abrüstungskonferenzen vom Dezember 1927, sowie in den Frühjahren 1928 und 1929 genommen. Wobei es nicht ohne grotesken Beigeschmack war, daß ausgerechnet die Sowjets es sein mußten, die mit dem deutschen Vertreter das Programm einer sofort ins Werk zu setzenden Radikalabrüstung vertraten. Sie benutzten die günstige Gelegenheit gleichzeitig, anderen an der Konferenz beteiligten Großmächten, wie England und auch Amerika, ihre Versäumnisse und Sünden vor Augen zu halten. Energisch gingen sie auf das Ganze, verlangten von dem in Waffen starrenden Europa Einstellung jeder Art von kriegerrischer Propaganda, Auflösung aller Armeen und Flotten, Vernichtung sämtlicher Waffen und Munition, Zerstörung der Waffenfabriken, Schleifung der Festungen und Flottenstützpunkte, den Abbruch der militärischen Gebäude und, als Krönung des Friedenswerks, das bereits in der Tagung des Völkerbunds zum Antrag erhobene gesetzliche Verbot des Krieges. — Darob auch hier wieder große Verlegenheit. Dann die höfliche, recht diplomatische Antwort: zwischen den Auffassungen der russischen Delegation und jener der Abrüstungskommission bestehe „kein Gegensatz des *Z i e l e s*, sondern nur ein solcher der *M e t h o d e*!“

In dieser allerdings hat in den verflossenen zehn „Friedensjahren“ sich nicht das Geringste geändert. Nach wie vor läuft alles Beginnen der Siegerstaaten einmütig darauf hinaus, das deutsche Volk durch Auferlegung untragbarer Lasten in dauernder Versklavung zu halten. An die Stelle des Dawes-Plans soll der Young-Plan treten. Mag er in mancher Beziehung gewisse Erleichterungen, vor allem wenigstens Klarheit gegenüber dem früheren Abkommen bieten — die Aufbürdung einer Schuld in Höhe von 36 Milliarden Mark Gegenwartswert, mit deren Tilgung zwei Generationen über einen Zeitraum von sechs Jahrzehnten hinweg zur Fronabgabe verpflichtet werden, ist unsinnig und übersteigt die deutsche Leistungsfähigkeit grenzenlos. Und welches sind die Mächte, die hinter dieser

immer noch auf der Kriegsschuldlüge erhobenen Forderung stehen? — Das ist das Bemerkenswerteste daran: nicht einmal bei den Regierungen der beteiligten Länder lag in diesem Fall die Entscheidung — Vertreter der internationalen Hochfinanz haben das in jeder Hinsicht unmoralische Urteil gefällt. Eine Tatsache, die in ihrer besonderen Bedeutung und Tragweite nicht besser als in der folgenden Stellungnahme der „Bremer Nachrichten“ charakterisiert werden kann: „Walther Rathenau schrieb einmal vor dem Kriege, nur wenige Männer, nämlich die Vertreter des mobilen Kapitals, machten die Weltgeschichte. Der Verlauf der Pariser Verhandlungen bestätigt diese Auffassung. Das Lebensinteresse der Massen, Blüte oder Verfall einzelner Wirtschaftszweige ist heute abhängig vom Dollar. Denn diese anonyme Macht, nicht etwa der Wille der Völker, diktiert heute, wie groß das Brotstück auf dem deutschen Tisch ist, was der Deutsche an unberechtigten Tributen leisten, und was die deutsche Regierung anerkennen muß. Die Pariser Vereinbarungen sind — das erkennt alle Welt — sinnlos tyrannisch, moralisch unberechtigt, wirtschaftlich und finanziell undurchführbar. Und trotzdem unterwirft sich die Welt dem Plan einiger Männer, die das Schicksal von Generationen bestimmen wollen, was nicht einmal einem Cäsar möglich war! Im Zeitalter der Demokratie aber soll es möglich sein, daß Millionen Deutscher darben sollen, weil eine Lüge im Unfriedensvertrag von Versailles als moralischer Grundsatz aufgestellt wurde?“

Verträge wurden geschlossen, die der ehemalige Außenminister Italiens, Graf Carlo Sforza, einmal im „Corriere delle Serra“ die „Verträge ohne Leben“ genannt hat. Er prophezeite ihnen das nämliche Schicksal, wie jenen der „Heiligen Allianz“, deren Festsetzung und Heiligsprechung einst durch Napoleon erfolgte: ein Bündnis, das in der Tat niemals gekündigt wurde; es starb von selbst, und keiner hätte angeben können, wann und woran es verschied. Sobald Hysterie die Völker ergreift, beginnt der Kriegstanz eben von neuem. Schon jetzt zeigt es sich immer wieder: paßt es den im Völkerbund herrschenden Mächtegruppen nicht, eine Meinungsverschiedenheit der Schlichtung zu unterbreiten, so stehen sie nicht an, den von ihnen selber ins Leben gerufenen Völkerbund als für die vorliegende Streitfrage nicht zuständig zu erklären.

Ein uns nahe angehendes deutsches Beispiel: Südtirol wird



von Italien die schlimmste Gewalt angetan; eine Schreckensherrschaft, wie sie nicht bössartiger und grausamer gedacht werden kann, bedroht das verzweifelt sich wehrende Deutschtum, sucht es auszurotten mit Stumpf und Stil, indem gegen Wirtschaft, Kirche, Schule, Verwaltung, ja, gegen die deutsche Sprache mit den brutalsten Mitteln der Enteignung und Landesverweisung zu Felde gezogen wird. Eine Erörterung über dieses aller Sittlichkeit und Kultur Hohn sprechende Vorgehen ließ Italien nicht zu. Sollte Deutschland versuchen, in der Angelegenheit den Völkerbund zu bemühen, so werde man ihn als nicht zuständig ablehnen. Die Bevölkerung im Hochtrentin „falle aus dem Kreise“ der seinem Schutz unterstellten Minderheiten heraus.

Alle Aufrufe an das „Weltgewissen“ verstärkten seither jedesmal die Bedrückung, nur unerträglicher sind die Leiden der Südtiroler geworden. Am 23. Februar 1928 kam es zu jenem erschütternden Notruf im österreichischen Nationalrat: „Den Südtirolern ist nur mehr das Recht geblieben, in der Sprache ihrer Väter zu schweigen.“ Selbst die Erteilung des Religionsunterrichts in der deutschen Muttersprache hatte der Faschismus verboten: „Italien läßt gegenüber den Afrikanern in Tripolis mehr Freiheit walten als gegenüber dem deutschen Kulturvolk in Südtirol... Die Kinder lernen das Deutsche nicht mehr und lernen das Italienische nicht.“ Diesen „furchtbaren Zwiespalt“, in den die junge Generation gestellt ist, bestätigt ein Berichterstatter des Manchester Guardian: In einem Heim rein deutscher Überlieferung und Sprache, so führt er aus, wachsen die Kinder auf. Und nun zersetzt und vergiftet der Schulunterricht systematisch das deutsche Denken und deutsche Empfinden, indem das Kind mit Überredung halb und halb mit Gewalt italienisiert und damit in bewußten Gegensatz zu den Eltern gebracht wird, so daß es sich um der den Abfall vom deutschen Stammestum lohnenden Vorteile willen nach und nach instinktiv „sträubt gegen die deutsche Atmosphäre zu Hause“. Der Bericht faßt den Eindruck dieser Tragödie, die in der Geschichte ihresgleichen sucht, wie folgt zusammen: „Diese Aufzwingung einer vollkommen italienischen Schule im Kindesalter erzeugt bei manchen einen tiefen Haß gegen alles Italienische, bei anderen eine Entfremdung vom Elternhaus, ein sprachliches Hindernis zwischen Eltern und Kindern und bei allen einen

Tiefstand der Erziehung.“ Auf dieses letzte Ziel aber will Italien gerade hinaus: durch diese Art abscheulicher Vergewaltigung gedenkt es ein Volk von Analphabeten heranzuzüchten, mit dem man in Zukunft um so leichter fertig zu werden hofft.

Die Welt aber schweigt zu einer solchen Bedrückung, die jeder Gerechtigkeit spottet; sie nimmt es hin, daß den Südtirolern zur Weihnachtsfeier das Brennen des deutschen Christbaums unter schwere Strafe gestellt wird, daß im Bezirk Bozen die deutschen Grabinschriften auf Dekret der Regierung durch italienischen Text ersetzt werden müssen. Das einzige Recht des unmenschlich entrechteten Volkes bleibt, wie der Notruf es ausdrückt: in der Sprache der Väter zu schweigen.

Und Italiens Diktator bläht sich immer geschwollener auf, als wenn, wo das irdische Recht versagt, kein gerechter Gott mehr im Himmel wäre; jede folgende Drohung überbietet an unverschämter Anmaßung die vorausgegangene. So antwortet Mussolini im März 1928 dem österreichischen Nationalrat: es sei das letztemal, daß er das Thema der Sprachminderheiten im Oberetsch überhaupt berühre; künftighin werde er handeln. Eine etwa beabsichtigte Bemühung des Völkerbunds werde ganz zwecklos sein und lediglich den Erfolg haben, „die Drehung der faschistischen Schraube zu beschleunigen“. Genf — eine leere Hoffnung, eine absurde Lächerlichkeit: „Wenn der Genfer Rat sich in das Labyrinth der sogenannten Minderheiten einlassen sollte, so werde er keinen Ausweg mehr finden, und die Ankläger von heute könnten dann leicht auf die Bank der Angeklagten geraten“. Womit die völlige Ohnmacht des Völkerbunds, die geschichtliche Rolle Genfs als einer tragikomischen Farce in ihrem ganzen Umfang dargetan wurde. Unter dem brausenden Beifall der Kammer schloß Mussolini mit der erneuten Drohung, daß man vor einer bewaffneten Verteidigung des geraubten Besitzes gegebenenfalls nicht zurückschrecken werde: „Aufrichtig tun wir heute den Tirolern, den Österreichern und der gesamten Welt kund, daß am Brenner ganz Italien steht mit seinen Lebenden und seinen Toten.“ — Eine solche Sprache wäre vor dem Weltkrieg undenkbar gewesen. Man erkennt, das Schlachtschwert über Europa ist sehr lose gehängt.

Im Herzen des seiner Gewalt rechtlos unterworfenen deutschen Stammes, im deutschen Bozen hat dann Italiens aufgeblasener Stolz sich selber ein, durch keinen Sieg während des

Krieges irgendwie gerechtfertigtes Siegesdenkmal errichtet, das nicht nur eine einzig dastehende frivole Herausforderung ist, sondern auch als eine Gipfelleistung dessen angesehen werden mag, wohin frecher Zynismus, eine selbst vor Mißbrauch der Religion nicht zurückschreckende Blasphemie, die das Heiligste entweicht und entwürdigt, es bringen. Ein Tempel, getragen von Listorenbündeln — Beile und Ruten! — an Stelle der Säulen, am vorderen Fries die in ihrer Anmaßung kaum zu überbietende Inschrift: „Hier sind die Grenzen des Vaterlandes, hier setzet die Zeichen. Hier haben wir die anderen durch Sprache, Gesetz und Kunst erzogen.“ In der ersten, späterhin abgeschwächten Fassung ist sogar statt: „die anderen“ — „die Barbaren“ zu lesen gewesen; erst in letzter Stunde vor der Enthüllung nahm man diese textliche Änderung wenigstens vor. — Im Innern des Tempels aber ein Kreuz und ein drei Meter hohes Bildnis des Heilands. Auf derart abgefeimte — man muß schon sagen: verruchte Manier soll das fromme Tiroler Volk dazu gezwungen werden, wenn es im Vorübergehen vor der Christusstatue den Hut zieht und sich bekreuzigt, damit zugleich dem Denkmal der eigenen Versklavung unter das fremde Joch Reverenz zu erweisen. Das Heilandsbild hinter Beilen und Ruten: als der „Skandal von Bozen“ ist jene Siegesfeier vom 12. Juli 1928 bezeichnet worden.

Auf den anderen Friedensstörer, Polen, das durch den Gewaltakt des Versailler Vertrages gleichfalls deutsches Gebiet annectieren durfte und mit genau den gleichen brutalen Mitteln, wie Italien in Südtirol, im früheren Westpreußen, Schlesien und Posen seine Vorherrschaft durchsetzt, sei nur verwiesen, wie auch auf den polnischen Korridor, der als ein unerträglicher Pfahl das Fleisch Deutschlands durchschneidet.

Unrecht, wohin man sieht, keine menschliche Rücksichtnahme kennende Unterdrückung. Allenthalben auch sonst in der Welt eine Gewaltdiktatur, die nicht Friede ist, sondern nur eine Atempause vor neuem Gemetzel.

In allgemein frischer Erinnerung steht der heldenmütige Verzweiflungskampf der Marokkaner, der vor der, mit modernen Waffen ausgerüsteten Übermacht Frankreichs und Spaniens erliegen mußte, ohne daß freilich mit diesem Siege, den die europäischen Zivilisationspiraten recht teuer, nicht nur mit Blut und geldlichen Opfern, sondern auch mit beträchtlicher



dort den Entmündigten langsam das Mündigwerden. — Ganz anders schon sieht das Bild der inneren Wirren in China aus, die sich als in der Hauptsache gegen Europa, vornehmlich gegen England gerichtet erweisen. Wie dies Professor Dr. Chu Chia-hua, der Dekan des germanistischen Seminars an der Reichsuniversität Peking, auseinandergesetzt hat; er schreibt: wir danken dafür, „ein zweites Irland oder Indien größten Stils zu werden“. Unserer eigenen Wirtschaft, unserer eigenen chinesischen Industrie wollen wir helfen, sich gegen Englands Handel, der „dem chinesischen werdenden Kapitalisten das Rückgrat brechen möchte“, durchzusetzen. „Wir wollen die Zwangsjacke der Siegerverträge los werden, in die man uns vor bald einem Jahrhundert gesteckt hat.“

In beißender Schärfe wendet sich der Gelehrte dann weiter gegen den britischen Standpunkt, die Sittlichkeit, die stets dazu herhalten muß, den Kolonisationsgelüsten *old mery Britannias* ein dürftiges Deckmäntelchen umzuhängen, vor anderen, minder zivilisierten Nationen in Erbpacht genommen zu haben: „Ich glaube, man kann ganz China durchwandern und wird nicht einmal einen Anblick haben, den man in den Londoner Slums täglich haben kann, nämlich betrunkene Weiber in den Gassen.“ So urteilt ein gebildeter, aufgeklärter Chinese, ein Mann von überlegener Geistigkeit, der mit offenen Augen durch die Welt gegangen ist, über das ethische Siechtum des alten Kontinents. Die Schamröte müßte England und — auch mancher anderen, zur Kolonisation sich berufen dunkenden Nation ins Gesicht steigen, wenn der Begriff der Scham im Wörterbuch der europäischen Diplomatensprache enthalten wäre.

Man braucht bloß der Unversfrorenheit zu gedenken, mit der England und auch Amerika es verstanden, in China die ihnen notgedrungen zugebilligten Konzessionsgebiete faktisch in *Dominions* umzuwandeln, in Stützpunkte, von denen aus sie versuchten, den Gesamthandel an sich zu reißen. Damit nicht genug, wurde von den, wie man sich euphemistisch ausdrückte, in „friedlicher Durchdringung“ eroberten Zentren aus eine bewußt auf die innere Korruption des Gastvolks gerichtete Kulturpolitik betrieben, wie unlängst ein Kenner der dortigen Verhältnisse, William C. Kennedy, in einem aufschlußreichen Aufsatz es dargelegt hat: „Alles, was die Fremden,“ sagt dieser Wahrheitszeuge, „durch ihre sicherlich oft gutgläubigen Emissäre in China

ausrichten ließen, war Flug arrangierte Komödie, hinter deren Kulissen das wahre Spiel gespielt wurde: Schulen, Missionen, Waisenhäuser und ähnliche philanthropische Institutionen waren, so viel Gutes sie auch im einzelnen gewirkt haben mögen, nur die vertrauenerweckenden Quartiermacher für die europäischen Regimenter, die alsbald einzogen, um die europäischen Kolonisten und ihr Hab und Gut zu schützen.“ Jedes Mittel war recht, dem Reich der Mitte das Lebensmark zu vergiften: „Neben der Bühlarbeit heimlicher Emissäre war und ist es in der Hauptsache die geffissentliche Unterstützung des Genusses narkotischer Gifte“, deren man sich — nach dem berühmten Muster, das in Amerika zur Vernichtung der Ureinwohner geführt hat — bediente. Während die chinesische Regierung 1913 den unberechtigten Handel mit Narkotika durch strenge Gesetze verfolgte, wurde dieses Verbot „durch die wohlorganisierte Tätigkeit japanischer und europäischer Rauschgift Händler unwirksam gemacht“. In harmlosen Warensendungen versteckt, schmuggelte man vornehmlich Opium durch die Hintertüren der eigenen Zollmauern ein. „Dieses System kennzeichnet die Taktik der Mächte gegen China.“

Die von China dringend angeregte, 1912 von einem Duzend Staaten abgeschlossene Haager internationale Opiumkonvention besteht zwar auch heute noch, ist aber bis auf den Tag noch immer nicht — in Kraft gesetzt worden. Dies, obwohl beim Völkerbund seit 1920 eine besondere Kommission für Rauschgifte besteht, die sich mit der Opiumfrage nunmehr bereits in zwölfter Tagung beschäftigen mußte. Das bedeutet, daß China zwölfmal in den letzten Jahren sich an das „Weltgewissen“ gewandt hat, um den schändlichen Rauschgift Handel, den es von sich aus verbietet, wirksam und radikal zu bekämpfen. Aber die am Import interessierten Regierungen weichen nach wie vor einer klaren Entscheidung aus; das perfide Geschäft, das unter dem Schutz der fremden Konzessionen im Land der Mitte betrieben wird, ist in zu hoher Blüte, als daß man geneigt wäre, der berechtigten moralischen Forderung Chinas zu entsprechen. Darum gab es, als dessen Vertreter Anfang 1929 Kontrollmaßnahmen auch für die ausländischen Gesellschaften und Niederlassungen verlangte, ein gewaltiges Geschrei der Empörung, indem das „Hineintragen von Politik“ in die „rein sachliche“ Arbeit der Kommission rundweg abgelehnt wurde. — Auch ein

dort den Entmündigten langsam das Mündigwerden. — Ganz anders schon sieht das Bild der inneren Wirren in China aus, die sich als in der Hauptsache gegen Europa, vornehmlich gegen England gerichtet erweisen. Wie dies Professor Dr. Chu Chia hua, der Dekan des germanistischen Seminars an der Reichsuniversität Peking, auseinandergesetzt hat; er schreibt: wir danken dafür, „ein zweites Irland oder Indien größten Stils zu werden“. Unserer eigenen Wirtschaft, unserer eigenen chinesischen Industrie wollen wir helfen, sich gegen Englands Handel, der „dem chinesischen werdenden Kapitalisten das Rückgrat brechen möchte“, durchzusetzen. „Wir wollen die Zwangsjacke der Siegerverträge los werden, in die man uns vor bald einem Jahrhundert gesteckt hat.“

In beißender Schärfe wendet sich der Gelehrte dann weiter gegen den britischen Standpunkt, die Sittlichkeit, die stets dazu erhalten muß, den Kolonisationsgelüsten old mery Britannias ein dürftiges Deckmäntelchen umzuhängen, vor anderen, minder zivilisierten Nationen in Erbpacht genommen zu haben: „Ich glaube, man kann ganz China durchwandern und wird nicht einmal einen Anblick haben, den man in den Londoner Slums täglich haben kann, nämlich betrunkene Weiber in den Gassen.“ So urteilt ein gebildeter, aufgeklärter Chinese, ein Mann von überlegener Geistigkeit, der mit offenen Augen durch die Welt gegangen ist, über das ethische Siechtum des alten Kontinents. Die Schamröte müßte England und — auch mancher anderen, zur Kolonisation sich berufen dunkenden Nation ins Gesicht steigen, wenn der Begriff der Scham im Wörterbuch der europäischen Diplomaten Sprache enthalten wäre.

Man braucht bloß der Unversfrorenheit zu gedenken, mit der England und auch Amerika es verstanden, in China die ihnen notgedrungen zugebilligten Konzessionsgebiete faktisch in Dominions umzuwandeln, in Stützpunkte, von denen aus sie versuchten, den Gesamthandel an sich zu reißen. Damit nicht genug, wurde von den, wie man sich euphemistisch ausdrückte, in „friedlicher Durchdringung“ eroberten Zentren aus eine bewusst auf die innere Korruption des Gastvolks gerichtete Kulturpolitik betrieben, wie unlängst ein Kenner der dortigen Verhältnisse, William C. Kennedy, in einem aufschlußreichen Aufsatz es dargelegt hat: „Alles, was die Fremden,“ sagt dieser Wahrheitszeuge, „durch ihre sicherlich oft gutgläubigen Emissäre in China



ausrichten ließen, war flug arrangierte Komödie, hinter deren Kulissen das wahre Spiel gespielt wurde: Schulen, Missionen, Waisenhäuser und ähnliche philanthropische Institutionen waren, so viel Gutes sie auch im einzelnen gewirkt haben mögen, nur die vertrauenerweckenden Quartiermacher für die europäischen Regimenter, die alsbald einzogen, um die europäischen Kolonisten und ihr Hab und Gut zu schützen.“ Jedes Mittel war recht, dem Reich der Mitte das Lebensmark zu vergiften: „Neben der Bühlarbeit heimlicher Emissäre war und ist es in der Hauptsache die geﬂissentliche Unterstützung des Genusses narkotischer Gifte“, deren man sich — nach dem berühmten Muster, das in Amerika zur Vernichtung der Ureinwohner geführt hat — bediente. Während die chinesische Regierung 1913 den unberechtigten Handel mit Narkotika durch strenge Gesetze verfolgte, wurde dieses Verbot „durch die wohlorganisierte Tätigkeit japanischer und europäischer Rauschgifthändler unwirksam gemacht“. In harmlosen Warensendungen versteckt, schmuggelte man vornehmlich Opium durch die Hintertüren der eigenen Zollmauern ein. „Dieses System kennzeichnet die Taktik der Mächte gegen China.“

Die von China dringend angeregte, 1912 von einem Duzend Staaten abgeschlossene Haager internationale Opiumkonvention besteht zwar auch heute noch, ist aber bis auf den Tag noch immer nicht — in Kraft gesetzt worden. Dies, obwohl beim Völkerbund seit 1920 eine besondere Kommission für Rauschgifte besteht, die sich mit der Opiumfrage nunmehr bereits in zwölfter Tagung beschäftigen mußte. Das bedeutet, daß China zwölfmal in den letzten Jahren sich an das „Weltgewissen“ gewandt hat, um den schändlichen Rauschgifthandel, den es von sich aus verbietet, wirksam und radikal zu bekämpfen. Aber die am Import interessierten Regierungen weichen nach wie vor einer klaren Entscheidung aus; das perfide Geschäft, das unter dem Schutz der fremden Konzessionen im Land der Mitte betrieben wird, ist in zu hoher Blüte, als daß man geneigt wäre, der berechtigten moralischen Forderung Chinas zu entsprechen. Darum gab es, als dessen Vertreter Anfang 1929 Kontrollmaßnahmen auch für die ausländischen Gesellschaften und Niederlassungen verlangte, ein gewaltiges Geschrei der Empörung, indem das „Hineintragen von Politik“ in die „rein sachliche“ Arbeit der Kommission rundweg abgelehnt wurde. — Auch ein

Beitrag in gleicher Weise zur Ohnmacht des Völkerbundes, wie ein Beleg seiner unbedenklichen Scheinmoral.

In *I n d i e n* verfährt europäische Strupellosigkeit ähnlich. Hier lassen sich sogar genaue Zahlen über den Opiumimport nachweisen. Zum indischen Budget teilt „Daily Telegraph“ unter dem 1. März 1927 mit, daß für die Regierung im Rechnungsjahre 1926 aus dem Vertrieb von Opium eine Mehreinnahme von 86 Lakhs herausgesprungen sei, das sind 17 200 000 Mark. Und all das unter der Maske der Heuchelei, eng verbunden mit nach außen zur Schau getragener Christianisierung. Eine Geschäftsrüchtigkeit, die unwillkürlich gemahnt an das ironisch gefaßte Bekenntnis einer schönen Seele, wie Ibsen es seinem „Peer Gynt“ in den Mund gelegt hat; es heißt da — das dramatische Gedicht ist 1867 bereits entstanden —, und zwar in ausdrücklicher Beziehung auf die Mission christlicher Völker in China:

Und so erfand ich einen weitem  
Geschäftsbetrieb ins gleiche Land.  
So oft ich Götter exportierte,  
Zugleich ich Priester deklarierte,  
Und zwar mit allem ausgestattet,  
Als Strümpfen, Bibeln, Rum und Reis —  
Und mit Profit — natürlicherweise.  
So ging's. Sie schafften unermattet.  
Für jeden Gott, dahin verkauft,  
Ein Kuli gründlich ward getauft,  
So daß das Gift neutralisiert war.  
Der Kirche Feld lag niemals brach;  
Denn jeden Gott, der kolportiert war,  
Ihn hielt ein Missionar in Schach.

Heute gibt China darauf die Antwort: Wir danken. Die Saat, die sechs Jahrzehnte lang in gewissenloser Profitgier ausgesät ist, geht nunmehr auf. Die Schlußfolgerung des eben zitierten Aufsatzes von William C. Kennedy lautet: „Jedermann weiß heute, daß der jetzige innerchinesische Krieg nur ein Auftakt zu der Auseinandersetzung mit Europa ist; daß der Sieger dieses Krieges nachher, wahrscheinlich sogar vom Besiegten gefolgt, sich gegen die ‚fremden Teufel‘ zur Wehr setzen, und daß er bei diesem Kampf nicht allein sein wird. Es ist eine

schlechte Saat, die da im fernen Osten aufgegangen ist, denn es handelt sich letzten Endes nicht um Peking oder Kanton, sondern um Asien oder Europa.“ Dem Sinn nach stimmen mithin in ihrer Anklage und in ihrem Urteil der Europäer Kennedy und der Chineser Professor Dr. Chu Chiahua vollkommen überein. Die ungeheure Gefahr aber, die ganze geschichtliche Größe dessen, was in der letzten Schlußfolgerung eine vorläufige Andeutung findet, läßt sich ermessen erst, wenn man sich zu Bewußtsein führt, daß von einer Gesamtbevölkerung der ganzen Erde, die nach den neuesten Zählungsergebnissen, wie sie Dr. Alois Fischer in der Neubearbeitung von Prof. Dr. Hidmanns „Geographisch-Statistischem Universalatlas“, Wien 1929, veröffentlicht, auf rund 1895 Millionen zu veranschlagen ist, allein 434 Millionen auf China kommen, und daß dieses Reich der Mitte ungefähr ebenso groß wie Europa ist. Einer europäischen-amerikanischen Völkergruppe mit 677 Millionen steht eine ostasiatische mit 584, eine indische mit 320, eine der Neger mit 115, der Orientalen mit 100 und der Malaien mit 67 Millionen gegenüber. Sollte einmal die vorausgesagte Auseinandersetzung zwischen Europa und Asien Wirklichkeit werden, so muß es sich dabei um einen Kampf handeln, der furchtbar sein wird. Und diese Auseinandersetzung ist eine, wenn auch einstweilen nur angenommene, so doch gleichwohl politische Realität, die sehr nah und keineswegs außerhalb der Grenzen des Möglichen liegt.

Daß der Osten die abgeseimte Unaufrichtigkeit, in der die christlichen Völker Europas ihre Missionsausübung und Kolonisierung mit kommerzieller, strupelloser Geschäftstüchtigkeit zu verquicken pflegten, schon seit Jahrzehnten durchschaute, mag die Meinungsäußerung eines Japaners aus dem Jahr 1900 beweisen; auch sie eine harte Anschuldigung, die schwer ins Gewicht fällt: „Christliche Staaten hat es niemals gegeben, und jetzt weniger denn je. Die christlichen Diplomaten stehen moralisch tiefer als die heidnischen; die christlichen Europäer begehen in China Verbrechen, über die wir Heiden erröten würden. Und diese Gräßlichkeiten werden im Namen des Christentums begangen. Nicht genug damit: ihre Missionare kommen, um uns zu bekehren, anstatt die Christen selbst zur Besserung und Menschlichkeit zu bekehren.“ — Das Urteil mag hart erscheinen — ungerecht ist es nicht. Darüber hinaus wird man



leider sogar noch feststellen müssen, daß jener Eindruck von 1900: „jezt weniger denn je“ auf die Gegenwart in nur erhöhtem Maße anwendbar ist. Das Scheinchristentum der sich christlich und zivilisiert nennenden Völker Europas hat einen Bankrott erlitten, wie er in der moralischen Weltgeltung nicht radikaler zu denken ist. Das Rasen der Raubstaaten untereinander, die unter ihrer stolz zur Schau getragenen Kulturtünche die schlimmsten Verbrechen begehen, die sich während des Weltkriegs und hinterher nicht einmal scheuten, die Hilfe farbiger Rassen gegen die weißen Brüder in Anspruch zu nehmen, kann unmöglich als Vorbild dienen für ihr Wirken mit dem Ziel christlich oder auch nur rein zivilisatorisch verstandener Kultur. Kolonisierung wie Christianisierung wurden lediglich ausgespielt, einem — nicht heiligen, sondern höchst scheinheiligen Egoismus praktisch Vor- schub zu leisten. Allerdings sollte dafür nicht, wie es ein, dem Christentum feindlicher Atheismus beliebt, das Christentum in bewußt verlogener Herabwürdigung verantwortlich gemacht werden, sondern seine Veräußerlichung und Verfälschung, oder vielmehr: das Fehlen des christlichen Glaubens und damit auch der christlichen Liebe in dem von den Staaten bloß als leere äußere Geste vertretenen Nenn-Christentum.

Europa ließ China und Indien durch christliche Missionare befehren, während in beiden Ländern gleichzeitig Kinder- und Mädchenhandel nicht nur geduldet wurden; nein, man tat selber mit. Dieses zum Himmel schreiende, nicht nur der Empörung, sondern des tiefsten Erbarmens würdige Elend in seiner ganzen fassen Abscheulichkeit deckte Professor Johann Sauter in einem Artikel der „Bosssischen Zeitung“ auf: „Es ist eine traurige, aber nichts destoweniger feststehende Tatsache, daß selbst die längere Zeit in Indien lebenden Europäer das Kuppelwesen und den Mädchenhandel unterstützen. Ich will nicht reden von den überfüllten Häusern der Hafenstädte in Indien, wo die meistens aus Bosnien und Polen stammenden weißen Mädchen in engen Gassen zusammengepfercht hausen. Daß die Konsulate sich um diese Geschöpfe nicht kümmern, stellt unserer Kultur ein jämmerliches Zeugnis aus. Aber eine größere Schmach für das Europäertum in Indien bedeutet das System der ‚Mariage du pays‘, beim richtigen Namen genannt nichts als eine Art von Mädchenhandel. Kaum ein unverheirateter europäischer Kaufmann, der nicht durch einen Vermittler sich ein junges Mäd-

chen aus armer Familie als Konkubine gekauft hat, die er, wenn nötig, gewaltsam in seinem Hause hält. Verläßt er Indien oder heiratet er eine Europäerin, so kehrt das Mädchen zu den Eltern zurück oder auf die Straße und lebt ihrem Beruf als Dirne.“

Wohl auch eine Art von „heiligem Egoismus“, aus dem Leben der europäischen Staaten übertragen auf die persönliche Daseinsführung des einzelnen Europäers. Daß dieses ganze niederträchtige, nach außen hin bigott aufgemachte Treiben nachgerade als eine Herausforderung wirken mußte, die nicht nur Widerstand wachruft, sondern unmittelbar die Krise einer ungeahnt heftigen Auseinandersetzung heraufbeschwört, leuchtet ein. Durch die Taktik Europas ist Asien allmählich gegenüber Europa scharfblickend geworden. Mit dem Ansehen der westlichen Staaten und ihrer Zivilisation schwindet zugleich auch das Ansehen ihrer religiösen Missionen.

So steht es um den Gegensatz zwischen Europa und Asien; ein weiterer Gegensatz macht sich geltend in der im Fluß befindlichen, vielleicht bald schon akuten Spannung, in der die Interessen von Japan und von Amerika dort im Osten einander begegnen. Wohin man blickt: in der ganzen Welt statt Versöhnungsbereitschaft ein offenkundiges Nichtwollen des Friedens. Und dieses Nichtwollen ist die einzige Art eines Wollens, das allen Völkern der Erde gemeinsam ist. Raubtäuscher, die miteinander feilschen, Raubtiere, die einander belauern, wer zuerst auf den Fraß losstürzen wird.

In diese allgemeine und allenthalben überhitzte und vergiftete Atmosphäre nun hallt als neue frohe Friedensbotschaft Herrn Briands werbender Lockruf nach einem Zusammenschluß der „Vereinigten Staaten von Europa“ hinein. Er kommt aus dem Munde desselben Mannes, der den Geist von Locarno an den Himmel der Völkerveröhnung beschwor und ihn darnach, als dieser Geist sich in Bereichen der Realität greifbarer materialisieren sollte, nicht zu halten vermochte. Von diesem Geist der Verständigung war jedenfalls auf der Abrüstungstagung vom September 1928 in den Auslassungen des französischen Friedensapostels nicht das Geringste zu spüren, als Briand die von dem deutschen Reichskanzler geforderte Herabsetzung der Kriegsrüstungen bei den Siegerstaaten in heftiger, höhnischer Schärfe zurückwies und das Verlangen nach Entwaffnung als eine „theatralische Geste“ hinzustellen beliebte.

Nun aber — Pan-Europa! Erbaut auf dem unverrückbar festgehaltenen Grunde der Kriegsschuldfrage und des Schandvertrags von Versailles, solide untermauert durch die 36 Milliarden des Young-Plans! Die Zertürmmerung Mitteleuropas die Vorbedingung für das europäische Gleichgewicht, das die Basis hergeben soll für das wunderbare Idol. Zur gewaltsam erpreßten Verflavung zweier Generationen auch noch deren freiwillige Einwilligung, Frankreich Lehnssdienst zu leisten gegen Amerika, das dem ehemaligen Verbündeten, dem es inmitten der Niederlage den schon verzweifelt aufgegebenen Sieg errang, nachgerade unbequem zu werden beginnt. Mit Jubel hatte man einst den Beitritt der Vereinigten Staaten zur Entente cordiale begrüßt; das war die Rettung gewesen. Daß es denen da drüben aber weniger um das ideelle Kampfziel gegangen war, daß sie vielmehr das in das kriegerische Unternehmen investierte Kapital unnachgiebig zurückverlangen mit Zins und Zinseszinsen, nimmt man schwer übel. Daher Pan-Europa als Front gegen den allzu mächtig gewordenen Verbündeten. Pan-Europa: ein neues Wort für den alten Begriff der „Stadt in den Wolken“.

Daß der Bau der „Stadt in den Wolken“ gefährliche Risse und Sprünge aufweist, ist im übrigen nicht etwa bloß die Erkenntnis einer spezifisch christlichen Tatsachenlogik, die man als solche — das ist ja gern beliebt — als pessimistische Phantasterei zurückweisen darf. Durch keinerlei Illusionen beirrt, erfahrene Realpolitiker und gewiegte Männer der Wirtschaft stehen dem Gang der Ereignisse mit der nämlichen Anschauung gegenüber — aus dem einfachen Grunde, weil es sich hier um keine übertriebene Schwarzseherei, sondern um eine in der Wirklichkeit klar sichtbar gewordene Entwicklung handelt, nicht um geheime Unter-, vielmehr um meßbare Hauptströmungen des politischen Weltgeschehens. Eine Atempause zwischen zwei Kriegen ward in der Überschrift dieses Abschnitts die jetzige Periode genannt. Die gleiche Ansicht bekundete der Präsident der Vereinigten Staaten Coolidge in jener Rede, die er im November des Jahres 1926 am Waffenstillstandstage über die Frage der Abrüstung hielt. Ohne Umschweife und ohne jede Beschönigung bekannte er sich zu der Auffassung: „Das Kriegsende ist heute noch nicht da,“ es handele sich in der Weltlage lediglich um ein „teilweises Nachlassen des bewaffneten Konfliktes.“ Das ist vorsichtig aus-



gedrückt — Diplomatensprache. Was Coolidge von der näheren und fernerer Zukunft erwartete, verrät die Mahnung: „Jedes eingelöste amerikanische Kriegsanleihe-Papier stärkt Amerikas Kriegsbereitschaft.“

Eine Mahnung, die er ein Jahr später, am 6. Dezember 1927, vor Kongreß und Senat verstärkt wiederholte: „Die nationale Verteidigung muß aufrecht erhalten werden, wenn auch die amerikanische Regierung nach wie vor darauf ausgeht, unter weitestgehender Berücksichtigung der Rechte anderer Nationen den Frieden aufrecht zu erhalten.“ Kriegstüchtigkeit der Marine, Bau von Flugzeugmutterschiffen, Vermehrung der Kreuzer und Unterseeboote seien die Forderungen der Stunde. „Die Vereinigten Staaten von Amerika sehen davon ab, sich an der Politik der Rüstungskonkurrenz der alten Welt zu beteiligen. Trotzdem bleibt sich Amerika der Verantwortung für die nationale Verteidigung bewußt.“ Typisch ist diese Art diplomatischer Verlausulierung, in der jeder Staat die Schuld am allgemeinen Wettüften den anderen zuschiebt und für sich selber lediglich das verantwortliche Recht des eigenen Weiterüftens im Sinne der nationalen Verteidigung in Anspruch nimmt.

Wie es denn auch in genau dem gleichen Sinne und in der nämlichen Tonart 1928 am Waffenstillstandstage geschah, wo der Rückblick des Präsidenten auf die ergebnislosen Abrüstungsverhandlungen des wieder verflossenen Jahres ganz besonders pessimistisch ausfiel. Die Genfer Flottenkonferenz, so sagte er, habe den Eindruck verstärkt, daß Großbritanniens Absichten nicht auf eine Begrenzung, sondern auf eine Vermehrung seiner eigenen Flotte hinausliefen, weshalb für Amerika, wolle es seine Gleichberechtigung zur See behaupten, der Bau weiterer Kreuzer erforderlich sei. Wohl müsse alles getan werden, künftige Kriege unmöglich zu machen. Man dürfe jedoch nicht vergessen, „daß Vernunft und Gewissen noch keineswegs allein maßgebend seien. Der ererbte Instinkt der Selbstsucht sei noch nicht ausgerottet“. Noch nicht, so bemerkte der Präsident. — Ist da sein Nachfolger Hoover auf dem Weg zum ewigen Frieden nicht ungleich mehr vom Glück begünstigt gewesen? Der 24. Juli 1929 brachte die Sensation eines Übereinkommens zwischen England und den Vereinigten Staaten zwecks Einschränkung des Flottenprogramms. Es waren sage und schreibe ganze drei Kreuzer, von deren Kiellegung Amerika Abstand

nahm. Wieder einmal eine ebenso schöne wie billige Geste; denn ein Bedarf lag wirklich nicht vor.

Man braucht den Herren die kleinen liebenswürdigen Heucheleien nicht weiter übelzunehmen, wo Heuchelei das allseitig privilegierte Vorrecht der Diplomaten ist. Wilson mit seinen berühmten Friedenspunkten hat sich ja ebenfalls trefflich auf solche Schönrednerei verstanden; wer ihr vertraute, trägt selber die Schuld an den Folgen. Nur sollte man aus der schlimmen Vergangenheit einige Lehren entnehmen. Die wundervolle, in allen Lagern der Pazifisten jubelnd begrüßte Antikriegsaktion der Vereinigten Staaten, die Mitte April 1928 als frohe Osterbotschaft erging an die Mächte des Kontinents und sofort in Paris und London Verstimmung auslöste, wäre dann von vorn herein in anderer Bewertung aufgefaßt worden. Wer glaubt heute noch ernstlich an die Möglichkeit, die der Artikel 2 des von Amerika unterbreiteten Vertragsentwurfs zur Voraussetzung nahm: „daß die Regelung oder Lösung aller Streitigkeiten oder Konflikte, welcher Art oder welchen Ursprunges sie auch seien, nie anders als durch friedliche Mittel angestrebt“ werden könne? Wer an das ernstliche Vorhandensein des „gemeinsamen Wunsches, die friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen, die jetzt glücklicherweise zwischen den Völkern bestehen, dauernd zu gestalten“? Wo gerade jetzt unglücklicherweise die feindselige Spannung zwischen den Völkern in einer beinahe schon unerträglichen Intensität ständig im Wachsen begriffen ist. Wer ist verblendet genug, die vermessene Ideologie zu teilen, daß irgendeine Großmacht der Erde oder auch alle zusammen imstande sein werden, durch Abschluß eines Vertragswerks, mit ein paar Federstrichen, die Gegensätze zur Eintracht zu zwingen und „einen Krieg zwischen irgendeiner der Nationen der Welt zu verhindern“?

Tatsächlich stellte denn auch der Kriegsächtungspakt Kellogg — im anfänglichen Entwurf so berühend schön und wunderbar einfach gehalten — in seiner späterhin, unter dem Druck der weit auseinandergehenden Meinungen vorgenommenen Abwandlung sich als ein Kompromiß von so außerordentlich dehnbarer Vieldeutigkeit dar, daß „New York Herald Tribune“ in, wenn auch scharfer, so doch gerechtfertigter Kritik gegen ihn einwenden konnte: in dieser vagen Textgestaltung wäre jede bestimmte Richtlinie mit Bewußtsein vermieden, jede Möglichkeit

der Auslegung offen gelassen. Statt der Idee des Friedens entscheidend zu dienen, sei der Pakt im Gegenteil ein äußerst zweischneidiges, geradezu „gefährliches Instrument“, eine „Quelle künftiger Gefahren und Dispute“. Was sich dann auch sofort hinterher, als die „einträchtigen“ Raubtiere Europas darüber beinahe schon wieder ins Weissen kamen, als zutreffend ergeben hat.

Um das ganze Projekt überhaupt im rechten Lichte zu sehen, mußte man zweierlei in Berücksichtigung ziehen: Einmal war dieser Pakt das Erzeugnis eines typisch amerikanischen Optimismus, die Ausgeburt typisch amerikanischer Phantasie; zum anderen aber — hier kam der praktische Nützlichkeitsinn der nüchternen Rechner zu strahlender Offenbarung — erwies die gesamte, so ungeheuren Staub aufwirbelnde Staatsaktion sich, wenn man den Dingen auf ihren Grund ging, als nicht viel mehr denn ein außenpolitischer Trumpf, eine Riesenreflake, veranstaltet von der Regierung der Vereinigten Staaten im Hinblick auf die kommenden Präsidentschaftswahlen.

Wie wenig ehrlich diese famose Regierung ihr eigenes Gebilde nahm, zeigte sich darin, daß die Rüstungen im eigenen Lande unentwegt weiter betrieben wurden, zu gleicher Zeit, während man die staunend aufhorchende Mitwelt mit dem Geschenk zu ihrer Erlösung beglückte. Mit der Kriegsächtung ging die Kriegsbereitschaft in vorbildlich geschwisterlicher Harmonie Hand in Hand. Und damit ist das in so unvergleichlich großzügiger Propaganda auf den Markt geschriene ausgezeichnete Allheil-Medikament für den ewigen Frieden von Anbeginn von einer Scheinheiligkeit und Heuchelei diktiert gewesen, die dem Unternehmen von vornherein den Stempel der Hinfälligkeit aufgedrückt haben.

Der Kriegsächtungspakt — eine Botschaft aus himmelblauen Wolfenperspektiven, sehr nahe vergleichbar jener anderen der berühmt-berüchtigten vierzehn Punkte. Eine Rede zum offenen Fenster hinaus gehalten; gehandelt aber wurde derweilen im Sinne Coolidges, der die Lage zuverlässig einsichtsvoller beurteilte als manch einer unserer silberstreifigen, hoffnungsrosenroten deutschen Politiker, indem er zu wiederholten Malen den Standpunkt betonte und mit Nachdruck vertrat: Das Kriegsende sei heute noch nicht gekommen.

Eine Ansicht, die bekannte Staatsmänner von gewichtigem Ansehen teilen. So Graf Ottokar Czernin, der ehemalige öster-



reichisch-ungarische Minister des Äußeren, also ein Mann, der einst im Konzert der europäischen Großstaaten an führender Stelle mitgewirkt hat, und dem wir somit einige Einsicht in die logische Entwicklung der Dinge auch heute noch zutrauen dürfen. In einem, durch ein amerikanisches Pressebureau verbreiteten Aufsatz, der in der zweiten Maihälfte 1927 in deutschen Blättern erschien, setzte er sich mit den Friedensmöglichkeiten des verfloßenen Weltkriegs auseinander, dieser „Weltkatastrophe, die gleich einer prähistorischen Sintflut über die Erde gegangen ist und der Menschheit Wunden geschlagen hat, deren Narben noch nach Jahrzehnten sichtbar sein werden.“ Der Graf schloß seine Ausführungen mit dem Ausblick auf den, seiner Meinung nach unvermeidlichen — künftigen Weltkrieg: „Sene Generation, die den furchtbaren Krieg nur aus Erzählungen kennt, dürfte, wenn nicht alles täuscht, einen neuen Krieg erleben... Als abschreckendes Beispiel könnte dieser Weltkrieg einen Vorteil für die Welt bedeuten, aber diese Hoffnung ist nicht groß. Es hat wenig Sinn, in einem gewollten Optimismus zu plätschern und die Augen vor der Wirklichkeit zu schließen. Es gärt in Europa. Der Bolschewismus wühlt in den Tiefen, der italienische Nationalismus beunruhigt die Nachbarn, der gefürchtete Militarismus ist nach Paris übergesiedelt. Not, Elend und Verzweiflung sind schlechte Ratgeber, Zündstoff ist genug vorhanden, und die Gefahr neuer Verwicklungen ist groß.“ Man wird von dieser Synthese wahrhaftig nicht sagen können, die Dinge so betrachten, hieße, sie allzu genau betrachten. Das ist nichts weniger, als trübe blickender Pessimismus, sondern nur eine, zwar tragische, aber unwiderlegliche, unerbittliche Tatsachenlogik, die sich fernhält jedem oberflächlichen, gefährlichen Optimismus.

Es gärt in Europa: der ehemalige italienische Ministerpräsident Nitti erklärte 1927 bei Eröffnung der Nie-wieder-Krieg-Konferenz in der Central Hall Westminster zu London: „Niemals ist die Gefahr so groß gewesen wie jetzt. Nicht einmal im Jahre 1913, am Vorabend des europäischen Krieges.“ Wegen der finanziellen und wirtschaftlichen Krise sei der Friede für das gesamte Europa eine Notwendigkeit: „aber der Geist des Friedens ist nirgends zu finden.“ Trotz der Abrüstung der im Weltkriege unterlegenen Staaten unterhalte Europa eine Million mehr unter Waffen als 1914. — „Die Lage in Europa

m u ß weitere Kriege von größtem Umfang verursachen," äußerte Kapitänleutnant The Honorable Joseph Montague Kenworthy, Mitglied des Parlaments, gleichzeitig im November 1927: „Es gibt heute ein halbes Duzend verschiedene Gefahrenzonen auf dem Kontinent, und jede einzelne von ihnen kann einen Vorwand zu einem Kriege liefern. Und wenn ein solcher Krieg ausbricht, wird er sich automatisch auf ganz Europa ausdehnen; nichts wird dies verhindern können.“

Neben den leitenden Staatsmännern mag ein führender Vertreter der Großindustrie, Dr. Edmund Stinnes, als Zeuge genannt werden, der die Vision einer bewaffneten Auseinandersetzung von riesigen Dimensionen, wie sie der nächste Weltkrieg annehmen wird, wie folgt ausmalt: „Das heutige Europa steuert mit Sicherheit erneut auf einen Krieg hin; es hat keinen Zweck, um diese Fragen scheu herumzureden. Wer Sieger, wer Verlierer ist, ist unabsehbar, da die Waffen noch nicht bekannt sind, die den Ausschlag geben. Nach dem Lehrbuch der Geschichte wäre wohl der Deutsche Sieger, aber das Land zwischen Rhein und Elbe dem Erdboden gleichgemacht, wie die einst blühenden Fluren an Marne und Somme. Von den Städten Paris, Wien, Berlin und Warschau dürften Fliegerbomben nicht viel übrig lassen. Der Weltkrieg 1914 bis 1918 in Europa kennt schon keine wirklichen Sieger, der nächste schafft nur Ruinen, in denen spätere Geschlechter archäologische und historische Untersuchungen vornehmen werden, wie wir den Trümmern des Forum Romanum nachgraben. Der denkbar größte Erfolg lohnt den Einsatz der zwangsläufigen Verluste des sogenannten Sieges nicht.“

Auffallend ähnlich dieser grauenvollen Prognose fallen die Zukunftsbetrachtungen zweier „Fachleute“ der Politik und des Waffenhandwerks aus, die jene furchtbaren Möglichkeiten des kommenden Weltkriegs, der auch ihnen ganz unvermeidlich erscheint, in einem Ausmaß heraufdämmern sehen, dem gegenüber die Schrecken des verfloffenen Ringens geringfügig sein dürften. Der verstorbene Marschall Foch sagte im Juli 1927: „Wenn man sich über den nächsten Krieg eine Vorstellung verschaffen will, muß man sich an die Zustände erinnern, die an der Westfront im Jahre 1918 herrschten, und sie ergänzen durch die neuen wirksameren Waffen, die seitdem erfunden worden sind. Diese Vorstellung sollte einen präzisen Eindruck jenes Krieges vermitteln, der in viel größ-

herem Maßstabe als der Weltkrieg binnen fünfzehn oder zwanzig Jahren geführt wird. Dieser Krieg wird ein Weltkrieg sein und kann nicht lokalisiert werden. Fast alle Länder werden daran teilnehmen, und zu den Kombattanten werden nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen und Kinder jedes Volkes gehören.“ Weder an eine rasche Beendigung noch an das Übergewicht eines einzelnen Landes dürfe man denken; auch werde der Erfolg selbst für den „Sieger“ in keiner Weise die zwangsläufigen Verluste wettmachen können. — Hier ist somit die Ansicht des Dr. Edmund Stinnes von Marshall Foch dem General danken nach unmittelbar übernommen.

Auch Churchill, in seinen Anfang März 1929 erschienenen „Erinnerungen“ an seine Tätigkeit als Minister im Kabinett Lloyd Georges während der Jahre 1919 bis 1922 knüpft an die Zustände der Westfront zu Ende des Jahres 1918 an. Er zeichnet die Perspektiven einer etwaigen Fortsetzung der Kampfhandlungen im Sommer 1919, falls es inzwischen nicht zum Zusammenbruch Deutschlands und damit zum Waffenstillstand gekommen wäre: „Tausende von Flugzeugen würden Deutschlands Städte zerrümmert, zehntausende Kanonen die Front zerblasen haben. Vorbereitungen waren getroffen, um 250 000 Mann in Autos und Panzerwagen täglich 30 Kilometer verschieben zu können. Giftgase von einer unerhörten Gefährlichkeit, gegen die nur eine gut geheim gehaltene Maske, welche die Deutschen nicht besaßen, Schutz verlieh, hätten jeden Widerstand und jede Lebensfähigkeit auf der Front, die für den Angriff ausgesucht war, unmöglich gemacht.“ Es mag dahingestellt bleiben, wie viel von diesem Wunschtraum des englischen Politikers seine Verwirklichung hätte finden können. Wichtiger sind die Folgerungen für die Zukunft, die der Minister dieser für die Vergangenheit als möglich eingestellten Kriegesphantasie entnimmt. Er vertritt nämlich die Ansicht, daß diese Pläne, wie sie für 1919 bestanden, in der Idee keineswegs überholt, vielmehr in Weiterentwicklung begriffen seien. Unter der Oberfläche des Friedens rüste jede Armee jedes Landes den Krieg. Werde er einmal Wirklichkeit, dann allerdings weit entsetzlicher noch, als es sogar für 1919 vorgesehen gewesen.“ Churchill schließt seine Vision: „Der Tod steht vor uns stramm, gehorsam, voller Erwartung, bereit, uns zu dienen, bereit, den Massentod in die Völker zu senden. Er ist bereit, den Überrest



der Zivilisation ohne Hoffnung auf eine Wiederherstellung zu zerstören. Er wartet nur auf den Befehl, der kommen soll von einem schwachen und verwirrten Wesen — dem Menschen, der lange das Opfer des Todes und jetzt vielleicht einmal auf einen Augenblick sein Herr ist.“

Dies das Medusenantlitz des Zukunftkrieges, das kein Hirnspinnst, sondern eine von klaren Köpfen der Wirtschaft, der Politik und der Strategie nahe geschaute Möglichkeit — ja, Notwendigkeit ist: die nicht mehr gut zu machende Katastrophe einer Katastrophe durch alle, der für alle in gleicher Weise ausnahmslose Untergang des gesamten Abendlandes. Und an dieser Möglichkeit werden Genf und Kriegsacht nichts ändern; auch hilft vor solcher trassen Tatsachenaussicht keinerlei Vogel-Strauß-Politik, die den Kopf in den Sand stecken möchte: es werde schon nicht dahin kommen. Es wäre töricht, wollten wir sagen: dahin kommt es ja nicht! Das haben wir bis zuletzt auch vor Ausbruch des Weltkrieges behauptet. Wenn Gott will, wenn seine „ultima ratio“, wie damals 1914, keinen anderen Ausweg mehr sieht, wird auch diese, in den düstersten Farben ausgemalte Vision — furchtbare Wirklichkeit annehmen.

Wie nah diese Wirklichkeit liegt, hat der kriegerische Konflikt zwischen China und Rußland um den alten Zankapfel Mandschurei jüngst bewiesen, der aus heiterm Himmel möglich war — g e g e n alle Friedensbewegung. Die ganze Größe der Angst und entsetzenvollen Enttäuschung, die für die eingeschworenen Pazifisten von diesem Ereignis ausging, kennzeichnet ein am 18. Juli veröffentlichter Leitartikel des „Berliner Tageblatts“: „Es ist geradezu sinnverwirrend zu sehen,“ heißt es darin, „daß die beiden an Menschenzahl alle anderen übertreffenden Völker der Erde, die in den letzten drei Jahrtausenden, jahrhundertalte Überlieferungen umwälzend, den unerhörtesten Sprung in den Bereich neuer völkerbeglückender Ideen gemacht haben, im ersten kritischen Augenblick zu den ältesten Methoden der von allen zivilisierten Völkern offiziell in Acht und Bann getanen Gewaltpolitik zurücktun.“

Abgesehen von dem Widersinn, daß ausgerechnet Rußland den Nationen zugezählt wird, die im Lauf der letzten Entwicklung zwischen 1914 und 1929 den „unerhörtesten Sprung in den Bereich neuer volksbeglückender Ideen gemacht haben, wo-

mit das demokratische Blatt demnach den Bolschewismus ausdrücklich als Fortschritt der Menschheit bejaht, ist die Äußerung typisch für die heimliche Furcht der dem eigenen Frieden nicht trauenden Friedensfreunde. Man weiß in ihren Kreisen sehr wohl, daß heutzutage ein feiertägliches Gespräch der Selbsteruhsamen über Krieg und Kriegsgeschrei, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen“, nicht mehr am Plage ist. Die moderne Zivilisation, die den Raum überbrückte, bedingt es, daß Europa — daß die gesamte Welt nicht unbetieilt zusehen kann, wenn irgendwo im entlegensten Winkel der Erde, noch so weit von uns getrennt, die Kriegsfackel aufflammt. Kein Pan-Europa wird helfen, wenn irgendwie, irgendwann der Krieg der Zukunft am fernsten Horizont sein schreckliches Haupt erhebt.

Zwischen zwei Kriegen: Vielleicht ist es so, daß das Gericht über die Erde und über den Menschen — um des Menschen willen nicht etwa hinter uns liegt, daß es sich vielmehr vollziehen wird erst in dem, was sich — wer kann sagen, ob nicht schon morgen? — jedenfalls sicher bereitet.

### 3. Zwischen zwei Revolutionen

Zwischen zwei Kriegen: das ist der eine Eindruck, der sich uns bei Überschau der allgemeinen Weltlage objektiv aufdrängt, — eine Wertung, die durch verantwortliche Leiter des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens ihre Bestätigung fand. Die andere Seite... Für sie mag das Urteil eines führenden deutschen Schlachtenlenkers herangeholt werden, des Generals Grafen von der Goltz, der in einem längeren Artikel das Herausdräuen einer großen kommenden, der eigentlichen Weltrevolution erörtert. Wenn Coolidge sagte: das Kriegsende sei heute noch nicht da; es handle sich lediglich um ein teilweises Nachlassen des bewaffneten Konfliktes, so daß demnach in keiner Weise eine gewisse Gewähr für die Dauer dieses augenblicklichen Waffenstillstands besteht, der weit mehr ein Erschöpfungszustand aller Beteiligten ist, als daß die Bezeichnung „Friede“ auf ihn angewandt werden könnte — so mag dieser warnenden Vorschau auf künftig zu erwartende Ereignisse der Weltpolitik die ihr entsprechende des Grafen von der Goltz angereicht werden, der die Überzeugung vertritt, daß wir die Revolution durchaus nicht, wie eine oberflächliche Betrachtung zur eigenen Veruhigung gern an-

nehmen möchte, hinter uns haben, daß wir uns vielmehr „noch mitten in der Weltrevolution befinden“. Und zwar werde der Kampf — nicht nur ein Kampf der Waffen, sondern zugleich auch der Geister — sich abspielen zwischen den beiden Hauptgewinnern des letzten Weltkriegs und der jüngsten Revolution: dem „Volschewismus in Osteuropa und Asien und dem internationalen Kapitalismus“.

In auffallender Ähnlichkeit ergibt sich damit ein, den wechselseitigen Beziehungen im Leben der Staaten und Völker unter — oder sagen wir besser: gegeneinander, wie wir es vorausgehend festgestellt haben, völlig gleich geartetes Bild. Hier wie dort Siegermächte, deren Interessen, mögen sie noch so weit voneinander getrennt, ja, einander direkt entgegengerichtet sein, doch in dem einen gemeinsamen Ziel zusammenlaufen: der Sicherung zunächst einmal von Raub und Gewinn. Hinterher geht dann um die Beute das Belauern und in weiterer Folge das Reißen und Beißen los. Und auch das ist gleich: in beiden Fällen handelt es sich um eine geradezu gigantische Auseinandersetzung, um einen Weltanschauungskampf zwischen dem Osten und Westen, um das Ringen zweier internationaler Ideen: des internationalen Volschewismus und des internationalen Kapitalismus — geographisch gewachsen die eine auf dem Boden des osteuropäischen und asiatischen Morgens, die andere auf dem des in westlicher Zivilisation entarteten Abendlandes. Und auch das ist beiden in Übereinstimmung eigen: sie sind Erscheinungsformen eines irreligiös abgeirrten Lebensgefühls, einer Entwurzelung, die sich herleitet aus der, vom Materialismus und Atheismus heraufbeschworenen Entgottung der Erde.

Im Volschewismus hat diese die stärksten geprägte Äußerungsform angenommen, so daß in ihm geradezu etwas wie das Tat gewordene Wirken des Antichristen zu sehen ist. Hat doch Lenin die Religion als „eines der niederträchtigsten Dinge, die es in der Welt überhaupt gibt“, bezeichnet, als eine Art „geistigen Fusel“, in dem die Sklaven des Kapitals ihr Menschenantlitz, ihre Ansprüche auf eine halbwegs menschenwürdige Existenz „erkaufen“. Diese menschenwürdige Existenz nun wird ihnen vom Volschewismus verheißen. Sie haben nur nötig, die Sklavenketten, die das Kapital um sie schlug, von sich zu werfen, und das Paradies auf Erden wird Wirklichkeit. — Wieder sind es die von der Jahrhundertwende her gewohnt gewordenen An-



klagen gegen die angeblich durch die christliche Weltanschauung verbrochene Demoralisation, in Verbindung mit der sattem bekannten phantastischen Ausmalung der aus Kraft des Menschen erreichten Selbsterlösung und Allichvollkommenheit hier auf Erden.

Mit Hilfe solcher Versprechungen aber ist es dem Bolschewismus tatsächlich gelungen, einen Massenseelenfang in seine Netze zu ziehen, wie er in anderen Ländern bei einer auch nur annähernd ähnlich verworrenen und zerrütteten innerpolitischen Lage, die tagtäglich der Vision des in Aussicht gestellten Paradieszustandes Hohn spricht, nicht vorstellbar wäre; unser westeuropäisches Denken versetzt sich in die Gefühlsatmosphäre, wie sie in Rußland herrscht, eben ganz und gar nicht hinein. Die Seele des russischen Menschen ist im tiefsten Grund gläubig: er vertraut allem — selbst noch der absurdesten und durchsichtigsten Gaukelei. Wenn dieses Paradies, von dem in schönen Worten geredet wird, heute auch gegen alle Wahrscheinlichkeit ist — warum sollte es nicht schon morgen eine inzwischen in Erfüllung gegangene Möglichkeit werden? So duldet und leidet man ihm in demütiger Resignation entgegen.

Dieses irdische Paradies der Menschenheilande schließt selbstverständlich jedes jenseitige als ihm feindlich gerichtet aus. Darum ward und wird immer noch der Vernichtungsfeldzug gegen die Religion mit einem wahrhaft infernalischem Haß geführt. Ging man anfangs mit brutaler Gewalt und blutiger Grausamkeit vor, so sind die Methoden seither vielleicht weniger mordgierig, im ganzen jedoch kaum minder niederträchtig geworden. Nicht nur, daß man Gottesdienste und Kulthandlungen in der Öffentlichkeit verspottet, daß eine vor keiner Gemütsroheit zurückschauende Propaganda der Gottlosigkeit, die das gesamte Leben erfasst, zielbewußt und dauernd am Werke ist; nicht nur, daß man den Kindern Schulbücher in die Hände gibt, die darauf ausgehen, jede frühe religiöse Glaubensregung in ihnen im Keim zu ersticken; nicht nur, daß man die Feier der christlichen Feste, ja, seit dem letzten Jahr sogar das Schmücken von Weihnachtsbäumen als eine verbotene „Reklame“ streng unter Strafe stellte — die Bedrückung und die Bedrohung gehen weiter noch: die Befenner der christlichen Lehre stehen außerhalb allen gesellschaftlichen und rechtlichen Schutzes, indem sie als sozial-schädliche Elemente angesehen werden.

Dies geht aus dem sogenannten Kreml-Dekret über die religiösen Vereinigungen vom April 1929 unverhohlen hervor, dessen Artikel 17 den Religionsgemeinschaften in der Praxis das Existenzrecht beinahe verweigert, indem ihnen jegliche soziale wie charitative Betätigung, jede Gemeinschaftsarbeit und Jugenderziehung, damit jedes Wirken innerer Mission unterbunden wird: „Religiöse Vereinigungen haben nicht das Recht: Hilfskassen zu gründen; ihren Mitgliedern eine materielle Unterstützung zu gewähren; besondere Versammlungen für Kinder, Jugendliche und Frauen zu organisieren; Gebetsversammlungen abzuhalten; allgemeine Bibel-, Literatur-, Handfertigkeitss- und Arbeitsversammlungen zu veranstalten oder solche, die dem Unterricht in der Religion dienen sollen; Ausflüge zu veranstalten; Kindergärten einzurichten, Bibliotheken und Lesehallen zu eröffnen; Sanatorien zu unterhalten oder ärztliche Hilfe zu vermitteln.“ Man fragt, welches Recht ihnen denn überhaupt noch geblieben ist? — Gleichwohl hat all dieser Zwang nicht das Geringste ausrichten können; wie stets in Zeiten der Unterdrückung, ist das von Drangsal betroffene Christentum ungleich lebendiger, in seinem Widerstand härter geworden.

So haben die Sowjets denn folgerichtig erkannt, daß der Bolschewismus, soll er sich in der Zukunft behaupten, nicht auf Rußland beschränkt bleiben darf. Die Frage seiner weiteren Ausbreitung wird für ihn eine Frage seiner Existenzfähigkeit überhaupt bedeuten. Sein Expansionsdrang hat sich, nachdem ihm die Eroberung Deutschlands im unmittelbaren Anschluß an die deutsche Revolution, und damit die Möglichkeit eines weiteren Vorstoßes nach dem Westen vorerst versagt blieb, zunächst mehr erfolgreich nach Osten gerichtet. Das Hauptziel muß aber immer der Westen sein. Und so hört man denn heute in Rußland als erste Etappen für den kommenden Vormarsch der internationalen Weltrevolution ganz offen Polen und Deutschland nennen.

Das, worauf Rußland lauert, ist der nächste Zusammenprall zweier kapitalistischer Mächte, der den allgemeinen europäischen Weltbrand entfesseln soll. Aus dem gegenseitigen Sichzerfleischen der anderen hofft der Sowjetstaat für sich Nutzen ziehen zu können. Der neue Weltkrieg aller gegen alle wird zugleich Vorbereitung der Weltrevolution, — Auseinandersetzung des

Volschewismus mit dem Kapitalismus sein. Und so ist Krieg eine allenthalben im Sowjetstaat ebenso fanatisch ausgegebene wie geläufige Parole. Denn der kommunistische Pazifismus, wie ihn der Volschewismus vertritt, ist — so paradox dies klingt — nicht anders als durch Waffengewalt zu verwirklichen.

In diesem Sinne singt A. Besymenski in den „Liedern der Tat“, die im Zentralverlag der Völker der Sowjetunion veröffentlicht wurden, voller Begeisterung:

Ich bin für Krieg! Fabrikheer steig  
Hervor aus deinen Schlummerladen!  
Zum Barrikadenkampf nach Streik!  
Zum Aufstand nach den Barrikaden! ...  
Ich — gegen Krieg —  
Bin für den Krieg!  
Für Krieg um Frieden ohne Kriege.

Das Ziel der einseitigen, rückhaltlosen Weltherrschaft des Proletariats, das nur auf dem Wege über die völlige Vernichtung der bourgeoisen Gesellschaft angestrebt werden kann, tritt in diesen Versen bezeichnend zutage.

Die gleiche Kampfbegier erfüllt die Ballade der roten Reiter aus den „Liedern und Spielen für kommunistische Jugendgenossen und Pioniere“:

Die roten Lanzen eingelegt, im Feuerschein,  
So kommen wir dahergefegt in Feindesreihn.  
Laut donnert unser Feldgeschrei:  
Macht Platz der roten Keiterei!  
Warschau — Berlin muß unser sein!

Hier ist neben dem — wenn man so sagen darf — rein ideellen auch das unmittelbare realpolitische Marschziel genannt: über Warschau führt der Weg nach Berlin.

Sind diese Kampfaufrufe nun weiter nichts als Wunschträumereien jungkommunistischer Dichter? — Die beiden Sammlungen, denen die oben zitierten Strophen entnommen wurden, sind gleichzeitig 1927 in Moskau erschienen. Im April desselben Jahres, auf dem Sowjetkongreß, der gleichfalls in Moskau tagte, hielt der Kriegskommissar Woroschilow über Rußlands-



Kampfbereitschaft eine bedeutsame Rede, deren Prosa mit dem Gehalt jener zwei Poesien auffallend nahe in Einklang zu bringen ist. „Die Armee“, sagte der höchstverantwortliche Militärkommissar, „aus einem Guß“, sei jederzeit bereit, „die ihr von der Geschichte gestellten Aufgaben auszuführen.“ Was unter diesen „geschichtlichen Aufgaben“ zu verstehen ist, darüber wird man sich einem Zweifel kaum hingeben dürfen. Immer wieder handelt es sich um die geistige Durchdringung und die bewaffnete Unterwerfung der Völker der Erde unter die internationale Weltrevolution.

Ein derart auf Eroberung gerichteter Expansionsdrang ist für den Bolschewismus sogar eine wirtschaftlich wie politisch gebotene Notwendigkeit, da er sich ohne internationale Ausbreitung auf die Dauer nicht behaupten kann. Auf Rußland allein beschränkt, müßte er früher oder später einer, den Weltbeziehungen Rechnung tragenden, mehr oder minder gewaltsamen Umformung sich anbequemen. Dazu aber ist bei den Sowjets zunächst wenig Neigung vorhanden. Kriegsrüstung mit dem ausgesprochenen Zweck der Erfüllung seiner „geschichtlichen Aufgaben“ ist für den Bolschewismus mithin ein Erfordernis, von dessen wirklicher Durchführung sein Bestand oder Nichtbestand abhängen werden. Dies hat Woroschilow logisch erkannt.

Immer im Hinblick auf das Ziel der „geschichtlichen Aufgabe“ ist nun das Rüstungsprogramm zu verstehen, das Woroschilow in seiner Rede zum Vortrag brachte, wobei er selbst allerdings betont stets von einem Verteidigungssystem sprach. Das praktische Beispiel für des Marschalls Foch „Volk in Waffen“ liegt hier zum erstenmal in der Wirklichkeit vor, indem der Mobilmachungsplan sogar Frauen „in weitestgehendem Maße“ heranzieht. Nach ihm erscheint das ganze gewaltige Rußland einem ungeheuren Kriegslager gleich, worin bis ins einzelne alle Vorbereitungen auf den Ausbruch des zu erwartenden Kampfes getroffen werden. Die Organisation der ersten Mobilmachung, schloß der Kriegskommissar — und wir denken dabei an die fast wörtlich gleichlautende Begründung der neuen Heeresreform in Frankreich — genüge nicht. „Es sei vielmehr nötig, sofort das ganze Land auf Krieg umzustellen.“ Dabei berief er sich — nicht ohne berechtigten Zynismus — auf das der Nachahmung würdige Beispiel der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Er erinnerte an die Worte Lenins: „Wir sind

von Feinden umgeben, der Friede hängt an einem Haar!“ und setzte hinzu: „Wir sind bereit.“

Das ist dann in jener groß angelegten Verteidigungswoche vom Juli 1927 — sie hat im Juli 1928 ihre Wiederholung gefunden — tatsächlich bewiesen, über deren Zweck und Verlauf einem Sonderbericht der „Bremer Nachrichten“ die folgenden Ausführungen entnommen werden: „In Sowjetrußland wird gegenwärtig die Woche der Verteidigung durchgeführt. Man diskutiert nicht mehr, ob ein Krieg kommen wird; daß ein Krieg kommt und recht bald kommt, ist in Rußland bereits zum allgemein gültigen Axiom geworden. Jetzt heißt es, sich auf den Krieg vorbereiten. Die Verteidigungswoche ist ein großartig angelegter Anfang dieser Vorbereitung. So paradox es in einem materialistisch eingestellten Staat klingen mag: das erste, womit angefangen wurde, war die Mobilisierung des Geistes. Die innere Kriegsbereitschaft, der Wille zur Verteidigung wurde zuerst ausgebildet. Alles andere muß automatisch aus diesem inneren Impuls folgen... Eine tiefgehende Reform der roten Armee ist durchgeführt. Diese besteht in der Einführung des sogenannten territorialen Milizsystems. Nach diesem sind alle männlichen Einwohner Sowjetrußlands *stän- dig* Soldaten, die zu ihrer Berufsarbeit nur vorübergehend beurlaubt sind, deren Militärdienstzeit also durch ihren Beruf gewissermaßen für einige Tagesstunden unterbrochen wird. Dieses System ist eine genaue Umkehrung der Systeme anderer Länder mit allgemeiner Militärdienstpflcht, wo die Bürger zur Ausübung ihrer militärischen Funktionen von ihrer Arbeitsstelle aus beurlaubt werden müssen.“

Und nun das weitere, ausgesprochen moderne, wenn man will — „fortschrittliche“ Moment: die Einbeziehung der Frauen und Kinder in die Ausbildung für den Kriegsdienst. Der Feind, sagt der Bericht, „muß damit rechnen, daß er nunmehr in jedem russischen Dorf Hand- und Maschinengewehre finden wird, die von einer Frauenhand gelenkt werden. Nichts ist leichter, als die russische Frau für diese Tätigkeit zu gewinnen.“ Der aus Moskau unter dem 15. Juli abgesandte Brief schließt zusammenfassend mit dem Ergebnis: „Wenn der Krieg ausbricht, wird er für niemand in Sowjetrußland überraschend kommen... Der sowjetrussische Mensch wird sagen können: Ich bin bereit! Und man weiß nicht: vielleicht wird dieser mo-

ralische Faktor sogar im kommenden, von der Technik völlig beherrschten Krieg sich als stärker erweisen, als manche kühn errechneten kriegstechnischen Instrumente.“

Im Juli 1929 ist eine Verteidigungswoche wie in den beiden Vorjahren nicht nötig gewesen. Der Konflikt mit China zeigte ein bis in den letzten Winkel des Riesenreiches völlig militarisiertes, kriegsbegeistertes Rußland. „Niemand weiß,“ so berichtet ein ausgezeichnete Kenner der Sowjet-Verhältnisse, der Amerikaner Dreiser, von einer Studienreise, „wie groß zurzeit die russische Armee tatsächlich ist, denn alle offiziellen Angaben über sie entsprechen nicht der Wirklichkeit. Mit gutem Gewissen kann ich jedenfalls behaupten, daß ich nirgends so viele Soldaten, Kasernen und Depots auf engem Raum zu sehen bekam wie gerade in Sowjetrußland.“

Der Ausgangspunkt für die Anlage dieses großzügigen, in seiner Weise der Bewunderung würdigen Rüstungsprogramms war jenes Wort Lenins: „Wir sind von Feinden umgeben.“ — Von Feinden umgeben: das ist charakteristisch für den Gesamtzustand, in den sich die Hysterie der Völker, ihre Angst und ihr Mißtrauen vor einander nachgerade von neuem hineinzusteigern beginnen. Alle rüsten sie — angeblich nur in der Absicht, damit eine, durch die Bedrohung seitens des Nachbarn dringend gebotene Abwehrmaßnahme zu ergreifen. Im tiefsten Grunde ist es ihnen aber darum zu tun, bei gegebener Gelegenheit selbst anzugreifen. So zu verstehen ist ihrer aller: „Wir sind bereit.“

Zwischen zwei Kriegen — zwischen zwei Revolutionen: so liegen zur Zeit die Dinge, die sich der Höchstkrisis in letzter Bedeutung nähern. In immer wachsenden Formen vollzieht sich diese Entwicklung, die sich ungeheuerlich aufreckt, in Dimensionen, wie wir sie heute überhaupt nicht abzusehen vermögen. Wäre es da nicht hart an der Zeit, wenn das Menschlein Mensch, das Gott aus der Verlorenheit immer wieder, auch heute noch zu sich ruft, diesem Ruf der lebendigen Gottesliebe die verstopften Ohren und das verstockte Herz öffnen wollte, oder erscheint es auch weiterhin angebracht, neue Wolkenstädte mit stolzen Türmen und Zinnen auf brüchigen Fundamenten zu gründen? Soll es abermals heißen, wie in dem Gericht, das über die Welt der Weltkrieg verhängte: Du hast mich nicht einmal gesucht?

Nicht mit gestern, und auch nicht mit heute und morgen dürfen



wir rechnen, wo es geht um eine Weltenwende von weltengeschichtlichem Ausmaß. Was sich in den letzten Jahrzehnten schon des verflossenen 19. und seit Beginn des 20. Jahrhunderts in ständig gesteigerter Zuspitzung, deren erste, nicht aber endgültige Etappe der Weltkrieg und dessen Zusammenbruch war, vollzogen hat, darf doch nicht herausgelöst werden aus dem großen Zusammenhang einer inneren, Glied um Glied bewunderungswürdig aneinander schließenden historischen Logik.

Um diese ganz klar noch einmal herauszuheben, gehen wir auf die Urfänge der gesamten Entwicklung zurück. Und dies könnte nicht anschaulicher geschehen, als in der Betrachtung eines ihrer ersten Augen- und Geisteszeugen, der — es war im Sturmjahr 1848 — in seltsamer Hellsichtigkeit die seiner eigenen damaligen Gegenwart bereits innewohnenden Reime einer Zukunft entdeckte, die wir heute, acht Jahrzehnte später als letzten Akt der deutschen, und darüber hinaus der Weltpassion unseres Geschlechts erleben. In den nachgelassenen Papieren des dänischen Gottsuchers Sören Kierkegaard finden sich Aufzeichnungen, die nicht bloß auf jene Ereignisse, denen sie ihre unmittelbare Entstehung verdanken, im ganzen Umfang passend erscheinen, die vielmehr wie geprägt wirken auf das, was uns jetzt bewegt; Kierkegaard, der von sich sagte, Politik sei nicht seine Sache: „Wenn etwas vor und zurück geht, auf und nieder und nieder und auf, und dann still steht, und rund herum und auf und nieder und wieder zurück: so bin ich nicht imstande, dem freiwillig Folge zu leisten“ — erweist sich hier als ein Politiker von außerordentlicher Berufung, insofern s e i n e Politik aus der Beschränkung und aller Zufälligkeit der Zeit die Perspektive in das Unendliche nimmt.

Er schreibt — wohlgemerkt 1848: „Die Frage geht weder um Einkammer-, noch Zweikammer-, noch Zehnkammersystem, weder um Einsetzung von Komitees, noch um Aufstellung von Ministern . . . Nein, wesentlicher gesehen, geht die Frage ums Christentum.“ Christentum — das ist es, was not tut; Christentum — das ist es, was eine „sogenannte, richtiger eine gefallene Christenheit“ abgeschafft hat. „Die Vorsehung hat nun die Geduld verloren, will dies nicht länger dulden, sondern will, gründlich wie sie doziert, von Grund aus es offenbar machen, wie selbst widerspruchsvoll all das ist, was Menschen zu Gefallen Surrogat sein soll für Religiosität.“ Er fährt fort: „Und wenn

jeden Tag zehn Minister von Verstand kämen, und jeden folgenden Tag zehn neue begännen, wo die anderen stehen blieben, um wieder von Verstand zu kommen: da kommt man wesentlich nicht einen Schritt weiter; es ist ewig ein Hindernis davor gesetzt, und die Grenze der Ewigkeit spottet aller menschlichen Anstrengung wider ihre allerhöchsten, herrlichen Rechte.“

Und nun kommt ein Abschnitt, der charakterisiert Wort für Wort unvergleichlich treffend die Tragikomödie, die wir seit dem Umsturz und unserem, ihm zu verdankenden Mündigwerden alle paar Monate fast von neuem erfahren haben: „Wenn das neue Ministerium abgeht, oder konvulsivisch verdrängt wird, ob man dann zu der Erkenntnis gekommen ist, daß das Unglück nicht in den zufälligen Fehlern und Mängeln dieser Kombination lag, sondern darin, daß wesentlich etwas ganz anderes not tut, Religiosität nämlich? Nein, das wird man nicht. Es wird sogleich eine neue Kombination da sein und ein neues Ministerium angesegelt kommen, welches dadurch, daß es die Relativitäten kaleidoskopisch in einer etwas anderen Art geschüttelt hat, sich einbildet, das Gesuchte gefunden zu haben. Und man wird sagen, ganz systematisch fast: „ja, nein“, auf die Weise, wie das vorige Ministerium wollte, läßt es sich nicht machen; aber wenn man nur richtig rechnet, so muß es kommen — und so kommt ein neues Ministerium, das weniger für die Bierapfer tut, mehr für die Lichtzieher, und dann wieder mehr aus den Grundbesitzern zieht und die Proletarier mehr vorzieht“ ... Und all das werde sich immer leidenschaftlicher und immer gewaltsamer auswirken, da die Sophistik der Zeit die Gewalttätigkeit, die Handgreiflichkeit ist.

Der Grundschade aber, den man bei alle den fruchtlosen Experimenten stets übersehe, sei der — und damit wird der Herd der Staaten- und Menschheitskrankheit bloßgelegt, deren Übel in seiner geheimsten Wurzel getroffen: „Kings in Europa hat man weltlich, weltlich frech und weltlich verwirrt, ... in Probleme sich verirrt, die nur göttlich sich beantworten lassen.“ Ergeben werde sich aus dem weiteren Verlauf: „Was aussah wie Politik und sich einbildete, es zu sein, wird als religiöse Bewegung sich erweisen ... Von dem Augenblick an, da der vierte Stand eingesetzt wird, wird es sich zeigen, daß selbst wenn die Krise überstanden ist, da weltlich nicht regiert werden kann.“ Göttlich—religiös müsse regiert werden.

Von dem Augenblick an, da der vierte Stand eingesetzt wird... Das ist — 1848 — der Anfang gewesen. Heute: Nach vielen Versuchen um Ein- und Zwei- und Zehnkammer-systeme, um neue Regierungen und neue Minister stehen wir zwischen zwei Weltkriegen, zwischen zwei Revolutionen — vor einer Weltpassion ohnegleichen, an der immer eindeutiger, wenn auch noch so „weltlich frech und weltlich verwirrt“, doch das eine hervortritt: Was sich politisch ausnahm, ist im tiefsten Grund eine religiöse Bewegung gewesen. Denn letzten Endes ist all das, woran unsere Zeit krankt, nichts anderes als der Zwiespalt vor der radikalen Entscheidung: Welt oder Gott, Barrabas — der Versucher der Seelen zum Untergang in und mit dieser Welt —, oder Christus — der Retter der Seelen zum ewigen Leben? Um diese und keine andere Entscheidung hebt der Riesenkampf an, unter dem die Welt und die Menschheit wie in Todeszuckung erbeben.

---



## Die Politik des Unmöglichen

Die Stadt in den Wolken — in all dem schimmernden Glanz einer als nahe Erfüllung geschauten Vision, die das goldene Zeitalter der Selbstvollendung gekommen wähnte, war sie das stolze Idol der Jahrhundertwende, das phantastische Wahngebilde auch unserer Gegenwart. Ein ragender, im Sinne Niezsches nicht mehr mit dem Zeichen des Kreuzes, sondern des rollenden Rades, als eines Symbols der stetigen Aufwärtsbewegung, gekrönter Bau, dessen Fundamente man auf das irreligiös gewordene Lebensgefühl gegründet hatte, in der gewissen Zuversicht, daß eine von Gott abgefallene, nach zwei Jahrtausenden der Bevormundung endlich zum Mündigsein frei gewordene Menschheit dem Dritten Reich ihres eigenen, heilig gesprochenen Schöpfergeistes das Paradies auf Erden bereiten werde. Mit jener reibungslos leichten Welt, wie sie den letzten beiden Jahrzehnten des ausgehenden 19. Jahrhunderts das Gepräge einer unerhörten Kraft und Machtentfaltung verlieh, hatte die gewaltige Entwicklung ihren Anfang genommen; das Ziel der Erfüllung, in der sie endigen sollte, lag fast greifbar vor Augen.

O Jahrhundert, o Wissenschaften! Die Geister erwachen... Es ist eine Freude zu leben! — jubelte ein über Gott, die Welt und sich selber emporgewachsenes Geschlecht mit dem Helden der Reformation, wenn freilich die Worte dabei einen anderen Sinn bekamen: Die Wissenschaft war die Befreierin des erwachenden Geistes aus den Fesseln der Vorurteile. Wie war es möglich gewesen, daß die Menschheit die Last ihrer Ketten so lange geduldet hatte, ohne sich aufzulehnen gegen die Vorstellung eines ihr Geschick nach unerforschlichem Ratschluß lenkenden Gottes? — Vor dem Licht der modernen Forschung gab es nichts mehr, das unerforschlich gewesen wäre. Die Nacht war vergangen — zu neuen Ufern lockte ein neuer Tag. Ein Frühling brach an, der das Eis des Denkens und des Empfindens hinwegtauen, die

Bäche und Ströme der Alliebe und Allgüte aufreißen sollte, den Lauf unaufhaltsam ins Meer der Menschenverbrüderung, der Volks- und der Völkerversöhnung zu nehmen.

Was von dem herrlichen Traum der Wolkenstadt war wirklich geworden? — Wohin wir den Blick auch wandten: diese ganze entgeistigte und entseelte Welt stellte sich dar als ein ungeheures, in seiner Gesamtausdehnung kaum überschabares Trümmer- und Totenfeld. Die Stadt in den Wolken, deren Zinnen den Himmel einstoßen, ihn auf die Erde herabzwingen wollten — heute ist sie eine in sich zusammengebrochene Ruine. Der Katastrophe des Weltkriegs, in der das Donnerwort des Gerichts aus Gottes Ewigkeit ihre Mauern und Quadern erschütterte, folgten unzählige weitere einstürzende Katastrophen. Und wo irgend ein Wiederaufbau sich anbahnen möchte, stehen das Entsetzen einer kaum überwundenen furchterlichen Vergangenheit, die Unsicherheit einer aus aller Ordnung geworfenen Gegenwart, die Furcht und das Mißtrauen gegenüber einer verhüllten Zukunft jeder entscheidenden Tat lähmend entgegen. Der Boden ist unterwühlt; der tönerner Berg, der kein Fels ist, kann eine neue Stadt in den Wolken nicht tragen.

Jene Entwicklung, in der die Menschheitsgeschichte seit zwei Jahrtausenden steht, scheint am Ende zu sein. Die Krise, die mit dem Ausbruch des Weltkriegs keineswegs ihre Höhe erreichte, sondern erst ihren Anfang nahm, treibt einer außerordentlichen Auseinandersetzung zwischen Geist und Ungeist entgegen — einem Kampf, der aber nicht bloß mit geistigen Waffen zum Austrag gebracht werden wird, den vielmehr die Gewalt entscheidet. Das Rad der Weltgeschichte, die zum Weltgericht über die Völker der Erde ward, rollt dem Abgrund zu; keinerlei noch so staatsklug betriebene Politik wird den Absturz ins Bodenlose vermeiden. Denn hier und jetzt handelt es sich nicht etwa um eine Konstellation, die von der zufälligen Ungunst der Zeitverhältnisse abhängig wäre, sondern um den Ablauf einer historisch bedingten Notwendigkeit: den Untergang einer, mit dem Untergang der Religion dem Sterben verfallenen, in Überreife und Überalterung zum Zerrbilde ihrer selbst gewordenen „Kultur“ der Entgeistigung und der Entseelung. Nicht Anzeichen sind es, die man so oder so ausdeuten könnte; Tatsachen liegen vor, die den Zerfall, die Auflösung der Kultur des gesamten Abendlandes offen beweisen.

Die Intervention eines einzelnen oder selbst vieler, zu einem Bund der Völker zusammengeschlossener Staaten verhindert das Ende mit Schrecken, das auch als äußere Katastrophe die innere begleiten, beziehungsweise sich aus dieser ergeben wird, ganz gewiß nicht. Von der Politik hat man wohl gesagt, daß sie die „Kunst des Möglichen“ wäre. Und es will scheinen — oder besser: es ist an dem, daß wir mit unserer Politik an die Grenzbereiche des Möglichen längst, vielleicht zu lange schon stießen. Sollte da nicht — rein logisch! — der einzig rettende Ausweg darin zu finden sein, daß wir die Einengung in das Mögliche kühn überschreiten, in jener Erkenntnis, die Sören Kierkegaard vor bereits acht Jahrzehnten begriff und klar formulierte: Was sich ausnahm wie Politik und sich einbildete, es zu sein, wird als religiöse Bewegung sich erweisen? Im rücksichtslosen Entschluß zu einer Politik des Unmöglichen, deren ins Ewige gemauerte Fundamente nicht als eine Stadt in den Wolken, sondern — im Glauben an eine Intervention von oben — als feste Burg des lebendigen Gottes gegründet werden. Mag der Untergang des Abendlandes, oder auch der einer in Zivilisation an sich selber krank und irre gewordenen Welt immerhin im Bereich des Möglichen eine unabänderliche Notwendigkeit sein — in der mutigen Grenzüberschreitung zum Unmöglichen hin ist er es nicht; dort waltet wohl ein gerechtes Gericht, aber keine blinde Notwendigkeit, die ein unausweichliches Schicksal wäre. Untergang oder Aufgang: der Entscheidung der Christen ist dieses Entweder-Oder anheimgegeben.

Freilich, da drängt sich die Frage auf, wo denn die Christen, die den Lebens- und Todesmut zu einer Politik des Unmöglichen haben, heute zu finden wären? Nur allzu bezeichnend für ihre und unsere Gegenwart spricht Ellen Key in ihrem Hauptwerk, dem „Lebensglauben“, von dem „dissoluten, charakterlosen, belletristischen, koketten und epikuräischen Christentum“ unserer Tage; sie klagt es an, es wähne noch immer, „unter Christi Kreuz zu voller Menschlichkeit sich zu erheben“, aber — dieses Kreuz werde „immer dünner geschnitten und verziert mit allerlei Kulturbäumen“. Überaus „zeitgemäß“ sei das Christentum auf diese Weise geworden.

Zeitgemäß? Wie ist das zu verstehen? — Nun, um ein krasses Beispiel vorweg zu nehmen, wohin ein dissolut und charak-



terlos, belletristisch kokettes Christentum in seinem, das Kreuz immer dünner schnitzenden, es mit allerlei Kulturbäumen verzierenden, lebensgefälligen und nachsichtigen, anpassungsfähigen Epikuräismus sich zu verlieren vermag, sei noch einmal das Land der unbegrenzten Möglichkeiten jenseits des Ozeans in den Kreis der Betrachtung gezogen. Von dort kommt die Kunde, die bedenklich das lügenhafte Idol einer, in „christliche“ Vorstellung übertragenen Stadt in den Wolken heraufbeschwört, daß man plant, in der City Newyorks, am Ufer des Hudson, einen Broadwaytempel zu konstruieren. Ein Gotteshaus, das der Bestimmung dient, neben einer Kirche und sonstigen, für kirchliche Zwecke vorgesehenen Räumen Privatwohnungen und Geschäftsläden, eine Schwimmanstalt und Vergnügungslokale, zuguterlegt sogar ein in modernstem Komfort ausgestattetes Hotel mit 644 Zimmern in sich zu vereinen. Grelle Plakate in den Tageszeitungen und vornehmlich in den viel gelesenen Magazinen schrien den Plan heraus und warben um Kapitalien: „Religion und Einkommen! Glorifiziert durch eine wunderbare Idee!“ Denn diese zeitgemäß epikuräische Gründung, in ihrer Verquickung von Religion und Verdienst ein typischer Ausdruck des Amerikanismus, soll sich für die an ihr beteiligten Aktionäre dividendenreich finanzieren.

Mag dieses Projekt auch ein Äußerstes sein, so ganz befremdlich und überraschend kann es uns nicht berühren — in einem Lande, wo man es fertig gebracht hat, uralte Kirchenhymnen in Jazzrhythmen zu übertragen und religiöse Lieder im Tanztakt rundfunken zu lassen, um das Interesse der „Gläubigen“ für gottesdienstliche Handlungen „zeitgemäß“ zu beleben. Ein Auswuchs moderner Entgeistigung und Entseelung übrigens, den festzustellen wir gar nicht mehr nötig haben, uns nach Amerika zu begeben: In der Stephanskirche zu London hat unlängst — die Meldung ist im Februar 1928 in der deutschen Presse veröffentlicht worden — ein Geistlicher eine Jazzbandkapelle zur Unterstützung der Orgelbegleitung beim Gemeindegesang herangezogen. Ein in Für und Wider heftig umstrittenes, inzwischen von einer ganzen Anzahl anderer Londoner Geistlicher gebilligtes Experiment, das dieser Vorkämpfer für eine zeitgemäße Umgestaltung der Kirchenmusik gleichfalls damit verteidigt hat, daß er „die Gemeinde aus ihrer Gleichgültigkeit aufrütteln“ wolle. Jazz im Gottesdienst, Tanzweisen auf der Orgel — die

„Bosfische Zeitung“ schreibt dazu voller Triumph unter dem 14. Dezember 1928: „In der Jazzorgel hat das moderne zerfallende Christentum die virtuoseste Persiflage auf sich selbst sanktioniert.“

Christentum voller Dissolution: Auch von den Kanzeln herab hört man es vielfach bei uns verkünden ... Ich erinnere mich einer Sonntagnachmittagspredigt im Dom St. Petri zu Bremen. Jener „Gottesdienst“ vermied jede Schriftverlesung, von Gott und Gotteswort war überhaupt nicht die Rede. Der Inhalt der Predigt bewegte sich um das, für die „Aufklärung“ der Jahrhundertwende bezeichnende Thema: So wollen wir, daß der Mensch lebe! Der Leitgedanke: Durch die Bervollkommnung und Vollandung „des Menschlichen“ in uns würden wir „die Höhe der Götter“ erreichen. Hier ward mithin von der Kanzel eines evangelischen Gotteshauses herab die Irrlehre des atheistischen Materialismus verkündet. Horaz und Pindar, vornehmlich aber Nietzsche dienten als Kronzeugen — Nietzsche, der Antichrist, der gläubiger gewesen sei als der sogenannt Gläubigen manch einer.

Ich weiß, daß es sich hier um einen außergewöhnlichen Fall handelt, indem die kirchlichen Verhältnisse in Bremen besonders liegen. Aber eine andere Begebenheit, die sich gleichfalls tatsächlich in einer nordostdeutschen Großstadt ereignet hat, dürfte vielleicht eine gar nicht mehr ganz vereinzelte Ausnahme darstellen, sondern für manche Ereignisse ähnlicher Art beinahe typisch sein. Die Frauenhilfe einer Kirchengemeinde warb für ein Wohltätigkeitsfest, für das sie das folgende Programm vorsah: Auftreten erster Kabarettkünstler, Würfelbude und sonstige Volksbelustigungen; bei Eintritt der Dunkelheit Ball. Ist diese Verquickung von Religion mit Einkommen und Vergnügen von der Heranziehung einer Jazzband zur Begleitung des Gemeindegesangs wirklich so weit verschieden? — Manch einer dürfte wohl über ein Vorkommnis ähnlicher Anlage zu berichten haben. Dissolut, charakterlos und kokett, bellettristisch und epikuräisch: nicht e i n e Eigenschaft, die auf diese Art Christentum nicht in Anwendung zu bringen wäre. Nur — daß man hier von einer Verzierung „mit allerlei K u l t u r blumen“ nicht gut mehr sprechen kann; treffender wäre von einem Blütenreiben entchristlichter Zivilisation die Rede.

In drohender Deutlichkeit erseht da auch für den Christen

jenes richtende Urteil, das Johannes Schlaf über die entgottete Welt der zum Untergang reifen Jahrhundertwende abgelegt hat: „Wir Kolonie von Fertigen“ — mit jener Erweiterung, in der Spengler diesen Begriff ergänzte: Wir Menschen des sinkenden Abendlandes sind religiös fertig geworden, was alles übrige „Fertigwerden“ unserer Kultur in sich begreift. Sollte es tatsächlich daran sein, daß auch der Glaube, das Lebensgefühl, das dem Christentum inne wohnt, von der scheinbar logischen Allgemeingeseßlichkeit der Auflösung, der „Dissolution“, mit in das große Sterben gerissen wurde? Ist das Christentum überhaupt noch eine Entscheidung wirkende Lebensmacht, die das Dasein des Einzelnen und des Volks, der Nationen durchdringt und kräftigt?

Gerade im Hinblick auf unsere Zeit mit ihrem furchtbaren Weltkrieg und den noch fürchterlicheren Revolutionen ist dies vielfach bestritten worden: Das Christentum der christlichen Staaten habe die Weltkatastrophe nicht zu verhindern vermocht und sich damit als unfähig und überflüssig erwiesen; weitest gewertet, sei der große Kulturbankrott geradezu ein Bankrott der christlichen Weltanschauung gewesen.

An dem ist es nicht; wir haben gesehen: Was mit dem Ausbruch der unheilvollen Massenpsychose seinen Bankrott erlitt, war nicht das Christentum, sondern im Gegenteil die absolute Entchristlichung, die sich der Autorität der Bibel entwachsen wähnte. Trotz allen vermeintlichen Fortschritts, der ihr die Wahrheit abstreiten möchte, setzt die Bibel sich durch — gegen alle Aufklärung, die der Menschheit nichts als den Fluch der Entgeistigung und der Entseelung bescherte. Heute ist das Buch der Bücher bereits in mehr als 570 Sprachen übertragen; es gibt nur noch wenige Völker, denen es unbekannt blieb. Da es sich aber von Jahr zu Jahr ein bis zwei neue Sprachen erobert, so ist der Zeitpunkt für die Erfüllung der Weltmission des Evangeliums an alle Völker nahe herbeigekommen.

Am Evangelium und seiner Lebenskraft demnach liegt es nicht, wenn wir aus unserer Krise nicht zur Genesung finden. Wohl aber an den Christen. Ein Dichter der jüngeren Vergangenheit, der größte, den unsere Gegenwart bis auf den Tag kennt, Henrik Ibsen, hat über das dissolute, tofette Durchschnittschristentum unserer Generation in Versen des „Brand“ geschrieben:



Geh bloß umher im weiten Land  
 Und leg dein Ohr an Wand um Wand  
 Und merk, wie jeder Bruder Christ  
 Von allem nichts und etwas ist.  
 Ein wenig ernst an Feiertagen,  
 Ein wenig fromm nach Väterbrauch,  
 Ein wenig lüstern nach Gelagen, —  
 Denn dieses war'n die Väter auch! . . .  
 Doch all das voll Bescheidenheit.

Was kommt dabei heraus?

Sein Fehl, sein Vorzug reicht nicht weit.  
 Er ist ein Bruch in Böß und Gut,  
 Ein Bruch in allem, was er tut;  
 Doch 's Schlimmste: Jeder Bruchteil bricht  
 Des Bruches ganzen Rest zunicht.

Das eben ist das Ergebnis des „bescheidenen“ Christentums halber Glaubenscharaktere, mit ihrer liebenswürdig praktischen, „zeitgemäßen“ Tatsachenphilosophie des „Ein wenig“ — ein wenig ernst, ein wenig fromm, ein wenig lüstern, die ja alles mitmachen, allen gerecht werden und beileibe nirgends Anstoß erregen möchten: der perfekte Bruch, in dem Fehl und Vorzug nicht gar weit reichen. Auch unter den Christen regiert eben jene, von Ibsen in seinem männlichen, tragischen Lebenskampf als unzulänglich gezeißelte kompakte Majorität, die aus vielen Teilen niemals ein Ganzes schweift und in sich zusammenschrumpft, weil nicht schon der einzelne Teil ein in sich gefestetes Ganze ausmacht. Ihre Lösung ist — im religiösen genau so wie im politischen und im gesamten öffentlichen Leben: Unverantwortlichkeit, wobei der eine dem andern gern die Verantwortung zuschieben möchte, in dem wohlthuend ruhigen Bewußtsein der eigenen Pflichterfüllung, die, aufgeteilt in die Vielheit, ein Nichts bedeutet; in der in Sicherheit gewiegten Gewißheit, daß es nun für ihn selbst jedenfalls nicht allzu schlimm auslaufen könne, weil das, was man selber wirkt, nur eine unauffällige Kleinwinzigkeit ist, nicht der Bruchteil einmal einer Tat, der Bruchteil allenfalls einer — Stimme. Etwas geben sie gern ohne weiteres her, aber ihr Alles in die Wagschale der Entscheidung zu werfen, erscheint diesen guten Gesellschaftskristen allzu gefährlich. Sie lieben vor dem Alles das Nichts, weil dieses Nichts der Geist ist, den sie begreifen.

„Als Originale geboren, sterben sie als Kopien“ — hat jemand gesagt, der sich in diesem Menschenschlag modern epikuräischer Christen ausgekannt haben dürfte. Es ist derselbe Gedanke, wie er uns wieder bei Ibsen, in seinem „Peer Gynt“, begegnet, den vor dem Verhängnis, als ein „mißratener Fuß“ umgeschmolzen zu werden, allein die Beantwortung jener Kardinalfrage retten könnte:

Wo er war — in der Brust der Bestimmung Keim?

Wo er war, wie sein Gott ihn gewollt und verstanden?

Wer folgt heute noch seiner „Bestimmung“, wo alles feilscht und kompromittiert um den Beifall der Vielzweigen?

Aber geht das denn an? Bedürfen wir nicht der „konventionellen Lüge“? Auf dem Papier, das bekanntlich geduldig ist, mag das Entweder-Oder sich ja theoretisch recht schön annehmen; aber muß nicht gegenüber der nüchternen Wirklichkeit der öffentlichen und der Regierungsgeschäfte jegliche Überspannung, die Kompromisse nach rechts und nach links verweigert, zum Versagen verurteilt sein? — Nun, unser größter deutscher Staatsmann, Bismarck, dürfte sich auf das öffentliche und auf das Regierungsgeschäft doch sicher verstanden haben? Er aber entnahm sich die Ordnung der Dinge nicht von der Zufallsmehrheit kompakter Majoritäten, die sich heut so, morgen so entscheiden, sondern er holte sie sich aus dem ständig aufrecht erhaltenen Zusammenhang mit dem Einzelnen über den Sternen. Seine staatsmännische Weisheit wurzelte in der Erkenntnis: „In der Weltgeschichte sind Völker, Menschen, Staaten hier unten alles nur Übergang, das Ewige ist droben.“ Die Politik des Unmöglichen, mit der das Deutsche Reich als eine Möglichkeit von diesem seinem Gründer heraufgeführt und derart gefestigt ward, daß selbst Zusammenbruch und Revolution es nicht sprengen konnten, findet ihren Ausdruck in dem folgenden Bekenntnis, das Zeugnis ablegt von der tief sittlichen — tief christlichen Auffassung seiner politischen Sendung: „Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, so hätte ich das Diplomatengeschäft überhaupt nicht übernommen.“

„Zeitgemäß“ mag das nicht sein; aber weiter jedenfalls als mancher Regierungsmann und Volksbeglucker unserer Gegenwart ist dieser Bismarck denn doch gekommen. Sein „Erfolg“ sollte zu denken geben, gerade in einer Zeit, wo ja einzig der

äußere Erfolg über Wert und Anerkennung entscheidet. Als man ihn nachmals fragte, warum er Schüler nicht hinterlassen habe, die berufen wären, sein Werk fortzusetzen und zu vollenden, erwiderte er: Charaktere könne auch er nicht machen. Unserer, ins Unpersönliche nivellierten, entgeistigten und entseelten Charakterarmut fehlen sie gänzlich. Kein Entweder Oder lenkt mehr die Stunde, weil die Persönlichkeit auch unter den Christen eine so äußerst seltene Erscheinung geworden ist — jener Einzelne, der nach Kierkegaard sein Selbst auf die Spitze eines Entschlusses stellt, wo freilich kein Platz ist für eine, auf all und jeden Fall über den Wassern der Sintflut zuverlässig schwimmende Rettungsarche.

Die Spitze eines Entschlusses: das ist die Tat, die der Einzelne allein auf seine Schultern genommen hat, mit der er vertrauend hinabstürzt in die ihn umbrandende Flut, ein mutiger Schwimmer auf siebenzigtausend Faden Tiefe die Wasser teilt — im Glauben, daß ihm die Rettung dennoch gelingen werde. Politik des Unmöglichen — möglich gemacht durch christliche Charaktere! Wie sie erstanden dem Werk der Reformation — in einem Ulrich von Hutten, dessen Wahl- und Wahrspruch lautete: „Ich hab's gewagt!“ In einem Luther, als er zu Worms vor Kaiser und Reichstag trat: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.“ Hinter diesen Männern haben auch keine kompakten Majoritäten gestanden, sie waren aber auch nicht Kopien, sondern Originale. Menschenfurcht kannten sie nicht: „Ich hasse von Herzen die großen Sorgen“, schrieb Luther an Melanchthon. „Daß sie Dein Herz so verzehren, daran ist nicht die Größe der Gefahr, sondern die Größe Deines Unglaubens schuld. Was kann denn der Teufel mehr tun, als daß er uns erwürge? Was noch??! Dann laß uns untergehen. Der unser Vater geworden ist, der wird auch unser Kinder Vater sein.“ Das ist die Spitze eines Entschlusses — Politik des Unmöglichen, die das Rad der Weltgeschichte, das schon damals zum Untergang rollte, nicht nur aufhielt, sondern zurückwarf.

Was kann der Teufel mehr tun, als daß er uns erwürge? Was noch??! — Das ist die Stimmung, aus der heraus Luther der protestantischen Christenheit ihr Trutz- und Siegeslied schuf, das wir heute noch häufig singen, dessen Inhalt aber in seiner ganzen, vollen Tiefe nur selten erfaßt und noch seltener beherr-



zigt wird: Und wenn die Welt voll Teufel wär' . . . Das Reich muß uns d o c h bleiben! Das ist Geist und Sprache — mehr: das ist T a t der Reformation, die jedoch kein zum Stillstand gekommenes geschichtliches Ende ist, sondern ein Anfang, der immer neue Forderungen vor uns errichtet.

Was noch??! — Nur Bereitschaft des Todes kann Bereitschaft zum Leben sein. „Nur als ein Heer zum Tod Bereiter erreicht ein Volk sein Kanaan!“ heißt es im „Brand“; und ähnlich bei Björnson in „Über die Kraft“: „Willst du, daß etwas leben soll, so stirb dafür.“ Und bei Carlyle, dem berühmten Geschichtsschreiber Englands: „Kein Mensch, der etwas Namhaftes in der Welt vollbringen will, darf erwarten, es zu vollbringen, es sei denn unter dieser Bedingung: ich will es vollbringen oder sterben.“ So sieht christliche Politik des Unmöglichen aus, wie sie allerdings nicht in unseren Parlamenten betrieben wird, auch in keinem Völkerbundsrat; mit diplomatischen Verhandlungen und mit politischen Wahlsystemen — mit Hinüberschießen nach dem vermutlichen Ergebnis der Abstimmung kompakter Majoritäten hat sie gar nichts zu schaffen.

An diesem Maßstab gemessen, sei nochmals gefragt: Christen, wo sind die Christen? Wo in unserem kulturellen und staatlichen Leben die Männer und Frauen, die so sind, wie der Petrusbrief sie verlangt: „Als die lebendigen Bausteine bauet euch auf zum geistlichen Hause?“ Wobei, wohlgemerkt, von l e b e n d i g e n Bausteinen ausdrücklich die Rede ist, denn mit toten Bausteinen kann die Stadt Gottes niemals gegründet werden.

Was tun wir denn, wenn wir dem Jammer des Volks, dem Elend und dem Verlangen der Menschheit in der Not unserer Zeit gegenüberstehen? — Wir helfen die Volksverzweiflung durch unsere eigene Mut- und Tatlosigkeit, durch feige Resignation und feiles Kompromittieren nur noch vergrößern. Was hätte Christus getan, wenn er in unsere Gegenwart hineingestellt worden wäre? . . . Matthäus berichtet im neunten Kapitel: „Da er das Volk sah, jammerte ihn desselbigen, denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.“ So weit empfindet der Heiland durchaus menschlich-natürlich. Aber dabei bleibt er nicht stehen; jetzt erst folgt das, was Gottes Weisheit von der Weisheit der Menschen scheidet. Bei uns ist der Jammer Resignation, oder, wie

Spengler es ausdrückt, Ergebung in ein verhängtes Fatum, ein unausweichliches Schicksal. Nicht so bei Christus. Der Evangelist fährt fort: „Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß.“ In der Saat der großen Verzweiflung sah er die große Ernte reifen.

Verzweiflung: Kierkegaard hat sie „die Krankheit zum Tode“ genannt. Eine Krankheit jedoch, die, wenn wir den Sinn der Krankheit richtig verstehen, sich nicht wirklich zum Sterben entscheidet. Ihr Ziel ist vielmehr die Genesung. Denn diese Verzweiflung stellt sich näher gesehen dar als eine Verzweiflung am eigenen Wesen, in der man sich selber los sein möchte, und die einen doch zwingt, an sich und seine Verzweiflung sich anzuklammern, ohne Lust zum Sterben und ohne Freude am Leben. Hier aber ist der Kreuzweg, an dem der Einzelne, und wir dürfen es wohl erweitern: an dem ein Volk, an dem die gesamte Menschheit ihrem Gotte begegnet.

Unser Volk — die Menschheit ward an solch einen Kreuzweg gestellt. An einen Kreuzweg — wenn wir es wollen, so nicht zum Untergang, sondern zur Auferstehung. Die Politik des Unmöglichen führt den ganz gewiß steilen, aber ebenso ganz gewiß nicht unersteiglichen Weg zur Höhe hinan: den Weg der Wiedergeburt einer in Entgeistigung und Entseelung zu Tode gegangenen Kultur aus der erneuernden Kraft christlichen Glaubens und Lebens. Auf dem obersten Gipfel der Bergkette aber ragt — keine phantastische Stadt in den Wolken mehr, sondern die ewige Stadt des in Wandel und Übergang „bleibenden Reiches“, deren Zinnen im Leuchten des Sonnenaufgangs sich in den Himmel erheben.

---

# Inhalt

	Seite
Vorwort . . . . .	3
Zur zweiten Auflage . . . . .	6
<b>Erstes Kapitel: Halbe Resignation und ganze Verzweiflung</b>	
1. Der Untergang der Religion . . . . .	10
2. Die Stadt in den Wolken . . . . .	20
3. Vollende dich! . . . . .	32
<b>Zweites Kapitel: Wir Kolonie von Fertigen!</b>	
1. Das irreligiös gewordene Lebensgefühl . . . . .	45
2. Wir Kolonie von Fertigen! . . . . .	57
3. Die Stadt der Wirklichkeit . . . . .	68
<b>Drittes Kapitel: Europa steht vor dem Selbstmord</b>	
1. Menschlein, ich rief dich! . . . . .	79
2. Der Sieg der Gewaltlosigkeit . . . . .	92
3. Utopia sei dein Traum! . . . . .	103
<b>Viertes Kapitel: Entchristlichung bedeutet Entfittlichung</b>	
1. Mündig geworden zum Sterben . . . . .	118
2. Die Ehe ein Jazz . . . . .	129
3. Im Jahrhundert des Kindes . . . . .	146
<b>Fünftes Kapitel: Kultursurrogate</b>	
1. Es ist Eis in ihrem Lachen . . . . .	166
2. Die Kunst als Ohnmacht und Lüge . . . . .	184
3. Durch Symbole der Ewigkeit reden . . . . .	194
4. Eine moralische Anstalt? . . . . .	204
5. Finis musicae? . . . . .	228
<b>Sechstes Kapitel: Die Welt der Realität</b>	
1. Die satanische Frage der Zufallsmehrheit . . . . .	245
2. Zwischen zwei Kriegen . . . . .	258
3. Zwischen zwei Revolutionen . . . . .	282
<b>S u m m a S u m m a r u m</b>	
Die Politik des Unmöglichen . . . . .	293







GTU Library



3 2400 00778 1366

## DATE DUE

[illegible]

PRINTED IN U.S.A.

GTU Library  
2400 Ridge Road  
Berkeley, CA 94705  
(510) 649-2500



